

Universitätsbibliothek Wuppertal

Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1923

Zweites Buch. Zur Analyse des Inhalts

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-5305](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-5305)

ZWEITES BUCH
ZUR ANALYSE DES INHALTS

DIE

Ale
oi
xo
o
635
n

Diese Besce
gibt (B 63)
und Akarnanien
als rd dvrnige
dny Anapvov
Die wertvolle Be
al hawes, daß
nicht, daß wir ein
nicht in einer a
inder von Leuk
journ bei Strabo
von Namen mit A
schung zu Olym
in ferkalen dier
heit. Aber der
nicht. In einem
er nicht einlach
dann von, in der
der für Landschaft
als über den Altar
nicht den Namen A
daß es wirklich
7-176: Apollon

1. Bild, in 8. 176: und
176: Apollon

ERSTES KAPITEL

DIE HEIMAT DES ODYSSEUS

Αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς ἦγε Κεφαλλήνας μεγαθύμους,
οἳ ῥ' Ἰθάκην εἶχον καὶ Νήριτον εἰνοσίφυλλον,
καὶ Κροκύλει' ἐνέμοντο καὶ Αἰγίλιπα τρηχεῖαν,
οἳ τε Ζάκυνθον ἔχον ἢ δ' οἱ Σάμον ἀμφενέμοντο,
635 οἳ τ' ἤπειρον ἔχον ἢ δ' ἀντιπέραι' ἐνέμοντο·
τῶν μὲν Ὀδυσσεὺς ἦρχε Διὶ μήτιν ἀτάλαντος.

Diese Beschreibung, die der Schiffskatalog vom Reiche des Odysseus gibt (B 631 ff.), hat schon Strabon so verstanden, daß darin Leukas und Akarnanien mitbegriffen seien, X 2, 10 (p. 453): ἤπειρον μὲν οὖν καὶ τὰ ἀντιπέρα τῶν νήσων βούλεται λέγειν, ἅμα τῇ Λευκάδι καὶ τὴν ἄλλην Ἀκαρνανίαν συμπεριλαβεῖν βουλόμενος. Ebenso die Neueren. Eine wertvolle Bestätigung brachte Wilamowitz (HU. 73), indem er darauf hinwies, daß Δ 491 ein Gefährte des Odysseus mit Namen Λεῦκος auftritt, daß wir einen anderen Λεῦκος der Penelope Nachstellungen bereitend in einer alten Sage finden¹⁾, daß endlich die Alkmaionis als Gründer von Leukas den Bruder der Penelope, Leukadios, nannte (nach Ephoros bei Strabon 452). In allen drei Fällen stehen Männer, die durch ihren Namen mit Λευκάς zusammenhängen, in einer nahen persönlichen Beziehung zu Odysseus. Das stimmt aufs beste zu der Ansicht, die wir also festhalten dürfen, daß zum Reiche des Odysseus in B auch Leukas gehört. Aber der Dichter nennt es nicht, während er doch Namen genug aufzählt. In einem von diesen könnte es ja versteckt sein; doch warum sagt er nicht einfach Λευκάς, wie er doch Arkadien, Elis, Euböa, Lakädämon usw. in der gewöhnlichen Weise benennt? Fast scheint es, als habe die Landschaft — Halbinsel oder Insel — zur Zeit des Verfassers von B oder des Älteren, dessen Werk sich der Verfasser von B zunutze macht, den Namen Λευκάς noch nicht gehabt.

Daß es wirklich so gewesen ist, sagt Strabon mit klaren Worten, X 2, 8 (p. 452): Κορίνθιοι . . . τῆς χερρονήσου διορύξαντες τὸν ἰσθμὸν

1) Schol. zu δ 797 mit Lykophr. Alex. 1218 verbunden durch Wilamowitz, De Lycophronis Alexandra (Greifswalder Ind. schol. 1883/4) p. 5.

ἐποίησαν νήσον τὴν Λευκάδα, καὶ μετενέγκαντες τὴν Νήριτον ἐπὶ τὸν τόπον, ὃς ἦν ποτὲ μὲν ἰσθμός, νῦν δὲ πορθμὸς γεφύρα Ζευκτός, μετωνόμασαν Λευκάδα, ἐπώνυμον — δοκῶ μοι — τοῦ Λευκάτα· πέτρα γάρ ἐστι λευκὴ τὴν χροάν, προκειμένη τῆς Λευκάδος εἰς τὸ πέλαγος καὶ τὴν Κεφαλληνίαν, ὡς ἐντεῦθεν τοῦνομα λαβεῖν. Daß der »weiße Fels« — der auch im Gesichtskreise der Odyssee liegt (ω 11), so daß Λεῦκος und Λευκάδιος unmittelbar nach ihm benannt sein können — für Stadt und Halbinsel den Namen geliefert hat, versteht sich von selbst. Nach Strabon ist das überhaupt erst geschehen, als die Korinther in diese Gegend kamen, also gegen 700 vor Chr.; denn wenn er gemeint hätte, daß die Halbinsel früher schon so geheißen habe, so würde er den Namen der Stadt eben hiervon und nicht unmittelbar von dem weißen Vorgebirge abgeleitet haben. Ähnliches berichtet Plinius nat. hist. IV 2: *Dein sinus, ac Leucadia ipsa paeninsula, quondam Neritis appellata, opera accolarum abscissa a continenti ac reddita ventorum flatu congeriem arenae accumulantium: qui locus vocatur Dioryctos, stadiorum longitudine trium. oppidum in ea Leucas, quondam Neritum dictum.* Hier bekommen wir zugleich einen älteren Namen für die Halbinsel: *Neritis*. Doch möchte ich diesem ganz vereinzelt stehenden Zeugnis nicht allzusehr trauen; die Angabe könnte, ohne positiven Anhalt, aus der anderen herausgesponnen sein, in der Plinius mit Strabon übereinstimmt: daß die Hauptstadt ursprünglich Νήριτος hieß.

Von dieser ist wohl zu unterscheiden Νήρικος — πόλις Ἀκαρνανίας, ἦν Ὅμηρος ἀκτὴν φησὶν ἡπείροιο, ἣτις ἐστὶν Ἀκαρνανία, so bezeugt bei Stephanos von Byzanz. Noch zur Zeit des peloponnesischen Krieges war Nerikos ein Küstenplatz, von dem aus man versuchen konnte den Leukadiern Schaden zu tun; von einem mißlungenen Handstreich dieser Art, bei dem im J. 428 der athenische Geschwaderführer Asopios fiel berichtet Thukydides (III 7). Liest man dessen Darstellung (πλεύσας ἐς Λευκάδα καὶ ἀπόβασιν ἐς Νήρικον ποιησάμενος ἀναχωρῶν διαφθείρεται αὐτός τε καὶ τῆς στρατιᾶς τι μέρος ὑπὸ τῶν αὐτόθεν τε ξυμβοηθησάντων καὶ φρουρῶν τινων ὀλίγων), so hat man zunächst den Eindruck, Nerikos sei an der Küste von Leukas gedacht. So habe auch ich es früher verstanden, und für dieselbe Auffassung ist Herkenrath mit eingehender Begründung eingetreten²⁾. Er meint, man dürfe den Ort »nicht zu nahe bei [der Stadt] Leukas« suchen, und vermutet seinerseits, er habe in der Ebene von Nidri gelegen. Aber wenn das zuträfe, so wäre dieses Nerikos mit dem, das einst Laertes erobert hatte (ἐυκτίμενον πολίεθρον, ἀκτὴν ἡπείροιο ω 377 f.), nicht identisch, was doch allgemein,

2) Herkenrath, »Nerikos«, Mitteilungen arch. Instit. Athen 36 (1911) S. 207—211. Dagegen Dörpfeld, ebenda 212—219: »Das homerische und klassische Nerikos«.

ausdrücklich auch von Herkenrath, angenommen wird; denn jenes lag, wenn wir dem Stephanos glauben, an der Küste von Akarnanien. Und wenn wir ihm nicht glauben: auch zu dem, was Homer selber sagt — »Vorsprung des Festlandes« — will die Lage in einer geschützten Ebene nicht stimmen. Vielleicht war das ganze Leukas eine Halbinsel und mochte ἀκτὴ ἡπειροῖο genannt werden? Darüber wird gestritten; aber nehmen wir es einstweilen an, so konnte doch diese Bezeichnung nicht, mit ἐκτίμενον πτολίεθρον gleichgeordnet, als Apposition zu dem Namen eines einzelnen auf der Halbinsel gelegenen Ortes treten. Bleiben wir also, mit Wilamowitz und Dörpfeld, bei der Angabe des Stephanos; dann lag Nerikos auf einer Landspitze gegenüber der Halbinsel Leukas, nicht allzuweit ab von der Stadt Leukas, so daß deren Bewohner das Festsetzen eines Feindes an dieser Stelle nicht dulden durften. Πλεύσας ἐς Λευκάδα heißt dann »fuhr gegen Leukas«, wie ἐς Ἴλιον ἐστράτευσαν (Thuk. I 12); denn daß Λευκάς mindestens ebensogut von der Stadt gesagt werden konnte wie von dem Landesteil, zu dem sie gehörte, für den, wo es darauf ankam, noch der unterscheidende Name Λευκαδία zu Gebote stand, ist außer Zweifel. Dörpfeld hat Beispiele aus Thukydides angeführt; er hat weiter, was wichtiger ist, eine Stelle an der arkananischen Küste nachgewiesen, die den für die Lage von Νήρικος ermittelten Bedingungen entspricht.

Eine Schwierigkeit bleibt doch noch. Ist nicht Νήρικος (bei Thukydides und in ω) im Grunde derselbe Name wie Νήριτος? So sah Stephanos es an. Dann ist aber die doppelte Verwendung höchst auffallend; auf der leukadischen Seite lag ja die alte Stadt Νήριτος oder *Neritum*, von der Strabon und Plinius berichten. So möchte ich doch lieber glauben, daß der Unterschied von κ und τ nicht bedeutungslos war, sondern beabsichtigte Differenzierung, aus den ältesten Zeiten griechischer Besiedelung dieser Küsten herstammend. Aber nun begegnet uns drittens Νήριτον auch auf Ithaka! Wilamowitz meinte: »Aus der »Stadt Neritos = Nerikos an der arkananischen Küste haben minder »geographisch bewanderte Dichter (oder vielmehr einer, dem 122. v 352 »gehören) einen Berg auf Ithaka gemacht, worauf dann spätere Mytho- »und Geographen fußen« (HU. 73). Das heißt doch auf eine Erklärung verzichten. Und unter den Landesheroen, denen die Ithakesier ihre Versorgung mit Trinkwasser verdankten, steht Neritos neben Ithakos (p 207), mit dem Namen der Insel verbunden der des Berges auch im Schiffskatalog: Ἰθάκη καὶ Νήριτον εἰνοσίφυλλον.

Freilich war dieser Berg auf dem Ithaka der historischen Zeit nicht zu finden; das hat vor mehr als fünfzig Jahren Conrad Bursian (Geogr. v. Griech. II S. 367) richtig erkannt aus der Art, wie die griechischen

Schriftsteller, besonders Strabon, davon sprechen. Strabon (S. 454) hält es für nötig, aus dem Beiworte nachzuweisen, daß Homer mit Νήριον einen Berg meine; ob dies aber derselbe sei wie Νήιον (γ 81), und ob Νήιον überhaupt ein Berg sei oder ein Ort, bleibe unklar. Das war nicht die einzige Schwierigkeit, die Strabon fand, wenn er die homerischen Namen mit den in seiner Zeit bekannten verglich: Kephallenia fehlte bei Homer, Dulichion und Same gab es in der Wirklichkeit nicht. Dieser Widerspruch hatte schon Früheren zu schaffen gemacht; Hellanikos hatte gemeint, Dulichion sei das historische Kephallenia. Wegen dieser Ansicht wird er von Strabon getadelt (S. 456): Homer nenne Dulichion und Same nebeneinander, Same aber sei zurzeit eine der vier Städte auf Kephallenia; wäre dieses nun gleich Dulichion, so müßten wir fragen, τίς ἂν εἴη ἡ Σάμη. Die Frage ist in der Tat nicht abzuweisen, die ganze Lage der Dinge aber so verworren, die Namen der geschichtlichen Zeit so offenkundig verschoben gegen die homerischen, daß wir gedrängt werden nach einer Hypothese zu suchen, die Zusammenhang und Ordnung hereinbringt. Draheim hatte vollkommen recht, als er sich darüber wunderte, daß noch niemand die Identität von Ithaka bezweifelt habe³⁾.

Das hat denn Wilhelm Dörpfeld getan⁴⁾. Er ging aus von der Tatsache, daß während in Wirklichkeit nur drei größere Inseln zu finden sind, Homer wiederholt vier Inseln aufzählt — Ithaka, Dulichion, Same, Zakynthos. Allerdings erscheint dieser Tatbestand selber neuerdings in Frage gestellt. Carl Robert (Ithaka. Herm. 44 [1909] S. 632/5) fand an der Hauptstelle, 121 ff., einen »stilistischen Schnitzer« darin, »daß als Apposition zu νῆσοι πολλαί nur drei Inseln genannt werden«; das sei »absolut unhomerisch, aber auch unlogisch«. Deshalb erklärte er 24 für eingeschoben; der Vers sei »ohne Zweifel für das π gedichtet [122] und aus diesem an den anderen Stellen [noch α 246. τ 131] entlehnt«.

3) WklPh. 1894 S. 62 f. — Draheim hat sich denn auch in seinem Buche »Die Odyssee als Kunstwerk« (1910) zu Dörpfelds Theorie bekannt und deutet an (S. 57), daß er auf andern Wege und auf eigne Hand zu demselben Ergebnis gelangt war: das homerische Ithaka könne nur das heutige Leukas sein. 4) Zuerst 1902, »Das homerische Ithaka«, in den Mélanges Perrot S. 79 ff. Hiergegen wandte sich Wilamowitz mit einem in der Archäol. Gesellschaft in Berlin gehaltenen Vortrag, dessen wesentlicher Inhalt BphW. 1903 S. 380 ff. gedruckt ist. Dörpfeld antwortete im Archäol. Anzeiger 1904 S. 65 ff., und hat dann seine beiden Aufsätze als Broschüre erscheinen lassen: »Leukas. Zwei Aufsätze über das homerische Ithaka.« Athen (Beck & Barth) 1905. Über die Ergebnisse seiner Ausgrabungen auf Leukas hat er in offenen, als Manuskript gedruckten Briefen berichtet, deren erster im Januar 1905, der sechste (über die Ausgrabungen von 1910) im August 1911 geschrieben ist. Ein umfassendes Werk von ihm, »Alt-Ithaka«, ist seit Jahren in Vorbereitung. — Gute Orientierung gibt das Programm von H(einrich) Rüter, »Mit Dörpfeld nach Leukas-Ithaka und in den Peloponnes« (Domgymn. Halberstadt 1911), wo die verschiedenen Standpunkte sorgfältig und umsichtig gewürdigt sind.

Nun stehen an der vermeintlichen Ursprungstelle die Namen im Dativ, zuletzt ὑλήεντι Ζακύνθῳ. Bisher hatte man angenommen, die Maskulinform des Adjektivs neben dem Inselnamen sei bei der Umformung aus dem Nominativ entstanden, da ὑλήεσσι nicht in den Vers gepaßt haben würde; sollen wir jetzt umgekehrt annehmen, daß Ζάκυνθος von Rechts wegen Maskulinum gewesen und nur durch Zufall zum Femininum geworden sei? Lieber entschließen wir uns, die Namen auch in 1 beizubehalten, indem wir auf einen Zusatz, wie ihn Robert um der Logik willen für unerläßlich hält — »und noch viele andere« —, bei einem Dichter auch fernerhin verzichten. Aber der scharfsinnige Kritiker fährt im Streichen fort. Von χαμαλή abgesehen, worauf wir nachher zu sprechen kommen: es sei doch ein Widerspruch, »daß Ithaka nach V. 22 f. »von vielen dicht gedrängten Inseln umgeben sein soll, während es nach »V. 25 f. isoliert (αἱ δὲ τ' ἀνευθε) in beträchtlicher Entfernung von den anderen nach Norden oder Westen hin im offenen Meere liegt«. Da nun die Bestandteile von Vers 25 vereinzelt auch anderwärts vorkommen (αὐτὴ δὲ χαμαλή κεῖται κ 196; εἰν ἀλλ' κεῖται η 244; κεῖτο, μέγας παρ' ἑπαλῆιν ὑπέρτατος — von einem Felsblock gesagt — M 381), so ist die Möglichkeit gegeben, den anstößigen Vers des 1 (25) als »jämmerliches Flickwerk« anzusehen, »zusammengestoppelt nach der Manier der späteren in der Stichwort-Manier arbeitenden Rhapsoden«. Indem Robert von dieser Möglichkeit Gebrauch macht, gewinnt er einen Zusammenhang, der ihn vollkommen befriedigt:

ἀμφὶ δὲ νῆσοι
πολλὰι ναιετάουσι μάλα σχεδὸν ἀλλήλησιν
πρὸς Ζόφον, αἱ δὲ τ' ἀνευθε πρὸς ἥῳ τ' ἡελίον τε.

Das heiße: »Nach Abend hin ist Ithaka von dicht zusammengedrängten »Inseln umgeben, andere Inseln liegen in größerer Entfernung nach dem »Morgen und der Sonne hin«, eine »geographische Beschreibung, die an »Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig« lasse.

Darüber kann man doch streiten. Herkenrath jedenfalls⁵⁾, der die Ausmerzung von 24 mitmacht, billigt die von 25 nicht und urteilt: »Westlich von Ithaka liegt nur Kephallenia, weit südlich Zakynthos; das sind »nicht dicht zusammengedrängte Inseln und auch nicht πολλαί.« Sehr richtig. Andererseits freilich geht Herkenrath in der Vergewaltigung des Textes sogar weiter als Robert. Nachdem der Vers mit den drei Namen gefallen, sieht er keinen Anlaß mehr, die Worte πανυπερτάτη πρὸς Ζόφον

5) Herkenrath: ΔΟΥΛΙΧΙΟΝ ΤΕ ΣΑΜΗ ΤΕ ΚΑΙ ΥΛΗΕΣΣΑ ΖΑΚΥΝΘΟΣ, BphW. 1910 Sp. 1236—39 und 1269—72. Sein Versuch, Homers Beschreibung wieder als ein reines Gebilde der Phantasie zu verstehen, wurde fortgesetzt von Belzner in dem nachher (Anm. 25) zu erwähnenden Programm.

auf die Wirklichkeit der wohlbekannten ionischen Inseln zu beziehen; es sei nur die »Beschreibung eines Phantasiebildes«, die den Eindruck erweckt und erwecken soll eines »ärmlichen, einsamen Eilandes, das allein »ganz fern in der See dem dunklen, unholden Westen zu liegt, wie ausgeschlossen von der Geselligkeit der Nachbarinseln«. Daß dies zu dem Verkehr zwischen Ithaka und dem Festlande, der mehrfach in der Odyssee vorkommt, ganz und gar nicht stimmt, sei hier nur nebenbei erwähnt; vorläufig handelt es sich um die Zahl der Hauptinseln. Daß es außer Ithaka drei waren, scheint doch auch aus π 246 ff. hervorzugehen, wo Telemach aufzählt, wie viele Freier aus jeder von ihnen gekommen seien, und nicht minder aus der Stelle, die nach Roberts und Herkenraths Meinung das Vorbild für ι 24 abgegeben hat, π 122 ff.:

ὅσσοι γὰρ νήσοισιν ἐπὶ κρατέουσιν ἄριστοι,
 Δουλιχίῳ τε Σάμῃ τε καὶ Ὑλήεντι Ζακύνθῳ,
 ἢ δ' ὅσσοι κραναὴν Ἰθάκην κατὰ κοῖρανέουσιν,
 125 τόσσοι μητέρ' ἐμὴν μνῶνται.

Aber diese Verse haben wir bisher mißverstanden! als müßten, weil νήσοισιν vorhergeht, die drei Namen je eine Insel bezeichnen. Herkenrath, der dies nicht für notwendig hält, erklärt Δουλιχίον und Σάμη für »Gebiete auf Kephallenia«. Einen kleinen äußeren Anhalt hierfür bietet der schon erwähnte Umstand, daß es in historischer Zeit auf Kephallenia eine Stadt Σάμη gab; gegründet aber ist die Vermutung auf den Gedanken, daß in den geographischen Vorstellungen des Odysseedichters, für den soeben noch ungehemmte Freiheit der Phantasie in Anspruch genommen wurde, genaue Übereinstimmung mit der Wirklichkeit, und zwar mit der Wirklichkeit etwa des fünften Jahrhunderts, als das Natürliche zu erwarten sei. Wie die große Insel unter die beiden Bezirke geteilt war, bekennet Herkenrath nicht zu wissen; das sei auch gleichgültig. Sicher. Nicht so gleichgültig aber und dabei weniger hoffnungslos ist die Frage nach der Bodenbeschaffenheit. Die muß nämlich in Same von ganz besonderer Art gewesen sein, wenn der Dichter sagen konnte (δ 845): μεσσηγὺς Ἰθάκης τε Σάμοιό τε παιπαλοέσσης. Oder halten wir doch lieber daran fest, daß Same (oder Samos) eine Insel war? — Ich denke wohl. Dann waren es aber in Homers Vorstellung drei Inseln und mit Ithaka vier.

In etwas anderm Sinne als Herkenrath hatte kurz vor ihm Alfred Gercke an Robert angeknüpft, nur in dem Grundsätzlichen mit diesem übereinstimmend, daß die Beschreibung ι 21 ff. durch einen Interpolator — παῖε πᾶς τὸν μιᾶρόν — übel zugerichtet sei (»Die Lage von Ithaka«, BphW. 1610 Sp. 189/191). Zum Teil aus Gründen, die wir später be-

rühren werden, streicht Gercke 25 αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ κτέ., ändert in 26 αἱ δὲ in ἡ δὲ und bekommt so den Zusammenhang:

πολλὰι ναιετάουσι μάλα σχεδὸν ἀλλήλησιν·

Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ ὑλήεσσα Ζάκυνθος

πρὸς Ζόφον, ἡ δὲ τ' ἄνευθε πρὸς ἡὼ τ' ἡέλιόν τε.

Danach »hatte der Dichter unter den vielen Inseln die kleinen Echinaden »überhaupt nicht besonders hervorgehoben, sondern der Kette der drei »großen Westinseln nur Ithaka gegenübergestellt, das nicht innerhalb »dieser Kette sondern gesondert für sich, östlich liege. — — Ithaka selbst »nimmt für den Dichter der Φαιακίς um 600 vor Chr. genau den Platz »ein, den man ihm zu allen Zeiten gegeben hat«. Hier scheint in der »Kette der drei großen Westinseln« Leukas mitbegriffen zu sein, obwohl nichts davon gesagt wird; sonst gäbe es ja nur zwei große Westinseln. Aber auch wenn wir das annehmen, so bleibt die Frage, ob denn nun Dulichion mit Kephallenia und Same mit Leukas gleichgesetzt werden soll. Auch darüber schweigt Gercke; er versichert nur, so sei »alles in Ordnung« und Ithaka bleibe an seinem Platze. Doch nicht! Es liegt zwar östlich von Dulichion, wenn wir dieses mit Kephallenia identifizieren, aber weder von der nördlichen noch von der südlichen der drei großen Inseln nach Osten zu, und »abgesondert« nun schon gar nicht. Der Widerspruch gegen die Wirklichkeit ist kaum geringer als die Anstöße, die man an χθαμαλή und πανυπερτάτη genommen hat und um derenwillen Gercke Vers 25 auswerfen will.

Die Art, wie hier mit der Überlieferung umgesprungen wird, gehört einer überwundenen Periode der Philologie an; und nun sind unter denen, die sie üben, namhafte Vertreter unserer Wissenschaft, die sich stolz in die fachmännische Brust werfen, wogegen der Außenseiter, der »Dilettant« in aller Ruhe darauf hinweist, daß die Philologen doch erst unter sich übereinstimmen müßten, ehe man ihm zumuten könnte, um ihrer Autorität willen den Homertext zu verändern (6. Brief S. 29). »Überdies bin ich«, so fügt er hinzu, »gegen jede Textänderung von vornherein »mißtrauisch, weil man den Text gewöhnlich so zu gestalten pflegt, wie »man ihn nach seiner vorgefaßten Meinung zu lesen wünscht«. — Ein recht verständliches — oder gar verständiges? — Dilettantenurteil. In der Tat sieht es so aus, als sei die Unzufriedenheit mit dem überlieferten Texte hervorgerufen durch die Scheu vor den unbequemen Konsequenzen einer Hypothese, von der wir sogleich sprechen werden, die diesem Text einen überraschenden Sinn abgewinnt. Oder war es freie Auswirkung des philologischen Denkens, wie Robert und die anderen es verstehen? Gern möchte ich diejenige Erklärung wählen, die für sie die mindest peinliche wäre. Nur — welche ist das?

Richtet man den Blick auf die Karte, so erscheint es ganz natürlich Leukas mit als Insel zu rechnen, wodurch die Vierzahl hergestellt wird. Der erste in unserer Zeit, der sich dazu rückhaltlos entschloß, war Dörpfeld; ob mit Recht, darüber entbrannte ein heißer Streit. Gustav Lang⁶⁾ unternahm auf Grund von Beobachtungen des griechischen Ingenieurs Négris den Beweis, daß da, wo Leukas und Akarnanien sich nahe kommen, seit homerischer Zeit das Land stark gesunken sei, so daß Leukas damals eine Insel nicht gewesen sein könne; vielmehr habe es auf eine Strecke von 4 bis 5 km (vom Südeingang der Meerenge nach Norden gemessen) mit dem Festlande zusammengehangen; und diesen breiten Isthmus, nicht die schmale Nehrung im Norden der Lagune, hätten die Korinther durchstoßen. — Durch Langs Arbeit schien der Entscheidung über die Inselnatur von Leukas eine neue Grundlage gegeben zu sein; doch erwies sie sich als nicht haltbar. Hauptmann von Marées⁷⁾, der, vom deutschen Kaiser beauftragt, im Jahre 1905/6 durch eine selbständige Aufnahme die Verhältnisse von Land und See wie auch die Beschaffenheit des Meerbodens im Sunde zwischen Leukas und Akarnanien feststellte, kam zu dem Ergebnis, daß die Angaben, die Lang benutzt hatte, ungenau und irreführend gewesen waren. In den Folgerungen, zu denen er sein Material verwertet, zeigt v. Marées sich allerdings so warm eingenommen für Dörpfelds Sache, daß deren Gegner es leicht haben würden den Einspruch der Befangenheit zu erheben; und zur Verteidigung ist ihm der Mund geschlossen. Wenige Monate, nachdem sein Werk vollendet und die ermittelten Tatsachen in Karten und Erläuterung veröffentlicht waren, hat ein vorzeitiger Tod ihn hinweggenommen. Sicher unparteiisch aber ist Partsch, der aus Anlaß dieser Veröffentlichung seine eignen Studien über Leukas wieder aufgenommen hat⁸⁾. Mit lächelndem Gleichmüte sieht er dem Streite der Philologen zu und freut sich des Gewinnes, den die geographische Wissenschaft daraus zu ziehen weiß. Dieser besteht zunächst in der gesicherten Erkenntnis, daß jene breite Landverbindung zwischen Akarnanien und Leukas auch im früheren Altertum gar nicht existiert hat, daß vielmehr da, wo Lang sie ansetzt, auch damals offene Meeresstraße gewesen und der Durchstich der Korinther nur im Norden durch die Nehrung geführt

6) Lang, Untersuchungen zur Geographie der Odyssee, Karlsruhe 1905. Gegen ihn hauptsächlich wendet sich der klar geschriebene, durch umsichtige Verwertung antiker Zeugnisse und neuerer Literatur nützliche Aufsatz von K. Reissinger, »Zur Leukas-Ithaka-Frage«, Blätter f. d. Gymnasialschulwesen (Bayerische) 42 (1906) S. 497—523. 7) Walther v. Marées: Karten von Leukas. Beiträge zur Frage Leukas-Ithaka. (6 Karten und 1 Heft Text.) Berlin 1907. 8) Josef Partsch, Die Insel Leukas. Peterm. Mitteil. Ergänzungsheft 95 (1889). — Derselbe: Das Alter der Inselnatur von Leukas. Nach des Hauptmanns v. Marées neuester Aufnahme beleuchtet. Peterm. Mitt. 1907 S. 269—278.

worden ist. Dauernden Erfolg hat ihre Arbeit nicht gehabt; schon zur Zeit des peloponnesischen Krieges war der Kanal nicht mehr fahrbar (Thuk. III 81. IV 8). So ist durch den künstlichen Eingriff die Natur von Leukas gar nicht geändert worden: »Man hätte es auch ferner«, meint Partsch, »so gut wie früher 'ein festländisches Ufer', ἀκτὴ ἡπειροιο, nennen können; andererseits war schon vorher die verbindende Landenge so schmal und lang und wenig brauchbar gewesen, daß das Leben auf Leukas einen insularen Charakter tragen mußte, die Halbinsel also mit demselben Rechte wie die des Pelops von den Griechen als νῆσος bezeichnet werden konnte.« Den Ausdruck ἀκτὴ ἡπειροιο zitiert Partsch aus ω 378, auf Grund irrtümlicher Auffassung wie wir gesehen haben. In der Sache hat er klärlich recht: zu allen Zeiten hätte man Leukas so gut eine Halbinsel nennen können wie eine Insel. Die zweite Möglichkeit neben der ersten hat auch Wilamowitz ausdrücklich anerkannt⁹⁾.

Wir haben also vier Inseln; und die von Homer genannten können jedenfalls der Zahl nach alle untergebracht werden. Mit dieser jetzt nicht mehr anfechtbaren Voraussetzung treten wir an die Beschreibung heran, die Homer den Helden selbst von seiner Heimat geben läßt, 121ff.:

- ναιετάω δ' Ἰθάκην εὐδείελον· ἐν δ' ὄρος αὐτῇ
 Νήριτον εἰνοσίφυλλον ἀριπρεπές· ἀμφὶ δὲ νῆσοι
 πολλαὶ ναιετάουσι μάλα σχεδὸν ἀλλήλησιν,
 Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ Ὑλήεσσα Ζάκυνθος.
 25 αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ πανυπερτάτῃ εἰν ἅλλ' κεῖται
 πρὸς Ζόφον — αἱ δὲ τ' ἀνευθε πρὸς ἡῷ τ' ἡέλιόν τε —,
 τρηχεῖ', ἀλλ' ἀγαθὴ κούροτρόφος.

Die Bezeichnung πρὸς Ζόφον steht im Gegensatze zu πρὸς ἡῷ τ' ἡέλιόν τε. Der Dichter glaubte also, die Reihe der Inseln erstreckte sich, ebenso wie die akarnanische Küste, von Südost nach Nordwest: in kompaßloser Zeit ein verzeihlicher Irrtum^{9a)}, der uns nicht berechtigt, dem, der ihn beging, zuzutrauen, daß er eine Insel, die — wie Thiaki — südlich von der einen und östlich von einer anderen lag, als »äußerste nach dem Dunkel hin« bezeichnet habe. Vortrefflich aber und ungesucht

9) BphW. 1903 S. 380: »Wenn Leukas den Eindruck einer Insel machte, so konnte es so heißen trotz einem verbindenden Isthmus, wie die Pelopsinsel; und wenn keine Durchfahrt war, so war es für die Schifffahrt keine Insel«. — Auch Philippson in seiner Rezension von Dörpfelds »Leukas«, so zurückhaltend er im übrigen urteilt, hat in bezug auf diesen Punkt kein Bedenken (Peterm. Mitt. 1906, Lit.-Ber. Nr. 747). Beloch GrG. I 12 (1912) S. 195 scheint die Frage nicht eingehend geprüft zu haben. 9a) Und ein allgemeiner, der bis ins Mittelalter bestanden hat. Vgl. Partsch, Kephallenia und Ithaka (1890), S. 56.

passen die Worte auf Leukas. Dulichion und Same wären dann Kephallenia und Thiaki, das große, weizen- und grasreiche Dulichion (π 396) und das kleinere, felsige Same (ο 29), Δουλίχιόν τε Σάμη τε, in engerer Verbindung neben dem gesondert liegenden Zakynthos. Alle drei aber erscheinen, von Leukas her betrachtet, als geschlossene Gruppe; und so sieht sie Telemach — von Ithaka aus, φ 346f.:

οὐθ' ὅσσοι κραναὴν Ἰθάκην κατὰ κοιρανέουσιν,
οὐθ' ὅσσοι νήσοισι πρὸς Ἥλιδος ἵπποβότοιο.

Steht, oder fährt, man umgekehrt an der Küste von Elis, so müssen wohl — ich habe es nicht gesehen — in einer Reihe sich zeigen: am weitesten rechts Leukas, dann Kephallenia und Thiaki, die eine kaum von der andern sich abhebend, und im Süden Zakynthos. Genau so beschreibt den Anblick der Apollon-Hymnos (428f.), nur daß er statt Leukas Ἰθάκη, als die eng verbundenen Δουλίχιόν τε Σάμη τε nennt:

καί σφιν ὑπὲκ νεφέων Ἰθάκης ὄρος αἰπὺ πέφαντο
Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ ὕλησσα Ζάκυνθος.

Wilamowitz meint (BphW. 1903 S. 382), das sei »ein dummer Cento«. Nicht ganz ein Cento: die Worte Ἰθάκης ὄρος αἰπύ stehen sonst nirgends; nur die Anschauung hat der Hymnendichter aus Homer genommen, um sie in eigner Form auszusprechen. Und gewiß nicht dumm; denn die Beschreibung bringt gegebene Elemente in eine neue, dem Standpunkte des Betrachtenden angepaßte Ordnung. Die Fahrt der Kreter, von der der Hymnos erzählt, um den Peloponnes herum nach Krisa, ist ja auch sonst geographisch richtig beschrieben.

Aus diesen Übereinstimmungen geht soviel wohl schon hervor: Dörpfelds Hypothese schafft Verständnis und Übersicht für manches, was unheilbar verwirrt erschien; sie verdient deshalb auch in allem Weiteren eingehende Würdigung und Prüfung.

Die Schwierigkeit, die man darin gefunden hat, daß Ithaka nach Homer von Inseln umgeben sein und doch zugleich abgesondert liegen soll¹⁰⁾, scheint, wenn mit Ἰθάκη Leukas gemeint war, bestärkt zu werden. Aber jenen Sinn braucht die Angabe ἀμφὶ δὲ νῆσοι πολλὰι ναιετάουσι, gar nicht zu haben. Jedenfalls heißt ἀμφ' ἄλλα ἔλσαι A 409 nicht »rings um das Meer«, sondern »nach dem Meere hin zusammendrängen«. Und Odysseus findet 1544 (ἀμφὶ δ' ἐταῖροι ἦατ' ὀδυρόμενοι) die Gefährten nicht um die Schiffe, die vorher genannt sind, herum sitzend, sondern bei den Schiffen »umher

10) So Robert Herm. 44 S. 633 und Herkenrath BphW. 1910 Sp. 1237, der übrigens richtig sagt, das ἀμφί [so verstanden] passe weder auf Thiaki noch auf Leukas. Dagegen hat Belzner in seinem Programm S. 11 auf 1544 hingewiesen.

sitzend«. Auch wir können sagen »es lagen da viele Inseln herum«, ohne daß der Standpunkt dessen, der so spricht, von den Inseln umgeben wäre.

Αὐτὴ δὲ χθαμαλή κείται: diese Worte hat man in der Regel so verstanden, daß mit dem hervorragenden Berge die Insel selbst, die niedrig daliege, verglichen werden solle, was freilich zu der κραναή Ἰθάκη, auf der gleich vom Strande ein steiniger Pfad durch Wald und Klippen emporführt (ξ 1f.), sehr wenig paßte. Mit diesem Widerspruch haben sich schon die Alten beschäftigt und ihn dadurch zu heben versucht, daß sie χθαμαλήν nicht als »flach« nahmen (ταπεινήν), sondern πρόσχωρον τῇ ἡπείρῳ, ἐγγυτάτῳ οὖσαν αὐτῆς. Strabon findet das nicht übel (ἐξηγοῦνται οὐ κακῶς X 454); aber es stimmt auch wieder nicht: sein Ithaka liegt weiter von der Küste ab als Zakynthos und vollends als Leukas. Das scheinen er und die älteren Vertreter dieser Erklärung nicht bemerkt zu haben, eine Unachtsamkeit, über die wir uns nicht ereifern wollen. Denn sie verschafft uns einen Gewinn: den sicheren Beweis, daß die Bedeutung »dicht am Lande« nicht für diesen Fall erfunden ist, sondern anderweit bekannt war, so daß man versuchen konnte sie zur Aushilfe heranzuziehen¹¹⁾. Dasselbe hat Dörpfeld getan, und siehe da: für Leukas gibt diese Übersetzung einen klaren und guten Sinn. Dabei ist es für sein Verdienst ziemlich gleichgültig, ob er sie zuerst bei Strabon gelesen oder vorher schon aus der lebendigen Rede des Volkes vernommen hatte. Tatsächlich heißt heute noch — das hat außer ihm auch Philippson bezeugt (s. Anm. 9) — bei den griechischen Schiffen allgemein und unzweideutig χαμηλά (niedrig) »an der Küste«, ὕψηλά (hoch) »auf hoher See«. Wilamowitz wollte dies nicht gelten lassen (S. 381): »Das Wort gehört zu χθών, *humilis* ist es, also kein relatives Wort, wie ἄνω und κάτω, sondern absolut.« Gewiß hängt χθαμαλός mit χθών zusammen; wie aber beide Begriffe, von gemeinsamer Wurzel aus, im Gebrauche sich entwickelt haben, darüber kann doch die Etymologie nicht entscheiden. Schwierigkeit macht nur κ 196, wo dieselben Worte (αὐτὴ δὲ χθαμαλή κείται) von der Insel der Kirke gesagt sind. Der von Dörpfeld vorgeschlagene Ausweg, auch Ääa dicht am Lande uns zu denken, ist durch den vorhergehenden Vers (τὴν περὶ πόντος ἀπείριτος ἐστεφάνωται) doch wohl abgeschnitten. Auch bliebe in αὐτῇ ein Anstoß: in ι scheidet es Ithaka von den anderen Inseln, in κ kann es kaum anders als den

11) Dies wieder haben Robert und Gercke (s. oben S. 205. 207) nicht beachtet. Für letzteren lag hier der Hauptgrund, Vers 25 zu streichen — als ob mit der Unbegabtheit des Interpolators alles erklärt wäre. Beide sprechen hier von vergeblichen Versuchen, Sinn in den Unsinn zu bringen, von Kunststücken, wie sie ein Philolog heute nicht mehr mitmache. Zu dem hohen Ton war diesmal besonders wenig Anlaß.

Gegensatz zu der Felswarte meinen, auf der Odysseus steht. Hat vielleicht der Kirke-Dichter den Satz als halbverstandene Formel¹²⁾ irgendwoher übernommen? Solcher Ausweg, ohne greifbaren Anhalt, wäre doch nur ein letzter Notbehelf. In origineller Weise weiß ein Scholion auch hier der Grundbedeutung Raum zu schaffen, die für 125 und Leukas so schön zutrifft: »unten, im Vergleich zur hohen See«. Τὴν περὶ πόντος ἐστεφάνωνται: Ἀντὶ τοῦ ὡς ὄρος ἐπικείται ἡ θάλασσα τῇ νήσῳ, οἷον δοκεῖν ἐπάνω αὐτῆς εἶναι· χθαμαλὴ γὰρ νήσος προεῖρηται. ἀπὸ τῆς στεφάνης οὖν τοῦ ὄρους ἐστεφάνωνται εἶπεν. Vortrefflich! Ein Stück Anschauung, und ein weiteres Zeugnis, wie vertraut griechisch redenden Menschen diese Gegenüberstellung war: χθαμαλός — hohe See. Wenn wir einen Berg nahe der Küste oder nur eine hohe Düne von der Landseite her ersteigen, so sind wir immer von neuem überrascht, wie am Horizonte das Meer hoch hinaufreicht: unten liegt das Land, χθαμαλὴ κεῖται.

Die Rauheit des Bodens, von der wiederholt die Rede ist, zeigen beide Inseln. »Das Relief der Insel war der nutzbaren Entfaltung ihrer bescheidenen Naturanlage entschieden hinderlich«: so schreibt Partsch (im Jahre 1889) von Leukas, und hebt weiter den Mangel an fahrbaren Straßen hervor, der Anlaß gegeben habe, daß die Hauptstadt »Hamaxichi« genannt wurde, als der einzige Platz wo man von Wagen Gebrauch machen könne. Das wäre eine willkommene Illustration zu Telemachs Ablehnung: ἵππους δ' εἰς Ἰθάκην οὐκ ἄξομαι (δ 601 ff.). Nur würde sie nichts beweisen, weil sich die Beschreibung ebenso gut auf Thiaki anwenden läßt. Aus demselben Grunde ist in der Verwertung einzelner Örtlichkeiten, in denen Homers Schilderung zu der Natur der einen oder der anderen Insel stimmen soll, Vorsicht geboten. Den Phorkys-Hafen, die Nymphen-grotte, Reste der uralten Wasserleitung, eine Erinnerung an ausgedehnte Schweinezucht (in dem Namen der Syvota-Bucht) glaubt Dörpfeld auf Leukas gefunden zu haben; andere meinen dieselben oder fast dieselben Anhaltspunkte auf Ithaka zu besitzen. Ohne eigne Anschauung läßt sich darüber schon gar nicht urteilen; aber auch wer diese besitzt, bleibt der Selbsttäuschung ausgesetzt. Buchten, Landzungen, Felsklippen, Quellen sehen sich leicht soweit ähnlich, daß die Beschreibung, die einer bestimmten Stelle gilt, auch auf manche andre paßt. Den Schauplatz von Goethes »Wanderer« behauptete Felix Mendelssohn im Jahre 1831 zwischen Pozzuoli und Bajä aufgefunden, ja bei der inzwischen zur Greisin

12) Daß ihm so etwas zuzutrauen wäre, zeigen, in derselben Rede des Odysseus, κ 190—192, in denen die Schwierigkeit der »Orientierung« auf eine Art beschrieben ist, die der Situation des Verschlagenen auf weiter Meeresfläche entspricht, nicht der von Leuten, die an der Küste schon zwei Tage und zwei Nächte festgelegt haben.

gewordenen Frau zu Mittag gegessen zu haben; und Goethe wünschte ausdrücklich, man möchte ihm nicht sagen, daß dieses Gedicht im Jahre 1771, also lange vor der italienischen Reise geschrieben sei. »Das ist der Vorteil des Dichters«, fügt er in seinem Briefe an Zelter (28. Juni 1831) hinzu, »daß er das voraus ahnet und wert hält, was der die Wirklichkeit »Suchende, wenn er es im Dasein findet und erkennt, doppelt lieben »und höchlich daran sich erfreuen muß.« Diesen Vorteil dürfen wir für Homer gewiß in Anspruch nehmen. Aus demselben Grunde habe ich von Anfang an gewarnt, Dörpfeld möge auf die Ausgrabungen, die er in der Ebene von Nidri veranstaltete und von denen er eine Bestätigung seiner — auf anderem Wege bereits bewiesenen — Ansicht erwartete, lieber etwas weniger Gewicht legen. Solange noch gesucht wurde, konnte er sich nicht wundern, wenn seine Gegner den feinen Unterschied zwischen »Bestätigung« und »Beweis« nicht mitmachten und aus der Tatsache, daß er nach einer Bestätigung verlangte, den Schluß zogen, ihm selbst erscheine seine Theorie des Beweises noch bedürftig, also unbewiesen. Und nachdem er nun an jener Stelle eine Stadt mit Gräbern von Königen und Bürgern entdeckt hatte, die er ins 2. Jahrtausend v. Chr. setzt, wurde ihm angesichts des vorgelegten Fundbestandes bestritten, daß seine Datierung richtig sei¹³). Ob auf Grund der neuesten Ergebnisse z. B. Furtwängler seinen Widerspruch (vom J. 1906) zurückgezogen haben würde, ist eine Frage, die sich schwer wird beantworten lassen¹⁴). Nach wie vor aber möchte ich auf diese Seite der Frage kein entscheidendes Gewicht legen. Angenommen, Hausmauern und Gräber bei Nidri seien Reste aus mykenischer Zeit, — ist es dann sicher oder auch nur wahrscheinlich, daß unser Epos, die Odyssee, mit ihrer anschaulichen Schilderung der Verhältnisse auf Ithaka in mykenische Zeit hinaufreicht? Darauf werden wir zum Schluß noch zurückkommen.

Vorher fassen wir die Beziehungen des homerschen Ithaka zu benachbarten Punkten ins Auge; dadurch, daß diese außerhalb festliegen, bekommt das Urteil einen greifbareren Anhalt als bei den Örtlichkeiten auf der Insel selbst.

Um nach Elis zu gelangen, muß man ein Schiff haben oder sich verschaffen; das dem Telemach geliehene wünscht Noëmon zu diesem Zwecke zurück zu haben (δ 634 f.). Philötios aber mit seinen Tieren bedient sich einer regelmäßigen Überfahrtsgelegenheit, v 187 f.:

13) Dörpfelds Bericht im fünften und sechsten der oben (Anm. 4) angeführten Briefe; zusammengefaßt 5 S. 32; 6 S. 23—25. Dazu vgl. seine Bemerkung gegen Belzner WklPh. 1917 Sp. 294. 14) Furtwängler, Sitzgsber. bayer. Akad. philos.-philol. 1906 S. 483 in einem Aufsatz über »das Alter des olympischen Heiligtums«.

πορθμῆες δ' ἄρα τοὺς γε διήγαγον, οἳ τε καὶ ἄλλους
ἀνθρώπους πέμπουσιν, ὅτις σφέας εἰσαφίκεται¹⁵).

Und zwar kommt er vom Festlande; denn dort, nicht auf einer andern Insel, hat Odysseus auswärtigen Viehstand (ξ 100). Und daß die Herden, die Philötios verwaltet Κεφαλλήνων ἐνὶ δήμῳ (υ 210), eben diese festländischen sind, erfahren wir aus seinem eignen Munde (υ 219 f.): er hat den Gedanken erwogen, nur aus Rücksicht auf den Sohn des Hauses immer wieder aufgegeben, ἄλλων δῆμον ἰκέσθαι ἰόντ' αὐτῇσι βόεσσιν ἄνδρας ἐς ἄλλοδαπούς, was doch von einer Insel aus nicht möglich wäre. Also muß das homerische Ithaka so dicht am Festlande gelegen haben, daß eine regelmäßige Fährverbindung bestehen konnte. Eine solche Insel mochte man auch wohl von fernher »zu Fuß«, d. h. »auf dem Landwege« aufsuchen, obschon dies nicht die natürlichste Art der Reise dorthin war. Und nun erinnern wir uns der Stellen, wo der fremde Bettler erst von Eumaios dann von Telemach gefragt wird, mit was für einem Schiffe er gekommen sei; beide halten es für nötig (ξ 190. π 59. 224), die stillschweigend gemachte Voraussetzung, daß er überhaupt den Seeweg gewählt habe, nachträglich zu begründen:

οὐ μὲν γάρ τί σε πεζὸν οἶομαι ἐνθάδ' ἰκέσθαι.

Man hat dies früher als Scherz verstanden und mußte sich den, so frostig er war, gefallen lassen; nun rückt der Satz in ganz anderes und helleres Licht. Es ist, als wenn jemand, ehe es auf Rügen eine Eisenbahn gab, in Göhren oder Thiessow unerwarteten Besuch bekam und sich erkundigte, welches Schiff den Gast gebracht habe: denn er werde doch nicht den langweiligen Weg über Stralsund zu Fuß gemacht haben. Wer von Berlin nach London zu reisen hatte, mochte überlegen, ob er zur See fahren oder den Landweg nehmen wollte; er würde es übel empfunden haben, wenn ein Pedant ihn belehrt hätte: »Sie müssen doch jedenfalls von Calais nach Dover zu Schiffe gehen«. Wir dürfen deshalb die Frage unerörtert lassen, die doch nicht zu entscheiden wäre, ob etwa zu Homers Zeit die Nehrung, die Akarnanien und Leukas im Norden verbindet, so beschaffen gewesen sei, daß ein Wanderer trockenen Fußes hinübergehen konnte. Auch bei Benutzung einer Fähre war damals wie heute der Ausdruck πεζός, d. h. »zu Lande«, gerechtfertigt. Auch Teiresias, wo er dem Odysseus vorschreibt, was er nach Tötung der Freier tun solle, setzt voraus, daß man von Ithaka aus — ohne Seefahrt — land-

15) Daß allein aus dem Ausdruck πορθμῆες noch nicht auf eine »Fähre« im heutigen Sinne des Wortes geschlossen werden darf, mahnt mit Recht Reissinger in der Anm. 6 erwähnten Abhandlung S. 520; Herodot I 24 nenne auch die Schiffer, die den Arion von Tarent nach Korinth bringen sollen, πορθμῆες.

einwärts wandern könne (λ 121). Das alles beruht auf einer Vorstellung, die ebensosehr mit der Lage von Thiaki unvereinbar wie für Leukas natürlich ist.

Noch eine geographische Beziehung ist übrig, die von Dörpfeld für besonders beweiskräftig gehalten, von anderer Seite mit Spott abgewiesen wird. Den Freiern dient, um dem Telemach aufzulauern, eine kleine Insel als Stützpunkt, die der Dichter am Ende von δ so beschreibt (844 ff.):

ἔστι δὲ τις νῆσος μέσση ἄλλι πετρήεσσα
 μεσσηγυς Ἰθάκης τε Σάμοιό τε παιπαλοέσσης,
 Ἄστερις, οὐ μεγάλη· λιμένες δ' ἐνὶ ναύλοχοι αὐτῇ
 ἀμφίδυμοι· τῇ τὸν γε μένον λοχάοντες Ἀχαιοί.

Nach dem, was Antinoos π 365 erzählt, muß es auf der Insel Höhen geben, die weiten Umblick gewähren: σκοποὶ ἴζον ἐπ' ἄκριας ἡνεμοέσσας. Besonders charakteristisch aber ist der doppelte Hafen. Dieser jedenfalls fehlt dem zwischen Thiaki und Kephallenia gelegenen Eiland Daskalio, das im späten Altertum Ἀστερία genannt war; deshalb meinte Demetrios von Skepsis, die Insel habe sich im Laufe der Zeit verändert. Strabon berichtet hierüber (X 2, 16; p. 456 f.): Μεταξὺ τῆς Ἰθάκης καὶ τῆς Κεφαλληνίας ἡ Ἀστερία νησίον, Ἀστερίς δὲ ὑπὸ τοῦ ποιητοῦ λέγεται· ἦν ὁ μὲν Σκήσιος μὴ μένειν τοιαύτην οἶαν φησὶν ὁ ποιητής — »λιμένες δ' ἐνὶ ναύλοχοι αὐτῇ« — ὁ δὲ Ἀπολλόδωρος μένειν καὶ νῦν, καὶ πολίχνιον λέγει ἐν αὐτῇ Ἀλαλκομενάς, τὸ ἐπ' αὐτῷ τῷ ἰσθμῷ κείμενον. Was Apollodor eigentlich gemeint, oder in welcher Weise man ihn mißverstanden hat, muß dahingestellt bleiben¹⁶); soviel aber ist klar: Strabon vermochte bei Ἀστερίς ebensowenig wie bei Νήριτον und Νήιον die Angaben des Dichters mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Neuere Herausgeber erklärten deshalb die kleine Insel für frei erfunden oder doch für nicht nachweisbar. Erst Wilamowitz erkannte, daß in den geographischen Voraussetzungen des Odysseebearbeiters doch ein gutes Stück richtiger Anschauung enthalten ist, und kam so zu der Frage, ob »nicht gar Asteris real« sei (HU. 25).

Dieser Gedanke scheint nun im Zusammenhange von Dörpfelds Theorie die schönste Bestätigung zu finden. Zwischen Leukas und Thiaki — also, wenn wir ihm folgen, zwischen Ithaka und Samos — liegt die zwar kleine, doch schon auf mäßig genauen Karten deutlich erkennbare Insel Arkudi. Die Stelle ist so recht geeignet für den, der einem von Süden nach Ithaka-Leukas Steuernden auflauern will; und vor allem:

16) Nach einer anderen, mehr Vertrauen erweckenden Überlieferung lag Alalkomenä auf Ithaka selbst. Vgl. Bursian, Geogr. v. Griechenl. II S. 369.

hier finden sich zu beiden Seiten eines nach Osten vorspringenden Dammes aus gewachsenem Fels die beiden Häfen, die bei wechselndem Winde abwechselnd noch heute benutzt werden. Dörpfeld durfte hoffen, daß gerade Wilamowitz sich freuen würde, eine vor Jahrzehnten von ihm selbst angedeutete Vermutung bewährt zu sehen; doch dessen Abneigung gegen die ganze Hypothese war zu stark und führte ihn auch in diesem Punkte zu einem rein negativen Urteil. Jener Schluß von δ und der Anfang von ο, wo der Platz zwischen Ithaka und Samos noch einmal bezeichnet wird (ο 29), gehörten ja zu denjenigen Partien, die Wilamowitz — ebenfalls in den »Homerischen Untersuchungen« (S. 101. 103) — dem späten Bearbeiter der Odyssee zugeschrieben hatte, während die Verhandlung der Freier in π (342—448), »das einzige Stück, in welchem der Hinterhalt der Freier nicht erst vom Bearbeiter erwähnt« werde sondern von dem Verfasser der ursprünglichen Telemachie (HU. 98), an keine bestimmte Örtlichkeit zu denken scheint. Daß von drei Erwähnungen desselben Vorganges nur gerade die am wenigsten greifbare echt sein, daß der Redaktor zwar den Hinterhalt aus der älteren Dichtung übernommen, den Ort aber hinzuerfunden haben sollte, war an sich keine sehr wahrscheinliche Annahme; Wilamowitz selbst hatte in ihr »nur eine Hypothese« gesehen (HU. 102). Jetzt aber, im Kampf gegen eine fremde, vergaß er diese Einschränkung. »Es ist schon schlimm, wenn eine Hypothese zu dem echten Texte nicht stimmt, aber wenn sie zu dem interpolierten stimmt, dann ist es vorbei mit ihr«: so ließ er im Jahre 1903 drucken¹⁷). Daß bei Homer nicht »echt« und »interpoliert« geschieden werden können, sondern nur »Älteres« und »Jüngeres«, hat ja gerade er uns gelehrt. Was aber älter und was jünger sei, muß immer von neuem geprüft werden. Dieselbe Stelle, die ein

17) BphW. S. 382. Auch seine neuesten Äußerungen über diese Dinge zeigen kein Einlenken. »Die Ilias und Homer« (1916) klingt im letzten Abschnitt in einen beinahe leidenschaftlichen Spott über die Leukas-Hypothese aus; und in der Einleitung heißt es (S. 20): »Zur Zeit grassiert ja die entsetzlichste Verkennung der homerischen Poesie. Der Dichter wird als Historiker behandelt und zu dem Behufe Geschichte und Geographie, Chronologie und was nicht alles auf den Kopf gestellt. Alle schlechtesten Künste der Sophistik werden dazu aufgeboten. Ich gebe mich mit all dem nicht ab; die Wissenschaft hat das Recht, ihre Verächter zu ignorieren«. — Heißt es »ignorieren«, wenn zuletzt (III. 505) eine Ansicht, als wäre es die Dörpfelds, lächerlich gemacht wird, von der nur erst ein Gerücht geht? Das alles ist doch, was die Alten ὕβρις nannten; würde es auch da sein, wo der Aburteilende sachlich im Recht wäre. Daran hat Wilamowitz wohl niemals gedacht, wieviel Schaden im wissenschaftlichen Leben ein Großer damit stiften kann, daß er durch Verhöhnung eines Gegners den vielen Kleineren, die eine wirksam ausgegebene Parole gern aufnehmen, Gelegenheit schafft, jene Gesinnung zu betätigen — die er selber so herzhafte verachtet —, von der Homer beim Tode Hektors erzählt: οὐδ' ἄρα οἱ τις ἀνουτητί γε παρέσθη.

Forscher mit guten Gründen einer relativ späten Periode zugewiesen hat, kann doch durch neue Beobachtungen ein verändertes Licht bekommen und in unerwarteten Zusammenhang gerückt werden, in dem sie nun als altertümlich dasteht und so wieder anderen zur Stütze dient. Gewiß, eine Wahrheit, die niemand leugnet; wessen Schuld ist es, daß daran erinnert werden muß?

Immerhin möchte ich die Gleichsetzung von Arkudi mit Asteris nicht als entscheidendes Argument verwerten; das wird niemand tun wollen, der nicht Lage und Beschaffenheit der Insel mit eignen Augen geprüft hat. Nur so viel steht fest: was man gegen Dörpfeld vorgebracht hat, ist nicht geeignet seine Beweisführung zu erschüttern. Das gilt hier wie in fast allen früher besprochenen Punkten. Ernste Bedenken erheben sich erst für den, der die neue Lehre in ein Gesamtbild griechischer Kultur und Geschichte einzuordnen unternimmt.

Wann und wie soll der Namenswechsel stattgefunden haben? Nach Dörpfeld ums Jahr 1100, in Zusammenhang mit der dorischen Wanderung. »Durch die von Norden kommenden dorischen Stämme«, so schreibt er (Leukas S. 18), »werden die auf dem Festlande wohnenden Kephallenen und die Ithakesier auf Leukas aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden sein. Die Ithakesier zogen auf die Nachbarinsel Same und gründeten vermutlich bei der späteren Polis ihre neue Stadt Ithaka. Die Kephallenen setzten nach Dulichion über und bildeten dort ein neues Kephallenenland. Die Bewohner von Same, von den Ithakesiern verdrängt, mußten zum Teil ihre Insel verlassen und gründeten gegenüber auf Dulichion die neue Stadt Samos.« Das ist alles an sich wohl denkbar. Wenn es aber so geschehen sein soll, nachdem im Epos die frühere Verteilung von Besitz und Namen festgelegt war, so müßte, scheint es, die Odyssee in »vordorischer Zeit«, auf dem Boden der mykenischen Kultur gedichtet sein. Diese Folgerung zieht Dörpfeld mit Entschlossenheit (Leukas S. 39 f.). Nach dem geographischen Horizonte der Odyssee müsse man vermuten, »daß das Epos nicht in Kleinasien, sondern im Mutterlande, sei es im Peloponnes oder auf den ionischen Inseln entstanden sei«. Etwas Ähnliches nimmt er, mit sehr viel weniger Grund, für die Ilias an, und führt weiter aus: »Die von den Dorern aus dem Peloponnes und dem Festlande vertriebenen Achäer (Aiolier und Ionier) haben die Gedichte mitgenommen nach Kleinasien. Dort sind sie weiter gesungen und als nationales Kleinod bewahrt worden. Dort haben sie dann im Laufe der Jahrhunderte durch Zusätze und Abänderungen aller Art die Gestalt angenommen, in der wir sie besitzen.«

Daß ein Epos verpflanzt wird, ist nichts Unerhörtes. Wir brauchen nur an das Gudrunlied zu denken, das fern von der Heimat der darin

erzählten Taten und Leiden in seiner jetzigen Form gedichtet worden ist. Wenn das Nibelungenlied, wie doch nicht bezweifelt wird, in Österreich seine abschließende Gestalt erhalten hat, so haben wir darin etwas Ähnliches, mit dem Unterschiede freilich, daß hier die Wanderung der Sage ins Innere gewirkt hat und in dem Wechsel des Schauplatzes, vom Rhein an die Donau, hervortritt. Der russische Heldengesang stammt aus der Gegend von Kiew, wurde aber — und wird? — im Norden gepflegt, ohne daß er sein Landschaftsbild geändert hätte¹⁸⁾. Fraglich bleibt in jedem einzelnen Falle, wieviel und in welcher Gestalt es gewandert ist: ob nur Sprache, Wortschatz, Bild des Daseins, oder bestimmte Erzählungen von festbenannten Personen, oder gar ein fertiges Epos. Für die Ilias werden wir uns bemühen zu erkennen, welche Elemente aus der nordgriechischen Heimat stammten; zu Liedern von Kämpfen um Ilios sind sie erst da verarbeitet worden, wo diese Kämpfe stattgefunden hatten, in Kleinasien. Dort hat dann, durch das Übergreifen der Ionier in früher äolisches Machtgebiet, die Sprache des Epos mehr und mehr ionischen Einfluß empfangen (vgl. Buch 1 Kap. 6) und ist schließlich zu dem Mischdialekt geworden, den die Odyssee nun schon voraussetzt. Denn in ihm ist sie gedichtet, nicht erst überarbeitet worden. Gerade der zweite Teil, in dem Lage und Örtlichkeit von »Ithaka« am deutlichsten hervortreten, von der Heimkehr des Helden an, trägt einen geschlossenen und einheitlichen Charakter, in viel höherem Grade als irgend eine größere Partie der Ilias. Natürlich hat auch hier der Dichter ältere Stoffe und also ältere Lieder sich zunutze gemacht; aber er hat alles so frisch und lebendig dargestellt¹⁹⁾, daß es nun doch seine persönliche Schöpfung ist, und daß man nicht sagen kann, hier liege ein älteres Werk vor, das, von Hand zu Hand gegeben, durch Zusätze und Abänderungen nach und nach die Gestalt angenommen habe, in der wir es kennen. Daß dieses Werk vor der Zeit der dorischen Wanderung entstanden sei, ist nach Sprache und Stil undenkbar.

Und wollten wir selbst gegen den mächtigen Beweis, der hierin liegt, Augen und Ohren verschließen, so würde das nichts helfen: es bleiben andre Gründe, die uns hindern den Namenswechsel als ein Ergebnis jener großen Besitzverschiebung aufzufassen. Der Apollon-Hymnus, der, wie Wilamowitz mit Recht erinnert, doch wohl nicht älter sein kann als das 7. Jahrhundert, zeigt an der von Dörpfeld so wirksam verwerteten Stelle (428f.) ein klares Bild von der Lage der ionischen Inseln; und diese weiß der Dichter mit selbständigem Ausdruck in seine Erzählung einzuordnen

18) Aus Wollners Untersuchungen über die Volksepik der Großrussen ist oben (S. 163) ein Hauptergebnis mitgeteilt. 19) Die Eigenart dieses Dichters, zu dessen Charakterisierung Adolf Roemer wertvolle Beiträge gegeben hat, wird uns später noch beschäftigen.

und auf den Standpunkt seiner Personen zu beziehen. Dabei nennt er, vom einen Ende anfangend, zuerst Ithaka mit seinem hohen Berge, dann Dulichion und Same, zuletzt Zakynthos; für ihn liegt also Ithaka im Norden, es ist Leukas — noch im 7. Jahrhundert. Kehren wir von hier zu der Stelle im Schiffskatalog zurück, von der wir ausgegangen sind, so finden wir freilich nichts von solcher Anschaulichkeit, aber ein anderes Aussehen gewinnt auch sie. Auffallen mußte es, daß in der Aufzählung Leukas mit gemeint war, doch nicht genannt wurde²⁰). Wie, wenn auch hier Ἰθάκη noch Leukas wäre, Ἰθάκη καὶ Νήριτον die Insel mit ihrem hohen Berge? Daß der Verfasser einem Ganzen den Teil mit »und« anschließt, kommt auch sonst in dieser Partie vor: Λακεδαίμονα καὶ ἐτάεσσον Φαρίν τε Σπάρτην τε 581 f., Βουπράσιόν τε καὶ Ἥλιδα 615. Das hat schon Strabon beobachtet und benutzt, um Ἰθάκην καὶ Νήριτον als die Insel und den Berg darauf zu erklären (S. 453). In dem Reiche des Odysseus bleiben dann nur Κροκύλεια und Αἰγίλιψ (B 633) unbekannt, doch wohl kleine Inseln in der Nähe. Es umfaßt: Ithaka-Leukas, Zakynthos, Samos-Thiaki und ein Stück des gegenüberliegenden Festlandes (Akarnanien). Auch hier erhalten wir also eine deutlichere Vorstellung von dem, was der Dichter sagen will, wenn wir annehmen, daß er Ἰθάκη noch in dem ursprünglichen Sinne gemeint habe.

Wunderlich ist nur die Lage, die sich nach der älteren Bedeutung der Namen für das Herrschaftsgebiet des Meges ergibt (625 ff.): οἱ δ' ἐκ Δουλιχίου Ἐχινάων θ' ἱεράων. Denn Δουλίχιον ist nun Kephallenia, nicht eine der Echinaden (Δολίχα, jetzt *Makri*), mit der Strabon (S. 458) es identifizieren will. Und so mag man fragen, wie es gekommen sein solle, daß Meges mit seinem Besitze sich zwischen den des Odysseus, der ja Zakynthos mit umfaßte, hineinschob. Das können wir freilich nicht wissen, und müssen uns begnügen festzustellen, daß auf die andere Art viel schlimmere Seltsamkeiten herauskommen. Wenn das Δουλίχιον des Meges zu den Echinaden gehört, dann ist das große Δουλίχιον der Odyssee in B überhaupt nicht erwähnt²¹); und von der kleinen Inselgruppe der Echinaden müßte Meges 40 Schiffe mitgebracht haben, während Odysseus von den vier großen Inseln bloß 12 gestellt hätte. Beides ist in hohem Grade unwahrscheinlich; so wollen wir lieber die

20) Daß mit Νήριτον das spätere Leukas gemeint sei, hält Reissinger (S. 508 des in Anm. 6 zitierten Aufsatzes) für selbstverständlich, nimmt aber, wenn ich ihn recht verstehe, Ἰθάκη für Thiaki. Wie soll sich beides vereinigen? 21) Dörpfeld (Leukas S. 19) nimmt an, daß im Schiffskatalog Ithaka das heutige Ithaka, Neritos das waldige Leukadien, Samos das heutige Kephallenia sei. Aber dann würden wir, sogar in zwei Fällen, einen zweimaligen Namenswechsel bekommen: Ἰθάκη—Νήριτος—Λευκάς und Δουλίχιον—Σάμος—Κεφαλληνία. Das ist doch fast unglaublich. Ich ziehe es deshalb vor, sowohl Ἰθάκη als Δουλίχιον in B ebenso zu verstehen wie in der Odyssee.

Tatsache hinnehmen, daß der Verfasser des Schiffskataloges die größte und reichste der vier Inseln nicht der Herrschaft des Odysseus zurechnet, sondern der eines Fremden, eines eileischen Auswanderers. Nach dem phantastischen Bilde, das dieser Autor von der Besitzverteilung in Thessalien gibt, wird ihm mit solcher Vorstellung nichts zugemutet, was nicht gerade seiner Eigenart entspräche. So dürfen wir mit verstärkter Zuversicht urteilen auf Grund der Ausführungen, in denen Walter Leaf zu dem Ergebnis gelangt ist: der Katalogdichter, dem von Thessalien nichts weiter bekannt gewesen sei als eine Reihe von Namen, habe willkürlich das Königreich des Peleus in eine Reihe kleiner Fürstentümer zerschlagen und diese vorzugsweise solchen Helden zugeschrieben, die sonst in der Ilias eine geringe Rolle spielen ²²⁾. Erfreulich ist, daß Leaf, in dem Kapitel über die Herrschaft des Odysseus, die Dörpfeldsche Theorie in selbständiger Gedankenführung entwickelt und mit ein paar frisch beobachteten Zügen bereichert. Die Frage allerdings, wann der Namenswechsel sich vollzogen habe, bleibt dabei ungeklärt, beinahe unberührt ²³⁾.

So viel können wir auf Grund der hervorgehobenen Anhaltspunkte feststellen: die Dinge ordnen sich besser, wenn wir die Verschiebung nicht, mit Dörpfeld, in die Periode der dorischen Wanderung verlegen, deren Wirkungen sich in diese Gegend wohl nicht erstreckten, sondern an das Vordringen der Korinther, um 600 v. Chr., anknüpfen. Daß diese der nördlichsten Insel den Namen Λευκάς erst gegeben haben, berichtet ja Strabon ausdrücklich (oben S. 202); als gemeinsame Kolonie von Korinthern und Kerkyräern wird Leukas bei Plutarch (Them. 24) bezeichnet. Die durch sie verdrängten Kephallenien mögen dann, nach Süden sich wendend und auf den beiden nächsten Inseln Halt findend, die eine nach dem Namen ihres Stammes, die andere nach dem bisherigen Wohnsitz ihrer Herrscher benannt haben. Die Tatsache einer Änderung liegt, ganz unabhängig von unserer Hypothese, auch hier vor: Homer kennt Κεφαλληνία nicht, in historischer Zeit fehlen Δουλίχιον und die Insel Σάμη. Unerklärt bleibt nur — zumal doch Leukas nicht außer dem Gesichtskreise literarischer Überlieferung lag, vielmehr durch die Erzählung von Sapphos Todessprung frühzeitig berühmt wurde —, wie es möglich gewesen sein soll, daß an der Insel keinerlei Erinnerung, sie sei das homerische Ithaka, haften blieb, daß die Einwohner den Ruhm, Landsleute des Odysseus zu sein, völlig preisgaben.

22) Leaf: Homer and History. With maps. London 1915. Die angeführte Stelle S. 136. 23) Leaf S. 154. Ja, in den an sich der Klarheit ermangelnden Tatbestand bringt er eine weitere Unstimmigkeit hinein (S. 152 f.), indem er für die Odyssee zwar Δουλίχιον als Kephallenia deutet, für B aber dem Strabon recht gibt; denn danach würde Kephallenia im Kataloge fehlen.

Dies kann wohl nur so gedeutet werden, daß zur Zeit, da die Namen sich verschoben, der Sang von Odysseus in diesen Gegenden nicht lebendig war. Auswanderer hätten die Lieder, die von ihm erzählten, und zugleich ein deutliches Bild des Schauplatzes mitgenommen; im Osten wäre die Sage weiter gepflegt worden, während auf den Inseln selbst unter gewaltsamem Besitzwechsel der Kulturzusammenhang zerstört wurde; endlich hätte in Kleinasien ein bedeutender Dichter die zweite Hälfte der Odyssee, vielleicht auch die Telemachie, geschaffen. Daß er das in der Ferne mit anschaulicher Schilderung der Örtlichkeit vermocht hat, ist freilich auffallend; fast könnte man versucht sein, in dem, was die Alten von einer Reise des Smyrnäers Melesigenes nach Leukas und Ithaka erzählten, etwas mehr als bloße Erfindung zu sehen²⁴⁾. Doch auch wenn die Erzählung rein erfunden ist, bezeugt sie etwas — den Sinn dessen, der sie erdacht hat, für das Problem, das hier vorliegt: wie kommt eine so lebendige Vorstellung von westgriechischen Verhältnissen in das kleinasiatische Epos? Wir hatten uns gewöhnt die Frage zu umgehen, indem wir einzelne Ungenauigkeiten betonten und uns dabei beruhigten: der Dichter spreche zwar scheinbar mit genauer Ortskenntnis, in Wahrheit aber sei das Stück Griechenland, das er voraussetze, wie er es voraussetze, ein Gebilde seiner Phantasie²⁵⁾. Erst Wilamowitz — an einer schon (S. 215) zitierten Stelle — wies darauf hin, daß sich in der Odyssee doch sehr bestimmte, einen klaren Gesichtskreis ergebende geographische Beziehungen finden. Schließlich hat uns Dörpfeld gelehrt, Ithaka und seine Umgebung so anzusehen, daß alles darin, flächentreu und winkeltreu, möchte man sagen, der Wirklichkeit entspricht. Dadurch aber ist die Frage hervorgerufen, wie der Namenswechsel, den er annimmt, so völlig habe durchdringen können, daß an Ort und Stelle jede Spur der früheren Benennung verloren ging; und die alte Frage ist in etwas geänderter Wendung wieder aufgewacht: wie konnte die hier zerstörte Erinnerung in der Ferne deutlich genug erhalten bleiben, um den lebensvollen Hintergrund für die Dichtung eines Ioniers abzugeben?

24) »Herodot«, *περὶ Ὀμήρου γενέσιος καὶ ἡλικίης καὶ βιοτῆς*, 6. 7. Für Beurteilung der antiken Nachrichten über Homers Persönlichkeit und Leben sind jetzt grundlegend: Ernst Maaß, »Die Person Homers« *NJb.* 27 (1911) S. 539 ff., und die betreffenden Abschnitte bei Wilamowitz (*IH.* 396 ff. »Zwei alte Volksbücher«). Vgl. unten Kap. 2 Anm. 28. 29. 25) Diesen Gedanken hat, nach Herkenrath (oben S. 205), zuletzt wieder aufgenommen und mit anspruchsvoller Breite durchgeführt Emil Belzner: »Land und Heimat des Odysseus. Ein Beitrag zur Lösung der Ithakafage«, München 1915 (*Progr. des Kgl. Wilhelm Gymnasiums*); auch eine Kartenskizze der Phantasiegalt jener Inselgruppe, zu der sich nach Belzners Ansicht die wirklichen Verhältnisse in Homers Vorstellung verschoben gehabt hätten, ist beigelegt. Dörpfeld hat sich verpflichtet gefühlt eingehend zu antworten *WkPh.* 1917, Nr. 12/13.

Also Fragen über Fragen! statt befriedigender Lösung neue Rätsel! Konnte es auch anders sein? Dörpfelds Theorie mußte zu Unmöglichem führen, da sie auf einen methodischen Fehler gegründet ist; denn sie geht von der falschen Voraussetzung aus, daß die Ortsangaben des Dichters mit der Wirklichkeit übereinstimmen müßten, während sie doch offenbar und naturgemäß mit voller poetischer Freiheit behandelt sind. — So höre ich eifern, so habe ich mehr als einmal Einwendungen lebhaft vortragen hören.

Was zunächst den letzten Vorwurf betrifft, so beruht jede neue wissenschaftliche Hypothese — ὑπόθεσις heißt »Voraussetzung« — darauf, daß etwas anderes, als was bisher gegolten hat, vorausgesetzt wird, versuchsweise, um zu sehen, wie sich von da aus die Erscheinungen erklären. Wer einen solchen Versuch im voraus ablehnt, macht seinerseits den Fehler, eine Voraussetzung — die altgewohnte — zum Axiom zu erheben. Freilich nicht jede Hypothese ist ernsthafter Prüfung wert. In unserm Fall aber hatten die archäologischen Funde für vieles, was Homer beschreibt oder andeutet, so überraschende Bestätigung gebracht, in bezug auf die Ilias war der Zweifel an des Dichters Ortskenntnis so entschieden durch die Tat widerlegt worden, in der Odyssee selbst gab es Beispiele von so strenger geographischer Sachlichkeit, z. B. wo von Fahrten über das ägäische Meer erzählt wird: daß es ernstlich der Mühe wert war, einmal die Probe zu machen, ob sich das Bild von der Heimat des Odysseus vielleicht besser zurechtschieben würde, wenn man — doch an sich nichts Unerhörtes — voraussetzte, daß die vier großen Inseln, von denen Homer immer spricht, eben die vier sind, die jetzt noch dort liegen. Aus diesem einen Versuch folgte alles Weitere mit Notwendigkeit; und, innerhalb der Odyssee, ein so gut wie vollständiges Gelingen, im einzelnen wie im großen. Das durchaus realistische Bild griechischen Kleinlebens, das in β und in der zweiten Hälfte des Epos uns vorgeführt wird, zeigte sich nun auch in einen Rahmen gefaßt, der nicht ein Werk der Phantasie ist sondern ein Stück Wirklichkeit²⁶). Darüber hinaus freilich ergab sich durch die neue Erkenntnis nicht Aufklärung, sondern Verwirrung. Den Wechsel der Benennungen in die geschichtlichen Ereignisse einzureihen, die Altertümlichkeit der geographischen Vorstellung in der Odyssee mit dem späten Charakter ihrer Sprache in Einklang zu bringen: diese und verwandte Aufgaben bieten Schwierigkeiten, die noch ungelöst sind. Ist das zu beklagen? die besten Resultate sind doch überall die, aus denen Probleme neu erwachsen. Und ist es zu verwundern? Wenn in einem so wichtigen Punkte, wie es das Verhältnis

26) Dieses wird ergänzt und bestätigt durch das, was über Pylos und Telemachs Landreise auch wieder Dörpfeld uns gelehrt hat, wovon weiter unten kurz zu handeln ist.

des Dichters zur Wirklichkeit ist, unser Urteil sich ändert, so geschieht es unvermeidlich, daß damit unsere gesamten Ansichten vom Epos einen Stoß bekommen, daß wir genötigt werden zuzusehen, was von ihnen bestehen bleiben soll, was der Umgestaltung bedarf.

»Die Wahrheit zu suchen ist überhaupt kein bequemes Geschäft, und »jede Erweiterung des Wissens scheucht nur auf von scheinbar gesicherten Resultaten, bei denen wir uns beruhigten«: das ist ein strenges und mutiges Wort von Wilamowitz, aus jüngeren Jahren. Manchem wird es gerade durch ihn zum Erlebnis geworden sein. Und nun haben wir in der Entwicklung der Leukas-Frage das alte Schauspiel: man fühle den Boden erschüttert, auf dem man sicher zu stehen meinte. Ungewöhnlich nur, wie diesmal die Rollen und die Plätze verteilt sind. Was ins Wanken gebracht wird, ist der negative Glaube, daß Homers Schilderungen keinen festen Halt haben, daß die Welt, in die er uns versetzt, ein Gebäude der Phantasie sei; was uns den vertrauten Boden unter den Füßen wegzuziehen droht, ist die Erkenntnis, daß die Phantasie des Dichters den festesten Boden unter den Füßen gehabt hat. Zweifel und Resignation hatten sich als Dogma verschanzt, gegen das nun ein hellblickender Wirklichkeitsinn siegreich Sturm läuft. Solche Störung der Ruhe können wir uns gefallen lassen; ihretwegen gescholten zu werden kann sich Wilhelm Dörpfeld gefallen lassen. Daß noch nicht für alle Fragen, die er mit glücklicher Spürkraft aufgerührt hat, das letzte Wort gesprochen ist, weiß er wohl selbst; im vorstehenden sind einige Punkte bezeichnet, in denen ich vermuten möchte, daß weiter dringende Forschung von ihm abweichen wird. Wie es aber auch kommen mag: keine Ansicht auf diesem Gebiete wird sich dauernd behaupten können, die nicht Dörpfelds Beobachtungen als ein positives Element in sich aufgenommen hat.

ZWEITES KAPITEL

DER HISTORISCHE HINTERGRUND DER ILIAS

Ist es überhaupt gestattet etwas wie Geschichte im Epos zu suchen? Ist nicht alles Dichtung und Sage, teils bewußt erfunden, teils aus einer Zeit überliefert, da die Menschen weder das Bedürfnis noch die Fähigkeit hatten, in den Erzählungen, an denen sie sich erfreuten, Erinnerungen der Wirklichkeit festzuhalten? Darauf ist zu erwidern: wir dürfen natürlich nicht mit dem Vorurteil herankommen, daß Personen und Geschehnisse im Epos solchen der Geschichte entsprächen, doch auch nicht mit dem entgegengesetzten, daß zwischen beiden gar keine Beziehung stattfinde. Ob und welcher Zusammenhang besteht, das ist eben die Frage. Unentbehrlich und deshalb, wenn überall geforscht werden soll, unbestreitbar ist nur die Voraussetzung, daß zur Entstehung von Sagen wie zu individueller Erfindung in alten Zeiten Vorgänge und Verhältnisse der Wirklichkeit irgendwie den Anstoß gegeben haben. Nur den allerersten Anstoß. Je mehr ein Held mit seinen Taten oder ein Ereignis mit seinen Trägern in den Mittelpunkt des poetischen Interesses rückte, desto mehr bemächtigte sich ihrer die Phantasie und wußte sie umzubilden. Deshalb hat Gilbert Murray in seinem lesenswerten Buche »The Rise of the Greek Epic« gewiß recht: die meiste Anwartschaft, aus eigentlicher Geschichte herzustammen, haben diejenigen Elemente einer auf uns gekommenen Erzählung, die abseits vom Hauptstrome liegen, *in the little backwaters of narrative, where the plot interest is weakest and the details least important* (²1911 p. 221, vgl. 220). In übernommenem Stoff wird der Dichter da am wenigsten geändert haben, wo er keinen Anlaß hatte, die Dinge in bestimmtem Lichte darzustellen, damit sie eine ihm vorschwebende Wirkung hervorbrächten. Und Entsprechendes gilt von der Kollektivdichtung, der Sage.

In welcher Treue Örtlichkeiten, mit denen eine Erinnerung aus der Vergangenheit verknüpft war, festgehalten werden konnten, haben wir im vorigen Kapitel gesehen. Gilt dasselbe für die menschlichen Zustände, die den Hintergrund bildeten? Wir können es, nach der soeben ange-

stellten Erwägung, vermuten; denn diese Zustände sind ja im Epos niemals selber Gegenstand der dichterischen Darstellung. Andererseits kann man zweifeln, ob Sänger und Dichter imstande gewesen seien, das Bild früherer Zeiten ungetrübt zu bewahren und weiterzugeben. — Nur diese grundsätzlichen Fragen können im voraus angeregt werden; um sie zu beantworten, auch nur sachgemäß zu formulieren, wird es genauesten Eingehens bedürfen, zunächst in den beiden hier folgenden Kapiteln, dann in einem weiteren, das den Kulturverhältnissen gewidmet sein soll.

I. DER KAMPF UM DIE STADT

Allem kritischen Zweifel, aller unkritischen Gläubigkeit gegenüber hat sich der Gedanke behauptet und immer wieder durchgesetzt, daß in der Sage von dem Kriege um Troja zwar nicht ein historischer Bericht, doch eine dunkle Erinnerung an wirkliche Ereignisse enthalten sei, die sich auf demselben Boden abgespielt hätten; und was schien da natürlicher als diese Ereignisse in den Kämpfen zu finden, welche die Äoler mit den älteren, ungrischen Einwohnern des Landes¹⁾ ausgefochten haben müssen, als sie zuerst in diese Gegenden kamen und sie ihrer Herrschaft unterwarfen? Diese Ansicht hat eine Zeitlang unbestritten gegolten und hat auch unter den neueren Bearbeitern der griechischen Geschichte ihre Vertreter. So schrieb Adolf Holm (Griech. Gesch. I [1886] S. 197): »Die Äoler, welche in Asien eine ganze Landschaft in Besitz genommen haben, geben zu einem Epos von Eroberungen und Kämpfen die faktische Grundlage.« Und Beloch sagt (Griech. Gesch.² I 1 [1912] S. 184): »In dem Mythos« — so drückt er sich aus — »von dem Kriege um Ilion« spiegeln die Kämpfe sich wider, welche die Griechen bei ihrer Ansiedlung in Kleinasien mit den Urbewohnern des Landes zu führen hatten, im besonderen die Kämpfe der Äoler von Lesbos und Tenedos mit den Bewohnern der Troas. Und da Ilion in vormykenischer und mykenischer Zeit ein verhältnismäßig bedeutender Ort gewesen ist, während es später bis auf die Neugründung durch Lysimachos nur ein Flecken war, so scheint der Sage von der Zerstörung der Stadt eine historische Tatsache zugrunde zu liegen, und es kann sehr wohl sein, daß die Zerstörung durch die Griechen erfolgt ist, die ja eben am Ausgang der my-

1) Einen interessanten Versuch, troische Orts- und Personennamen (Πρίαμος, Πάρις, Σκάμανδρος u. ä.) etymologisch zu deuten und auf Grund solcher Deutung eine alte semitische Kolonisation der Troas zu erweisen, hat Ernst Alßmann veröffentlicht: »Ohne Spaten in Troja« (Tägl. Rundschau 27. Juni 1907). Von demselben neuerdings: »Fehlgriffe und neue Wege bei der Erforschung kleinasiatischer Eigennamen« BphW. 1919 Sp. 89—96, und »Ägypten in Troja und in Boiotien« ebenda 1920 Sp. 16—24, wo u. a. im ersten Aufsatz Πάνδαρος, im zweiten Ἀρχίσις und Ἐκτωρ behandelt werden. Alßmanns Ausführungen verdienen jedenfalls Beachtung und fachmännische Prüfung.

»kenischen Zeit sich an den Küsten Kleinasiens festsetzten. Aber die »Zerstörung von Ilion hat nur den Anlaß dazu gegeben, daß Sagen, die »in viel ältere Zeit hinaufgehen, hier lokalisiert werden.« — Das ist im wesentlichen Belochs frühere Ansicht (1. Aufl. 1893); er hat sie jetzt nur etwas näher ausgeführt, auch auf den Anhalt hingewiesen (S. 134. 183), den sie in den sprachlichen Verhältnissen findet.

Dort lag in der Tat das eigentlich entscheidende Moment. Thessalien und Böotien sind die Länder, von denen aus der Norden der kleinasiatischen Westküste besiedelt worden ist; sie sind die Heimat der Äoler. Deren Mundart erhielt sich in der Peneios-Landschaft auch nach der Eroberung durch die stammfremden Thessaler²⁾; hier sprach man, wie wir seit 1882 wissen, noch zur Zeit König Philipps, den die Römer besiegten, äolisch. In den Gebieten um den Kopais-See erlag die Sprache der Eroberer, der Βοιωτοί³⁾, nicht so völlig der einheimischen; es gab eine Mischung, deren Bestandteile im einzelnen zu erkennen heute eine Aufgabe der Wissenschaft ist. Vor der Periode der Wanderungen aber herrschte auch hier das Äolische. Auf der anderen Seite, in Kleinasien, haben wir als die Sprache, in der die älteren, unserer Ilias vorhergehenden Gesänge von Achill und Agamemnon gedichtet waren, eben dieses Äolisch, das in Nordgriechenland heimisch war. Und der Hauptheld der Ilias, Achill, hat sein Reich im südlichen Thessalien. Man meint, die Übereinstimmung könne nicht größer sein, sie könne nicht auf Zufall beruhen.

Trotzdem fehlt es nicht an Widerspruch. In ihm vereinigen sich entgegengesetzte Motive: weitgehende Skepsis gegen die hier verwerteten Schlußfolgerungen und weitgehendes Vertrauen zur Dichtung als unmittelbarer Geschichtsquelle. Ein Vertreter dieser Kombination ist Eduard Meyer. Zwar weiß ich nicht, wieweit er die im J. 1893 (GA. II) gegebene Darstellung heute noch gelten lassen will; aber da sich viele auf seine Autorität stützen, andere doch durch seine Ausführungen mitbestimmt sind, so muß unsere Prüfung hier einsetzen.

Ed. Meyer glaubt, »daß die Sage vom troischen Kriege nicht äolischen »Ursprungs, nicht aus den Taten der Äoler erwachsen, sondern als Tra-

2) Herodot VII 176 spricht bei Beschreibung der Thermopylen von der Zeit, ἐπεὶ Θεσσαλοὶ ἦλθον ἐκ Θεσπρωτῶν οἰκήσοντες γῆν τὴν Αἰολίδα, τὴν περ νῦν ἐκτέαται.

3) Βοιωτοὶ γὰρ οἱ νῦν ἐξηκοστῷ ἔτει μετὰ Ἰλίου ἄλωσιν ἐξ Ἄρνης ἀναστάντες ὑπὸ Θεσσαλῶν τὴν νῦν μὲν Βοιωτίαν, πρότερον δὲ Καδμηίδα γῆν καλουμένην ψῆκσαν, so berichtet Thukydides I 12, 2, und erwähnt noch zweimal (III 2, 3; VII 57, 5) die Verwandtschaft der kleinasiatischen Äoler (unter ihnen beide Male die Tenedier genannt) mit den Böotern, d. h. mit den Ureinwohnern dieser Landschaft. Vgl. Ed. Meyer, GA. II § 48. Über die sprachlichen Verhältnisse s. Wilamowitz, Zeitschr. für Gymnasialw. 38 (1884) S. 113. 115; Otto Hoffmann, Griech. Dial. II S. 6f. und Geschichte der griech. Sprache I² (1916) S. 33. Vgl. auch unten Kap. 3 Anm. 23b.

dition, als geschichtliche Kunde aus der Vorzeit ihnen überkommen« sei; »wie später die Ionier haben vor ihnen die Äoler sie durch Einfügung »ihrer eigenen Sagengestalten erweitert«. Wir sollen also eine voräolische Periode des Heldengesanges annehmen, zu der die äolische sich ebenso verhalten würde wie später die ionische zur äolischen. Von der Sprache, in der diese ältesten Lieder abgefaßt gewesen sein könnten, und ob sich Spuren von ihr noch in unsrer Ilias finden, darüber sagt Ed. Meyer nichts; wohl aber sucht er einigermaßen den Inhalt abzugrenzen. Achill, »offenbar eine äolische Sagengestalt«, muß dem voräolischen Epos fremd gewesen sein; »seine Verbindung mit dem troischen Kriege, so alt sie ist, ist doch sekundär«. Aber Agamemnon, der König von Mykene, bildete schon damals den Mittelpunkt der Erzählung; die troische Sage stammt überhaupt aus dem Peloponnes (§ 152. 121) und hat zum Kern (§ 133) »die Zerstörung Trojas durch einen Heerzug peloponnesischer Fürsten oder vielmehr, wie wir wohl unbedenklich sagen »dürfen, durch den König von Mykene und seine Mannen«. Das Datum dieses Ereignisses »ist wahrscheinlich noch beträchtlich über das alexandrinische Datum, 1184 v. Chr., hinaufzurücken« (§ 131). Erst geraume Zeit später, damals als die Äoler den Nordwesten von Kleinasien besiedelten, sind die Kämpfe geführt worden, die zur Entstehung der Achilleus-Sage den Anlaß gegeben haben (§ 150. 153).

Ähnlich denken sich den Hergang zwei englische Gelehrte, die in unserer Zeit diese Frage behandelt haben. Chadwick⁴⁾ nimmt nicht nur alle Hauptpersonen der Ilias für geschichtlich, sondern glaubt auch, daß das kriegerische Unternehmen selber sich im wesentlichen so zugetragen habe, wie Homer es erzählt (HA. 296. 300 ff.). Und Leaf⁵⁾ erklärt es für möglich, daß der Streit zwischen Agamemnon und Achilleus wirklich vor Troja stattgefunden und ernste Folgen gehabt habe; selbst in bezug auf Helena brauche man nicht allzu ungläubig zu sein (Troy 328). Beide berufen sich auf Thukydides, der den trojanischen Krieg als solchen für geschichtlich gehalten habe und den wir doch nicht der Leichtgläubigkeit zeihen dürften (Leaf HaH. 88 f.; vgl. Chadwick 308). Aber Thukydides hat sehr wohl erkannt, daß die tatsächlichen Folgen, die man auf jenes Ereignis zurückführen könnte, der Stellung nicht entsprechen, die es in der griechischen Überlieferung einnimmt. Er bemüht sich (I 11 f.) den Widerspruch zu lösen und kommt zu dem Urteil: αὐτὰ ταῦτα, ὀνομαστότατα τῶν πρὶν γινόμενα, δηλοῦται τοῖς ἔργοις ὑποδεί-

4) H. Munro Chadwick, *The Heroic Age*. Cambridge, 1912. Vgl. oben S. 163 Anm. 23.

5) Walter Leaf: *Troy. A Study in Homeric Geography. With Maps, Plans and Illustrations*. London, 1912. Angezeigt BphW. 1915 Sp. 225—232. — Von demselben, 3 Jahre später, *Homer and History* (vgl. oben S. 220, Anm. 22).

στερα ὄντα τῆς φήμης καὶ τοῦ νῦν περὶ αὐτῶν διὰ τοὺς ποιητὰς λόγου κατεσχηκότος. Damit ist schon der Weg eingeschlagen, auf dem wir weiter gehen sollen. Und im Sinne desselben großen Forschers ist es, wenn man die Erscheinungen bei einem Volke aus der Analogie anderer Völker zu verstehen sucht. Was ist doch in der Nibelungensage aus Personen und Ereignissen der Völkerwanderung geworden! Einen ähnlichen Vorgang im Bereiche serbischer Poesie hat Chadwick in einem Exkurs behandelt, den er mit einer Nutzenanwendung fürs Griechische schließt: man dürfe von den Personen der Ilias annehmen, »daß ihre Taten und ihre gegenseitigen Beziehungen in Wirklichkeit von denen sehr verschieden gewesen sein können, die wir in der Dichtung ausgemalt finden« (S. 319). Damit ist doch eigentlich die These von der Geschichtlichkeit des Rachezuges gegen Ilios verurteilt.

Auch hat Leaf selber dazu beigetragen, diesen naiven Glauben, den er trotzdem festhält, zu erschüttern. In seinen Untersuchungen treten an Umfang wie an innerer Bedeutung die Abschnitte hervor, die den Troerkatalog (B 816—877) behandeln. Dessen erster Teil (bis 843) bezieht sich auf die troische Landschaft selber mit den nächst gelegenen Orten, also ein Gebiet, das, nach Homers Vorstellung, von dem Angriff der Griechen mitberührt war. Die Aufzählung im B folgt hier zuerst einem Rundgange — das Tal des Skamander aufwärts (die Landschaft Dardania), hinüber zu dem des Äsepos, in ihm hinab zur See (Propontis) und an ihr zurück zu dem Hellespont —, durchwandert dann das Küstenland am West- und Südabhange des Ida-Gebirges bis in den Winkel des Meerbusens von Adramyttion. Diese Gegenden waren dem Dichter bekannt, und das gleiche setzte er bei seinen Zuhörern voraus; davon zeugt die Hilfserfindung, mit der er das von ihm eingeführte Schanzwerk, den Gegenstand vielbewegter Kämpfe und ihrer kunstvollen Schilderung, im voraus gegen den Einwand verteidigt, daß doch in der Ebene dort nichts von solchem Erdbau zu sehen sei: er erzählt (M 1—33), Poseidon habe, aus Eifersucht gegen die menschlichen Erbauer (vgl. H 459—463), nach Abzug der Griechen die Spuren ihrer Arbeit getilgt und das Gelände wieder eingeebnet⁶⁾. Leaf hat die einzelnen Plätze selber bereist, ihre Beschaffenheit und gegenseitige Lage studiert und sich danach ein Bild von ihren wirtschaftlichen Beziehungen zu machen gesucht, in das die Erwähnungen bei Homer, einzelne Gesichtspunkte, die Strabon bietet, überall sorgfältig eingeordnet sind⁷⁾. In diesem Zusammenhange gewinnt

6) Ὁ πλάσας ποιητὴς ἠφάνισεν: Aristoteles bei Strabon XIII, p. 598. 7) Noch nicht berücksichtigen konnte Leaf die Hypothese von Alfred Brückner, das Schiffslager der Griechen habe nicht im Norden neben der Skamander-Mündung gestanden, sondern südwestlich von der Stadt in der Besika-Bai, Tenedos gegenüber (Vortrag »über das

z. B. die Aufzählung der Wohn- und Kultstätten im Gebete des Priesters Chryses (A 37 f.) lebendigen Sinn: Killa (im Inneren jenes Meerbusens) und Tenedos bezeichnen die äußersten Punkte, Chryse ungefähr die Mitte eines Küstenstriches, in dem Apollon Smintheus verehrt wurde (Troy 239 f.). Für Achills Unternehmen, durch das Thebe, Lyrnessos und Pedasos zerstört, auch Lesbos geplündert wurde, läßt sich aus den im Epos gegebenen Andeutungen ein verständlicher Hergang konstruieren (S. 235. 243 ff.). Stellen wir alles Zweifelhafte zurück, so bleibt doch ein wesentliches Resultat: die kriegerischen Ereignisse, die der Handlung der Ilias unmittelbar vorausliegen, haben greifbare Gestalt gewonnen.

Dasselbe leistet für den weiteren Umkreis und die weiter zurückreichende Vorgeschichte das Verzeichnis der von fernher gekommenen Bundesgenossen (B 844 ff.) in Leafs Beleuchtung. Es sind vier Reihen, jede in der Nähe beginnend und im weitesten Abstände von Troja endigend: 1. bei Amydon im Lande der Päonier, in der Gegend der Mündung des Axios (j. Wardar); 2. in Alybe an der Nordküste von Kleinasien; 3. im phrygischen Binnenlande bei Askania; 4. am Xanthos-Flusse in Lykien. Sarpedon und Glaukos, die Führer der Lykier, spielen auch in der Handlung der Ilias eine wichtige Rolle; von den übrigen Ortschaften und Stämmen der vier Gruppen kommen Vertreter sonst gar nicht oder nur vereinzelt vor, etwas häufiger nur Thraker und Päonier. Die thrakische Küste gehörte also in der Zeit, von der Homer erzählt, mit zum Kulturkreis oder zum Machtbereich von Troja: diese Tatsache, die wir nicht nur aus B sondern auch aus der übrigen Ilias entnehmen mußten, ist doch erst von Leaf recht gewürdigt worden: die unzugängliche Halbinsel Magnesia setzte der damaligen Küstenschiffahrt ein natürliches Ende; bis in die Gegend des heutigen Saloniki aber bestanden Handelsbeziehungen, die sich nach der anderen Seite zum Eingange des Hellespont erstreckten. Und denselben Sinn, vermutet er, haben die drei anderen Linien: es sind alte Verkehrswege, die bei Troja zusammenlaufen. Der Vergleich eines Spinnengewebes mit dem Raubtier in der Mitte drängt sich auf, zumal wenn man bedenkt, daß hier natürlich auch der von Griechenland kommende Seehandel einmünden mußte. Die Einfahrt in den Hellespont ist durch Wind und Strömung oft gehindert, so daß

Schlachtfeld vor Troja«, Arch. Anz. 1912 Heft 4). Ungewollte Andeutungen in Homers Schlachtberichten hat Brückner mit frischem Spürsinn aufgesucht und zu einer greifbaren Anschauung zusammengefaßt. Vielleicht ergeben sich daraus Anhaltspunkte auch zur Revision der Ansichten, die von Robert (»Topographische Probleme der Ilias«, Herm. 42 [1907] S. 78—112) entwickelt sind, mit denen sich Leaf mehrfach, wenn auch nicht in durchgehender Kritik, auseinandergesetzt hat (Troy 40 f. 154 ff.). — Zur Entscheidung der hiermit berührten Fragen vermag ich nicht beizutragen; das könnte nur der versuchen, der in der Lage ist sie an Ort und Stelle zu prüfen, was mir nun wohl für immer versagt bleibt.

Segelschiffe, die herein wollen, unter Umständen tage- und wochenlang still liegen müssen. Auf Grund nautischer Handbücher hat Leaf diese Verhältnisse eingehend untersucht und zeichnet danach vermutungsweise die Bedeutung, die im europäisch-asiatischen Handel einst Hissarlik eingenommen hat. Auf dem Hügel stand nicht eine größere Stadt, sondern eigentlich nur eine Ritterburg, deren Herren den Handel dadurch in ihre Gewalt brachten, daß sie an der Öffnung des Hellespontes die Kauflaute zwangen, nicht weiter zu fahren, sondern hier in der Ebene des Skamandros ihre Waren auszutauschen. Auf den Abgaben von diesem regelmäßig stattfindenden Markte beruhte von alter Zeit her der Reichtum von Ilios (Σ 288 ff.), von dem noch die Ausgrabungen Spuren zu Tage gefördert haben. Es kam dann aber eine Zeit, wo die Achäer dazu übergingen, den Handel mit Phrygien, Lykien und dem Pontos selbst in die Hand zu bekommen. Dies war der eigentliche Grund derjenigen kriegerischen Aktion, die den geschichtlichen Kern der Erzählung vom troischen Kriege bildet (Troy 326). Wieviel Einsicht in diesen Hintergrund der Verfasser des Verzeichnisses der Troer und ihrer Bundesgenossen selber noch besaß, läßt sich nicht feststellen; jedenfalls war er eines anderen Geistes Kind als der des Schiffskataloges.

Wenden wir uns von den wohlbegründeten Kombinationen des englischen Gelehrten dem Kriegsberichte der Ilias wieder zu, so erscheint dieser in verändertem Lichte, von dem frischen Reize belebt, den wir überall da empfinden, wo aus dem Dämmerchein von Dichtung und Sage die Linien einer fernen Wirklichkeit hervortreten. Aber dürfen wir die einzelnen Züge der Dichtung in den Bereich der erschlossenen Wirklichkeit mit hinübernehmen? Den Streit der beiden Fürsten als folgeschweren Zwischenfall, Helena als Ursache des Krieges? Leaf meint das, wie wir sahen. Warum könne nicht die Entführung einer schönen Königin der Strohalm gewesen sein, der auf der Wage den Ausschlag gab, die Geduld der Achäer brach und sie zu einem Unternehmen bestimmte, das lange vorher schon geplant war? *The ostensible cause of war is almost always some point of honour; the ultimate cause is, almost without exception, economic* (S. 328). Das ist freilich eine ebenso alte wie junge Wahrheit. Doch um hier Gebrauch von ihr zu machen, müßten wir sicher sein, daß innerhalb der Wirklichkeit das, was dem trojanischen Kriege der Sage entsprach, auch ein bestimmtes, in sich geschlossenes Unternehmen gewesen ist. Und dagegen hat kein anderer als Leaf ein gewichtiges Bedenken zur Sprache gebracht. In 'Homer and History' (S. 322) weist er auf die Tatsache hin, daß der Verkehr der Griechen mit der Heimat bei Homer gänzlich unterbrochen erscheint; das passe nicht in einen Kriegszug, dessen Ziel nur drei Tagfahrten vom Ausgangshafen

entfernt liege. Der Dichter habe diese Erfindung gemacht, um die Situation zu verschärfen. — Die Beobachtung war gut, die Erklärung ist mehr als unwahrscheinlich. Personen, Geschehnisse erfindet der Dichter, nicht stillschweigende Voraussetzungen, deren konsequentes Festhalten ihm lästig werden müßte. Für Homer jedenfalls ist es das Natürliche, daß er überlieferte Voraussetzungen beibehält, auch wenn sie zu der Handlung, wie er sie gestalten möchte, nicht mehr recht stimmen, wo er dann entweder durch eine Hilfsfindung auszugleichen sucht⁸⁾ oder die Unstimmigkeit ruhig erträgt. Ein Fall der zweiten Art scheint hier vorzuliegen: wenn die ganze Ilias hindurch die Achäer von der Heimat losgelöst erscheinen, so ist das eine dunkle Erinnerung daran, daß sie es einst wirklich waren, in eben jenen Kämpfen um den Besitz der Nordwestecke von Kleinasien, die zur Entstehung der troischen Sage den ersten Anstoß, zu den Erfindungen der Dichter den Hintergrund gegeben haben. Um aus dem Heldenepos einen Wirklichkeitsgehalt ins klare zu bringen, darf man doch nicht so verfahren, daß man alles wegläßt, was märchenhaft oder sonst unglaublich ist, den verbleibenden Bestand zusammenfaßt und als historischen Tatbestand anspricht. Gerade diesen Abweg aber ist derselbe Forscher gegangen, der, wo es sich um Würdigung geographischer und wirtschaftlicher Verhältnisse handelt, mit so gesundem Sinn für das Mögliche und Wirkliche Fragen zu stellen, Antworten zu finden weiß.

Das zeigt sich wie beim Troer-Verzeichnis, so beim Schiffskatalog. Es ist alte Vermutung (von Otfried Müller), daß dieser einen Böoter zum Verfasser habe; und dessen Tendenz, die eigene Heimat zu Ehren zu bringen, erkennt Leaf auch in der Erzählung von der Versammlung in Aulis und von dem Wunderzeichen, das sich dabei zugetragen habe (HaH. 99 f. 104. 314 f.). Um eine Flotte zu versammeln, könne kaum ein weniger geeigneter Platz gefunden werden als diese von beiden Seiten schwer zugängliche Meerenge. Mit Hilfe von Karten und nautischen Handbüchern führt er den Beweis, und der leuchtet ein. Ebbe und Flut, die hier wie an einigen anderen Stellen des Mittelmeeres hervortreten, kommen ja den Ein- und Ausfahrenden zu Hilfe; aber die Engen zwischen felsigen und gewundenen Ufern bleiben schwer passierbar. Vielleicht ist es etwas hart geurteilt: wenn Agamemnon die Torheit begangen hätte, hier die Geschwader zusammenzuziehen, so wäre das Gebot, seine Tochter zu opfern, keine zu strenge Strafe gewesen. Aber die Folgerung eignen wir uns an, wenn auch mit einer kleinen Modifikation. Leaf meint, die Zusammenkunft in Aulis könne kein ursprünglicher Bestandteil der

8) Eine solche ist z. B. die Verzauberung des Odysseus in v, die Mitwirkung des Gottes beim Tode des in göttlichen Waffen kämpfenden Patroklos in II.

epischen Überlieferung sein. Der echte Homer befinde sich in Einklang mit der Wirklichkeit; denn er erzähle, durch den Mund des Bettlers Odysseus, von der Trojafahrt des Helden in einer Weise, daß für den Abstecher nach Aulis kein Raum bleibt (τ 187. 193), und lasse in einer Rede Agamemnons, der seine Mannen an die bei Trank und Schmaus in Lemnos laut gewordene Prahlerei erinnert (Θ 229 ff.), noch erkennen, daß dort die Versammlung der Flotte gedacht war. So einfach ausschalten darf man Aulis doch nicht. Wenn eine Zusammenziehung vieler, von weither kommender Flottenkontingente sicherlich hier niemals stattgefunden hat, so kann der Hafen doch einst seine Bedeutung gehabt haben als Ausgangspunkt äolischer Kolonisten, die, als die Böoter eindringen, der Kopais-Landschaft den Rücken kehrten (vgl. S. 226 und Anm. 3). Daß eine Erinnerung daran sich erhalten hatte, lehrt Strabon (IX 3, p. 401); und es ist nicht wunderbar, daß Dichtung und Sage ihr eine veränderte Gestalt gegeben haben. Ja, die Nötigung dazu ergab sich von selber, sobald der Herrscher von Mykene zum Führer des Unternehmens gemacht wurde. Dem gegenüber zeigen die von Leaf herangezogenen Stellen (aus Θ und τ), wie ein Dichter, der von den räumlichen Unterlagen seiner Erzählung ein deutliches Bild hatte, da zu erfinden wußte, wo er sich frei bewegen konnte.

Wichtiger ist etwas Grundsätzliches, wozu diese Betrachtung führt. Auf der einen Seite der eigentliche Homer, Odyssee und Ilias, auf der andern gewisse Zusätze, die mit dem Schiffskatalog zusammenhängen, — mit solcher schlichten Zweiteilung, wie Leaf sie vornimmt (HaH. 86 f.), kommen wir nicht aus. Ist einmal der Anfang zur Analyse gemacht, so geht sie mit innerer Notwendigkeit weiter. Und dann ist nicht im voraus zu bestimmen, wie viel oder wie wenig vom Stoffe der Ilias als ursprünglicher Bestand übrig bleiben wird, für den mit der Möglichkeit gerechnet werden könnte, daß er auf geschichtlicher Erinnerung beruhe. Insbesondere wollen wir für die beiden wesentlichen Motive — Entführung der Helena und Groll des Peliden — die Frage im Sinne behalten, ob sich etwa werde ermitteln lassen, aus was für einer Quelle sie geflossen sind.

Noch unerläßlicher aber für den, der den trojanischen Krieg, in der Hauptsache so wie Homer ihn erzählt, für geschichtlich hält, wäre die Verpflichtung, es glaublich zu machen, daß ein solcher Kriegszug über See in so früher Zeit vom Peloponnes aus habe vor sich gehen können. In so früher Zeit, das heißt: ehe die griechische Kolonisation in Kleinasien — mit der wir ihn in Zusammenhang bringen — ihren Anfang nahm. Das Ergebnis dieser Kolonisation ist es doch, daß sich an der Ostküste des Ägäischen Meeres die Gebiete der drei großen Stämme ebenso aneinander reihen wie auf der Westseite. Da hält es schwer zu

glauben, daß in einer weiter zurückliegenden Zeit der Herrscher von Mykene Anlaß gehabt habe und im stande gewesen sei, gerade das für ihn fernste Ende der Küste Vorderasiens zum Angriffspunkt zu wählen. Daß wir von den wirtschaftlichen Beziehungen, die vorausgegangen sein müßten, nichts wissen, ist natürlich; daß man sie bisher auch nicht vermutungsweise hat konstruieren können, mag hingehen: aber auch die Folgen eines so mächtigen, siegreich durchgeführten Unternehmens treten nirgends hervor. Das war es ja, worüber Thukydides sich wunderte. Und wie sollen wir von da aus die Entwicklung von Sage und Dichtung uns vorstellen? Für Chadwick hat diese Frage keine Bedeutung; wie das kommt, werden wir später sehen (S. 243). Leaf meint sie zu beantworten, und wir bemühen uns ihm zu folgen, indem wir probe-weise die Voraussetzung gelten lassen, daß die Zerstörung Trojas durch den König von Mykene mit einer zu diesem Zwecke versammelten Streitmacht ein geschichtliches Faktum sei. Nachdem die Sieger in die Heimat zurückgekehrt waren, erwachte dort, an den Höfen von Mykene und Pylos, der Heldensang (HaH. 288f. 318f.). Dessen Schöpfungen wurden durch die ersten Ansiedler nach Asien mitgebracht (S. 291) und hier weiter vervollkommenet, an Adelshöfen, von deren Dasein wir zum Teil noch Kunde haben (S. 323). Was dann in der dunklen Zeit — *the Dark Ages*, den drei- bis vierhundert Jahren, die dem Beginn der geschichtlichen Periode im 8. Jahrh. vorhergingen (S. 34) — mit der epischen Dichtung geschehen ist, liegt eben im Dunkeln. Jedenfalls finden wir sie später im Mutterlande wieder, wo ein Bööter es unternehmen konnte seine Landschaft in den Mittelpunkt der Ereignisse zu stellen, und wo Helena in den Kreis der Theseus-Sage eintrat (S. 302). Diesen letzten Punkt werden wir in anderem Zusammenhange beleuchten.

Aber soll denn nun das Epos während jener dunklen Zeit auf beiden Seiten des Ägäischen Meeres selbständig weitergelebt haben? Das kann Leaf (S. 321) nicht meinen; dann hätten ja ganz verschiedene Gebilde daraus werden müssen. Und gerade er betont stark — hierin wieder mit Chadwick (HA. 208f.) übereinstimmend —, daß für die Blüte homerischer Poesie die eigentliche Heimat Ionien gewesen sei. Von dort erst ist diese Poesie ins europäische Griechenland zurückgekehrt, aus dem, wie erwähnt, die ersten Ansiedler sie mit hinüber genommen hatten. Was für Ansiedler waren das? und in welcher Sprache, die bisher seine Trägerin gewesen war, verpflanzten sie den Heldengesang nach Kleinasien? Aus dem Peloponnes könnten sie ja gekommen sein; denn mit von dort aus ist die Gegend, in der zuletzt das Epos heimisch war, besiedelt worden. Der Dialekt aber muß das Äolische gewesen sein,

dessen Herrschaft sowohl in Smyrna und Chios⁹⁾ wie in der epischen Kunst der des Ionischen vorausgegangen ist. Alles weist auf Thessalien hin, wo man äolisch sprach, wo am Pagasäischen Meerbusen »Iolkos in der Argonautensage als altes Centrum des Seeverkehrs erscheint« (Beloch GrG.² I. 1 S. 134). Und dazu stimmt ein wichtiges Gedankenelement der homerischen Poesie, der Olymp als Göttersitz mit allem was sich daran anschließt. Diese Beziehungen sind ja schon früher gewürdigt worden; der Versuch, uns in Leaf's Theorie hineinzudenken, führt von selbst wieder in diese Richtung: ehe der Heldengesang nach Asien kam, muß er eine Periode grundlegender Ausbildung in Thessalien gehabt haben. Lag also sein Ursprung nicht hier sondern im Peloponnes, in der Argolis, so muß er in ganz früher Zeit irgendwie von dort nach Thessalien übertragen worden sein. Höchst wunderbar wäre nur der Weg, den auf diese Weise die wandernde Sage zurückgelegt hätte: von Troja, wo ihr Inhalt erlebt worden war, zum Peloponnes, wo die Sieger wohnten, von da im Rundgange zunächst nach Thessalien, dann übers Meer zurück, durch reinen Zufall gerade wieder in die Gegend, wo einst die Ereignisse selber sich abgespielt hatten. Und noch unbegreiflicher wäre es, daß sich, bei so treuer Bewahrung der Tatsachen, doch von der ersten poetischen Gestaltung so gar keine Spuren mit hindurchgerettet hätten, weder in irgend welcher lebendigen Anschauung von Örtlichkeiten, Vorgängen, Verhältnissen in der peloponnesischen Heimat der Helden¹⁰⁾, noch in der Sprachform, von der niemand bisher auch nur vorschlagsweise gesagt hat, welche es — vor der äolischen — gewesen sein könnte.

Zu solcher Unbegreiflichkeit, die wir getrost Unmöglichkeit nennen können, führt die Ansicht von Eduard Meyer, Leaf, Chadwick, wenn man sie ins Klare zu bringen sucht. Daraus folgern wir: Diese Ansicht kann nicht richtig sein; Sage und Dichtung vom troischen Kriege können nicht im Peloponnes ihren Anfang gehabt haben; verstärkte Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie da entstanden sind, wo der Schauplatz der Taten lag. Aber nun die Frage: Gehören die geschichtlichen Kämpfe, von denen die Phantasie so fruchtbar angeregt wurde, der Zeit der thessalisch-äolischen Kolonisation an oder einer früheren? Aufschluß hierüber erhoffen wir von dem, was in und um Troja der Spaten ans Tageslicht gebracht hat.

Nachdem Schliemanns rastlose Tätigkeit dem unerquicklichen Streit, ob Hissarlik oder Bunarbaschi, ein Ende gemacht und für jeden Unbe-

9) Diese Tatsache hebt auch Chadwick hervor, HA. 208f. Vgl. vorn das Kapitel »Sprachform«, besonders S. 174. 10) Dieser Satz wird im folgenden Kapitel noch näher begründet und zu Folgerungen verwertet werden.

fängenen die zweite Möglichkeit ausgeschlossen hatte, wurde zunächst angenommen, daß von den heute noch erkennbaren Schichten die zweite von unten die sei, der das homerische Troja angehört habe: denn das war damals die einzige, in der sich umfangreiche Reste von Mauern und Burganlage gezeigt hatten. Aber der Charakter der in dieser Schicht gefundenen Geräte und Waffen paßte nicht recht zu dem Stande der Kultur, den die homerischen Gedichte darboten, deckte sich auch nicht mit demjenigen, den die Durchforschung der Ruinen von Mykene, Tiryns, Orchomenos ergeben hatte. In der mykenischen Periode ist die Bearbeitung der Metalle vollkommen entwickelt; im Epos erwecken uns nur stereotype Beiwörter wie χαλκήρης, ἀκαχμένον ὀξεί χαλκῷ noch die Erinnerung an eine Zeit, da die Herstellung aus Metall als besonderer Vorzug gerühmt werden konnte: unter den Funden der zweiten Schicht auf Hissarlik sind neben reichem Silber- und Goldschmuck, neben Waffen und Werkzeugen aus Bronze doch noch in Menge solche aus Stein. An der Töpferware zeigt sich schon die Benutzung der Scheibe, doch überwiegt noch die reine Handarbeit. Wir befinden uns hier also in einer Periode des Überganges, deren Kultur, als »trojanisch« bezeichnet, der mykenischen vorangegangen sein muß (vgl. unten Anm. 11). Im Fortgange der Ausgrabungen nach Schliemanns Tode (1890) sind dann aber weitere Schichten bloßgelegt worden; und da haben besonders die Arbeiten der Jahre 1893 und 1894 ein verändertes Bild ergeben. Während zunächst nur offene Siedelungen mit ärmlichen Häusern folgten, zeigte die von Dörpfeld aufgedeckte sechste Schicht viel stattlichere Überreste als die zweite. Eine umfangreiche Burg trat hervor mit mächtiger Ringmauer und vielen großen Bauwerken im Innern. Und in diesem Bereiche wurden in Menge Bruchstücke von Tongefäßen gefunden, deren Technik wie Ornamentik der mykenischen Weise entspricht, die also, mögen sie nun importiert oder nach eingeführten Mustern an Ort und Stelle verfertigt sein, jedenfalls das Leben der Menschen, denen sie einst gedient haben, der Periode zuweisen, die nach dem Inhalte der Ausgrabungen von Mykene benannt wird¹¹⁾. Die Kultur dieser Periode

11) »Troja 1893. Bericht über die im Jahre 1893 in Troja veranstalteten Ausgrabungen«, von Wilh. Dörpfeld, unter Mitwirkung von Alfr. Brückner, Max Weigel und Wilh. Wilberg. Leipzig 1894. — »Troja und Ilion. Ergebnisse der Ausgrabungen in den vorhistorischen und historischen Schichten von Ilion 1870—1894«, von Wilhelm Dörpfeld unter Mitwirkung von Alfred Brückner, Hans von Fritze, Alfred Götze, Herbert Schmidt, Wilhelm Wilberg, Herman Winnefeld. Athen 1902. — Hinzunehmen sind jetzt die betreffenden Abschnitte bei Carl Schuchardt, Alteuropa in seiner Kultur- und Stilentwicklung (Straßburg und Berlin 1919), wo das homerische Problem in den großen Zusammenhang, den der Titel andeutet, und damit in eine neue, lehrreiche Beleuchtung gerückt ist. In Ansatz und Beschreibung der Schichten stimmt er mit Dörpfeld im wesentlichen überein;

ist, wovon noch genauer die Rede sein wird, in wesentlichen Stücken die, welche Homer voraussetzt: also hat die städtische Anlage der sechsten Schicht den meisten Anspruch darauf, für das homerische Ilios — in dem Sinne wie wir den Ausdruck gebrauchen — gehalten zu werden. Die Zerstörung würde danach um 1200 fallen — gegen Ende der mykenischen Zeit setzt sie Beloch (oben S. 225 f.) —, eine Datierung, die mit der von den Griechen berechneten Zahl, 1184, bemerkenswert übereinstimmt.

Gerade mit chronologischen Gründen aber war die »weit verbreitete« Meinung, die Sage vom troischen Kriege sei ein Reflex der Kämpfe, »welche die Äoler bei ihrer Festsetzung auf der Ida-Halbinsel mit der »einheimischen Bevölkerung geführt hätten«, von Eduard Meyer angefochten worden¹²⁾. Zuerst in seiner »Geschichte von Troas« (1877; S. 79 ff.); dann in der Geschichte des Altertums (II [1893] § 131/2), hier mit einer immerhin recht wesentlichen Einschränkung seines Widerspruches. In der früheren Schrift hatte er den Nachweis geführt, daß zwar an der Küste von Teuthranien und Lydien, auf Lesbos, Tenedos und den Hekatonnesoi mit dem ersten großen Strome nordgriechischer Eroberer — im letzten Viertel des zweiten Jahrtausends vor Chr. (GA. II § 161) — die Äoler sich festgesetzt, daß sie aber die Troas erst viel später in ihren Besitz gebracht hätten, ja daß es in dieser Landschaft »vor dem Jahre 700 schwerlich griechische Kolonien gegeben« habe. Später erkannte er an: diejenigen Teile der epischen Überlieferung, in denen Achill, »offenbar eine äolische Sagengestalt«, eine Rolle spiele, gingen wirklich auf die Zeit der ersten äolischen Kolonisation zurück; »seine Taten spiegeln die Eroberung von Lesbos (vgl. I 129), Tenedos, »der teuthrantischen Küste durch die Äoler wieder«. Erst nachträglich sei die Sage von Achill und seinen thessalischen Mannern mit der aus dem Peloponnes stammenden troischen Sage verbunden worden; und nun sei es möglich, daß in seinen Kämpfen gegen Lyrnessos, Pedasos, Thebe, Chryse (Y 92. A 366. 100) ebensogut geschichtliche Erinnerungen fortlebten wie in seinem Zuge gegen Lesbos, wo er das Mädchen von Brisa sich gewonnen hatte; man dürfe dann annehmen, daß »an der Süd-«seite der troischen Akte die Äoler weit früher gekämpft hätten als am »Skamander«. Dort im Norden aber, »in der thebischen Ebene und auf »der Idahalbinsel, sei zur Zeit der ältesten äolischen Kolonisation eine »Festsetzung zunächst wenigstens nicht gelungen, wenn sie auch ver- »einzelt versucht sein möge. Jedenfalls aber »— dabei sollte es bleiben

dem Gedanken aber, Homers Ilios und seinen Fall an bestimmter Stelle zeitlich einzuordnen, widerstrebt er (S. 253 f.), wie er denn auch in allgemeineren, die mykenische Kultur berührenden Fragen seinen eignen Weg geht. 12) Ihm hat sich Bethe NJb. 1901 S. 662 angeschlossen, ohne mit eignem Eingehen auch auf Gegengründe diese Frage zu fördern.

»— muß Troja zerstört gewesen sein, lange ehe die Äoler sich im »Skamandergebiet festsetzten oder auch nur zum ersten Male ihre Blicke »auf diese Gegenden richteten«.

Das letzte war nun sicher zu viel behauptet, ein Überrest von der ursprünglichen, schärferen Ablehnung und mit dem inzwischen gemachten Zugeständnis nicht mehr im Einklang. Von Tenedos nach Hissarlik ist kein weiter Weg; und wenn die äolischen Eroberer die Insel in ihrem Besitz hatten, so werden sie es schwerlich unterlassen haben auch nach der unmittelbar gegenüberliegenden Küste die Hand auszustrecken. Bei dieser Gelegenheit ist denn Ilios belagert worden; und wenn die Belagerung wirklich erfolglos geblieben sein sollte, so könnte man ja auch diese Tatsache im Epos ausgedrückt finden: es erzählt von den Kämpfen um die hohe Stadt, nicht ihren Fall. — Prüfen wir diese Möglichkeit eines Ausgleiches. In der »Deutschen Altertumskunde« (I² 29) hat Karl Müllenhoff die Erzählung vom Ausgange des Krieges einer scharfen Kritik unterworfen. Er findet schon in der Darstellung von Paris' Tode »mehr ein Produkt klügelnder Überlegung, wie wohl der letzte gefährliche Troer beiseite geschafft sei, als der unbefangene, aus innerm Drange »fortarbeitenden Sage«, und meint dann vollends: »die zuletzt angewandte Kriegslist beweist, daß es den Griechen nicht nur an jeder »historischen oder historisch aussehenden Überlieferung, sondern überhaupt an jeder ernsthaften Sage über die Einnahme der Stadt mangelte«. Die Geschichte von dem listigen Werk des Epeios sei »ursprünglich nur ein scherzhafter Einfall nach Märchenart« gewesen, der erst nachträglich in das ernste Epos aufgenommen und zu einer Tragödie umgearbeitet wurde. Müllenhoff sagt geradezu: »Auf die Frage, wie denn endlich »die Griechen Ilios eingenommen und die heiligen unzerbrechlichen »Mauern der Stadt gefallen seien, war die Antwort, daß die tapfersten »Helden sich in den Bauch eines großen hölzernen Pferdes versteckt »und daß nun die Troer, um das Wunderwerk oder Heiligtum in die »Stadt zu schaffen, selbst die Mauer an einer Stelle durchbrochen hätten, »eben gut genug für Kinder und Toren und ganz von derselben Art wie »die Pössen, mit denen man im dreizehnten Jahrhundert in Österreich auf »die Frage antwortete, wohin denn zuletzt König Etzel gekommen sei«.

Im Anschluß an solche Bemerkungen mag man versuchen, den Plan einer Ilias, der die sichere Aussicht auf den Fall der Stadt fehlte, in Gedanken wiederherzustellen; es gelingt doch nicht recht. Zwar daß unser eignes Denken widerstrebt, brauchte uns nicht zu stören; aber das Epos selbst deutet doch an mehr als einer Stelle auf das Ziel des großen Kampfes, und daß es erreicht werden wird, hin. Die Prophezeiung des Zeus allerdings, O 56—77, die in den Zusammenhang unserer Dichtung

schlecht paßt und deshalb von den Alexandrinern gestrichen wurde, scheint ebenso jüngeren Ursprungs zu sein wie die Vorausdeutung des Verfassers von M (vgl. oben S. 228), der die im zehnten Jahre erfolgte Eroberung erwähnt (15). Fester mit dem Bestande der Ilias verbunden ist die Klage der Andromache Ω 725 ff., in der Szenen der Zerstörung ausgemalt werden; denn wenn auch dieser Gesang zu den jüngsten gehört, so knüpft er doch gerade in diesem Punkte, weiter ausführend und verstärkend, an einen schon anderwärts gegebenen Gedanken an¹³). Das ist Hektors trüber Ausblick in die Zukunft, Z 447 ff.; er weiß es und glaubt es (οἶδε κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν): der Tag wird kommen, wo die heilige Ilios hinsinkt. Dieselben Worte spricht voll trotziger Zuversicht Agamemnon, in dem Augenblick wo Menelaos von Pandaros verwundet und durch diesen Frevel der Zorn der Götter gegen die Troer heraufbeschworen ist (Δ 163 ff.). Auch in X, wo der entscheidende Zweikampf die Sorge der Belagerten aufs höchste steigert, wird des Zusammenbruches, der nach Hektors Fall kommen müsse, gedacht. Freilich nicht von Andromache, deren Jammer der Dichter hier (477 ff.) in etwas milderer Farben gemalt hat, doch von Priamos, noch ehe der Waffengang begonnen hat (60 ff.). So behält wohl Heinrich Heine recht, wenn er von dem »prophetischen Schmerz« spricht, »den wir in dem alten Heldenliede finden, wo Trojas Brand nicht den Schluß bildet, aber in jedem Verse geheimnisvoll knistert«.

Immerhin ist es bemerkenswert, daß die Erzählung vom Untergang der Stadt nicht nur nicht den Hauptgegenstand des Heldengesanges gebildet, sondern daß es, wie wir mit Müllenhoff sagen dürfen, überhaupt keine alte epische Überlieferung davon gegeben hat. Waren denn die Kämpfe wichtiger als ihr Erfolg? — Jedenfalls müssen sie in der Erinnerung der Nachfahren einen breiteren Platz eingenommen und von da aus auf dichterische Phantasie den stärkeren Eindruck gemacht haben. Wie das so habe kommen können, darüber hat Murray (RGE.² 57 ff.) eine ansprechende Vermutung aufgestellt, die davon ausgeht, daß wir ja bei Theben dasselbe haben. Die Bedeutung dieser starken Festungen lag ganz und gar im Handel; nachdem sie kriegerischen Angriffen erfolgreich widerstanden hatten, wurde ihr Bestand allmählich untergraben, als der Handel verfiel und Armut einzog. Solchen Hergang sucht er dann im einzelnen wahrscheinlich zu machen. Beschränken wir die Betrachtung auf Troja, so kann Murrays Theorie etwas Richtiges enthalten, ohne doch die Tatsache zu beseitigen, von der heute noch die Ruinen zeugen, daß eine befestigte Stadt auf Hissarlik in mykenischer Zeit mit

13) Dies hat Niese EHP. 35 erkannt. — Das gleich folgende Zitat aus Heine: Lutetia. Zueignungsbrief, Abs. 6.

Gewalt zerstört worden ist. Wir müssen versuchen uns den Verlauf der Kämpfe so vorzustellen, daß sich das Fehlen des Abschlusses in der Erzählung einigermaßen begreifen läßt. Das ist, wie mir scheint, schwer möglich unter der Voraussetzung eines einheitlichen Kriegszuges, der mit gesammelter Kraft unternommen wurde, um die feindliche Stadt zu bezwingen. Viel verständlicher wird der Zustand der Überlieferung, wenn wir uns denken, daß im Zusammenhang mit einer allmählich sich ausbreitenden Kolonisation wiederholte, mehrfach unterbrochene Versuche gemacht worden sind, die auf Hissarlik ragende Burg der Feinde zu brechen, und daß erst sei es die gestaltende Kraft der Sage oder dichterische Phantasie das Bild des in sich geschlossenen, durch das mitgebrachte Motiv des Helena-Raubes bestimmten Krieges geschaffen hat. Manche der Erinnerungen, die dabei verwertet wurden, waren wohl schon zu Liedern geformt, als endlich die stolze Stadt fiel. So kam es, daß dieses Ereignis nicht mehr mit anschaulicher Kraft in die Sage einging, und daß es auch in der abgerundeten Gestalt des Epos, die auf uns gekommen ist, zwar der Phantasie vorschwebt und die Gedanken beschäftigt, aber nur in ein paar nachträglich eingefügten Voraussagungen (M 15. O 71) als geschehen oder sicher bevorstehend erwähnt wird.

Der Einwand Eduard Meyers, den wir eingehend gewürdigt haben, ruht auf einer stillschweigenden Voraussetzung. Er folgert: Die Äoler haben sich erst um 700 auf der Ida-Halbinsel festgesetzt; also können sie nicht ein halbes Jahrtausend früher zur Zeit der ersten Kolonisation hier erfolgreich gekämpft haben, also kann aus solchen Kämpfen nicht die Sage vom troischen Kriege entstanden sein. Dabei ist als selbstverständlich angenommen, daß, wenn Kämpfe stattgefunden und zur Eroberung der Stadt auf Hissarlik geführt hätten, eine Ansiedlung der Sieger an derselben Stelle notwendig hätte erfolgen müssen. Das scheint einleuchtend; aber so selbstverständlich, daß darauf ein zwingender Beweis gegründet werden könnte, ist es nicht. Fester steht die Tatsache, daß der Hügel, nachdem in alter Zeit eine Burg mit starken Mauern, die er trug, zerstört worden war, Jahrhunderte hindurch wüst gelegen hat. Dies berichtet Strabon (XIII 1, 41. 42; S. 601): ὁμολογοῦσι καὶ οἱ νεώτεροι τὸν ἀφανισμόν τῆς πόλεως, ὃν ἔστι καὶ Λυκοῦργος ὁ ῥήτωρ· μνησθεῖς γὰρ τῆς Ἰλιδῶν πόλεως φησί· τίς οὐκ ἀκήκοεν, ὥς ἅπαρ ὑπὸ τῶν Ἑλλήνων κατεσκάφη, ἀοίκητον οὖσαν; — ἐπὶ δὲ τῶν Λυδῶν ἢ νῦν ἐκτίσθη κατοικία καὶ τὸ ἱερόν· οὐ μὴν πόλις γε ἦν ἀλλὰ πολλοῖς χρόνοις ὕστερον καὶ κατ' ὀλίγον, ὥς εἴρηται, τὴν αὖξιν εἶχεν¹⁴).

14) Im Widerspruch zu dem Berichte Strabons hat Alfred Brückner in seiner »Geschichte von Troja und Ilion« (Abschnitt IX des oben Anm. 11 angeführten gemeinsamen Werkes; dort S. 554—572) den Beweis zu führen gesucht, daß bald nach dem Sturze der

Und die Ausgrabungen haben es bestätigt: die Reste der siebenten und achten Schicht (die neunte fällt in römische Zeit) sind nicht nur weniger bedeutend als die der sechsten; sie lassen auf eine ärmliche Bevölkerung schließen, die ihre Hütten auf den Trümmern der früheren Festung errichtet hatte. Nach dem allen müssen wir annehmen, daß die Eroberer der mykenischen Zeit, als die Feste genommen und zerstört war, sie nicht wieder besetzt, sondern sich begnügt haben, etwa von Tenedos aus den Verkehr durch den Hellespont zu beherrschen. Der Vorstellung, daß es äolische Kolonisten waren, die so verfahren, kann man allenfalls noch dadurch entgehen, daß man die Eroberung von Troja innerhalb der mykenischen Periode früher ansetzt; so Eduard Meyer: sie sei »wahrscheinlich noch beträchtlich über das alexandrinische Datum hinaufzurücken« (oben S. 236). Er hätte nur erkennen sollen, daß er nicht durch die »Fundtatsachen« dazu geführt war, sondern durch den Wunsch, seine Theorie zu retten. Und im Grunde ist gar nichts damit gewonnen. Den mit Mühe genommenen wichtigen Platz in eigenem Besitz zu behalten hätte für »den König von Mykene und seine Mannen« ebenso nahe gelegen wie später für die Äoler von Lesbos und Tenedos, ja insofern noch näher, als er selber nicht in der Nachbarschaft blieb, sondern, wenn wir denn Homer glauben, in die ferne Heimat zurückkehrte, er und alle Verbündeten. Verzichtete man freiwillig auf jede Ausnutzung des Sieges? Das ist wieder die Stelle, an der Thukydides Anstoß nahm (oben S. 227 f.). —

Gegen den Versuch, die Sage vom troischen Kriege der Hauptsache nach als geschichtlichen Bericht zu nehmen, ist noch eine Erwägung übrig. Was den beiden Atriden recht, wäre doch wohl dem Herakles billig. Auch er soll, zur Zeit von Priamos' Vater Laomedon, Ilios erobern, die Straßen öde gemacht haben, $\xi\chi\ \omicron\iota\eta\varsigma\ \sigma\upsilon\nu\ \nu\eta\varsigma\iota\ \kappa\alpha\iota\ \alpha\upsilon\delta\rho\acute{\alpha}\varsigma\iota\ \pi\alpha\upsilon\rho\omicron\tau\acute{\epsilon}\rho\omicron\iota\sigma\iota\nu$ (E 641 f. vgl. Ξ 251). Auch das war ein Rachezug, von dessen Veranlassung und Verlauf wir immerhin einiges noch erfahren; und wer darin geschichtliche Züge zu erkennen bereit wäre, dem würde eine erdfeste Wirklichkeit zu Hilfe kommen. Unter der sechsten Schicht auf Hissarlik

einheimischen Königsherrschaft inmitten der Trümmer auf dem Burgberge das Heiligtum der Athene gegründet worden sei, dessen Hüter, vielleicht durch griechische Besatzungen der Küstenplätze geschützt, lange Zeit allein hier oben gehaust hätten. Zu den Stützpunkten dieser Ansicht gehören in erster Linie die Nachrichten über den schaurigen Tempeldienst lokrischer Mädchen, den die Sage an den Frevel des Lokrers Aias anknüpfte (Timäos in den Scholien zu Lykophrons Alexandra 1141—1173; Polybios 12, 5, 7). Brückners scharfsinnige Untersuchungen sind mit beachtenswerten Gründen angegriffen worden von Peter Corssen, »Die Sendung der Lokrerinnen und die Gründung von Neu-Ilion«, Sokrates I (1913) S. 188 ff., 234 ff., ganz verworfen von Wilamowitz, »Die Athene von Ilion« (III., Beilage I).

folgen zunächst drei minder bedeutende, dann aber jene, deren reiche Funde eine in ihrer Eigenart greifbare Kultur, die »trojanische«, darstellen. Mit den zeitlichen Verhältnissen freilich würde es nicht stimmen: die trojanische Kultur wird von Schuchardt der zweiten, von Ed. Meyer gar der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends v. Chr.¹⁵⁾ zugewiesen, während Herakles den Helden der Ilias nur um eine Generation voransteht. Aber in diesem Falle denkt wohl niemand daran, Einzelheiten der poetischen Erzählung zu verwerten und ihr im ganzen mehr zu entnehmen als eine dunkle Erinnerung an Ereignisse, die sich auf dem schicksaldurchfurchten Boden früher einmal zugetragen hatten. Und in solchem Verstande lassen auch wir die Sage, und daß man sie zu den Ausgrabungen in Beziehung setzt, gelten. So unsicher Datierungen sind, bei denen zwei gleichzeitig arbeitende Forscher um ein halbes Jahrtausend voneinander abweichen, so sehr mit der Möglichkeit gerechnet werden muß, daß bei Abgrenzung der Schichten, bei Zurechnung der Fundstücke zu den einzelnen Perioden Irrtümer vorgekommen sind, zumal in den Anfängen, als die Technik des Spatens noch weniger ausgebildet war, so wenig wir andererseits in der naiven Hoffnung befangen sind, man brauche aus der Sage nur ausschmückende Zutaten wegzulassen, um Geschichte zu behalten: so sicher ist doch, daß ein Zusammenhang zwischen beiden bestanden hat. So sehen wir in dem siegreichen Unternehmen des Herakles gegen Troja, das der Dichter zweimal, in Gesprächen der Menschen wie der Götter, erwähnt werden läßt, einen Ausdruck der Vorstellung, daß schon vor Zeiten einmal da, wo Ilios stand, eine Stadt mit Gewalt eingenommen worden sei. Und da ist es doch wohl kein Zufall, daß die Erde von zwei zeitlich weit getrennten Zerstörungen Denkmäler bewahrt und herausgegeben hat. Wir bleiben den Grundsätzen treu, nach denen wir erkannt haben, daß zur Entstehung der Sage vom troischen Kriege aus den Kämpfen der Anstoß gekommen sein muß, die um die Herrschaft über die Nordwestecke Kleinasiens zwischen den aus Nord- und Mittelgriechenland stammenden Äolern und den älteren, ungrischen Einwohnern geführt worden sind.

II. MUTTERLÄNDISCHES

Aus dem gewonnenen Resultat wird ja wohl niemand den Schluß ziehen, daß als Troja-Kämpfer bei Homer nur solche Helden und Völkerschaften vorkommen dürften, die an jener Kolonisation teilgenommen haben, oder die wir uns doch als Teilnehmer daran vorstellen könnten. Von der Entstehung und ersten poetischen Gestaltung der troischen Sage

15) Eduard Meyer GA. I 2^a (1909) § 511 (vgl. § 524); Schuchardt, Alteuropa (s. oben Anm. 11) S. 212 f. (vgl. 233 f.).

Cauer, Grundfragen der Homerkritik. 3. Aufl.

bis zur Aufzeichnung und abschließenden Redaktion der Ilias sind Jahrhunderte vergangen; und in dieser Zeit wurde der Heldengesang nicht nur künstlerisch weiter gebildet, sondern auch stofflich bereichert. Städte und Geschlechter setzten eine Ehre darein, daß ihre Angehörigen einst mit in dem großen Kampfe gestanden und sich rühmlich betätigt hätten. Patroklos fällt von Hektors Hand, das gehört zum Plane der Achilleus-Dichtung; da er dessen göttliche Rüstung trägt (P 194 f. Σ 84), so muß Apollon eingreifen, ihn zu entwaffnen. Als dritter aber — vielmehr, der Reihenfolge nach, als zweiter — bringt ihm Panthoos' Sohn Euphorbos eine tödliche Wunde bei, der Heldenjüngling, der gleich darauf selber dem Speere des Menelaos erliegt (Π 806 ff. P 9—60). Danach hat Robert glücklich vermutet, daß die Panthoiden in historischer Zeit ein Fürstengeschlecht waren, dessen Ruhm ein Sänger zum Dank für freundliche Aufnahme dadurch verherrlichen wollte, daß er von den Vorfahren Großes erzählte (StI. 392. 387). Von den athenischen Zusätzen ist früher die Rede gewesen (S. 117 ff.): es sind keine »Interpolationen«, denn sie waren schon da als das Epos schriftlich fixiert wurde, sondern Erzeugnis des noch lebendigen Triebes, den Personenkreis dem Publikum zu liebe zu erweitern. Interpoliert, d. h. in einen literarisch vorliegenden Text nachträglich eingesetzt ist auch die Episode von Sarpedon und Tlepolemos nicht (E 628—698), darin hat Bethe (Hom. I. 295) recht; der Verfasser unserer Ilias — so nennt er ja den letzten Redaktor — hat sie mit Bedacht aufgenommen. Entstanden sein aber muß sie in anderem Zusammenhange, das hatte gerade Bethe einleuchtend gezeigt¹⁶). Der Heraklide Tlepolemos von Rhodos (B 653 ff.) und der Lykier Sarpedon haben in der Troas nichts zu tun; daheim waren sie sozusagen Nachbarn. Ihr Kampf gehört eigentlich in den Bereich der Versuche, welche die Rhodier gemacht haben, im gegenüberliegenden Lykien Besitz zu erwerben¹⁷); und das Lied von dem Zusammenstoß, in dem sie sich gegenseitig töten (E 697 ist umgebogen), war »gedichtet zum Preise lykischer — oder rhodischer — Fürsten und in ihren Hallen gesungen, »ursprünglich ganz ohne Beziehung zu Troja und ohne Gedanken an »den trojanischen Krieg«. Auch in dem Kampfe zwischen Idomeneus und Phästos E 43—47 sah Bethe den »letzten Rest eines altkretischen Heldenliedes«; denn wenn auch das lydische Tarna als Heimat des Phästos genannt wurde, so sei er doch offenbar in seinem Ursprunge der Eponym der gleichnamigen kretischen Stadt.

16) In einem Vortrag auf der Straßburger Philologenversammlung: »Homer und die Heldensage. Die Sage vom troischen Kriege«; gedruckt NJb. 7 (1901) S. 657 ff., die betreffende Stelle S. 668 f. 17) »Für die Einreihung fremder Helden in die troische Sage vielleicht das augenfälligste Beispiel«; so urteilt auch Wilamowitz IHL. 282 über diesen Fall.

Von dieser ganzen Betrachtungsweise will Chadwick (HA. 305 f.) nichts wissen; dergleichen sei zwar nicht unmöglich, verdiene aber, solange es nicht bewiesen sei, keine ernsthafte Erwägung. Er zieht es vor, sowohl den Kriegszug des Herrschers von Mykene, wie Homer ihn erzählt, als auch daß der Rhodier daran teilgenommen habe, für geschichtlich zu halten¹⁸⁾. Und man muß zugeben: wer das eine glaubt, braucht auch vor dem andern nicht zurückzuschrecken. Warum wir die Dinge so nicht ansehen können, ist im vorigen Abschnitt dargelegt. Chadwick erhebt aber hier einen besonderen Einwand: Wenn der Personenbestand der Ilias wirklich durch einen Prozeß der Anziehung allmählich herangewachsen ist, wie kommt es, daß Herakles, Iason, Peirithoos, Theseus, Minos, Adrastos nicht mit hereingezogen worden sind? Die Antwort ist diesmal wirklich leicht. Alle die Genannten gehören älteren, fast alle heimischen Sagen an, die schon in feste poetische Form gefaßt waren, ehe von Thessalien aus die Eroberung der fern gegenüberliegenden Küste unternommen wurde. Nachdem dann durch die dort geführten Kämpfe mit ihren Mühsalen, Gefahren, schwer errungenen Erfolgen die Phantasie mächtig erregt worden war, wurden im Stil und nach dem Vorbilde der mitgebrachten Heldenlieder neue gedichtet, die von kühnen Taten auf dem frisch gewonnenen Boden erzählten. Dagegen traten die Heldengestalten der heimatlichen Erinnerung in den Hintergrund — und in dem stehen sie bei Homer.

Bei dem allen ist allerdings vorausgesetzt, was nun doch noch des Beweises bedarf, daß Kunst und Übung des epischen Gesanges nicht erst in Kleinasien entstanden sind, sondern von den Eroberern aus der alten Heimat mitgebracht wurden. Daß dies für die Sprache zutrifft, in der die frühesten Heldenlieder gedichtet worden sind, haben wir gesehen (S. 161 ff.). Aber es wäre ja an sich möglich, daß damit noch kein Anfang gemacht worden war, als der Trieb erwachte — oder die Nötigung eintrat — übers Meer nach Osten zu ziehen. Sehen wir zu.

Breit und mächtig ist die Stellung, welche in der griechischen Mythologie Thessalien einnimmt. Der Olymp als Göttersitz, die Muse die an seinem Nordfuß in Pierien heimisch ist, die thessalischen Berg- und Waldriesen, Aloidon und Kentauren, die Meergöttin Thetis und ihr Gemahl Peleus, der Eponymos des Pelion, endlich Achilleus ihr Sohn: alle diese und manche verwandte Sagenstoffe sind im Heldenepos teils vorausgesetzt teils weiter entwickelt. Die Art, wie sie in Ilias und Odyssee verar-

18) S. 306f.: *The only conclusion, I think, to which an unbiased study of the evidence can lead, is that the poets never enjoyed such freedom [d. i. a free command of their material]; that the later poets were bound by the work of their predecessors, and these again by something which bears a suspicious resemblance to facts of real life.*

beitet sind, schließt es aus, daß sie durch nachträglichen Einfluß in ein schon vorhandenes Bette der epischen Dichtung eingedrungen wären; vielmehr bildeten sie den ursprünglichen Strom, der dann aus anderen Quellen neue Nahrung empfangen hat. Und dieser Strom muß schon recht kräftig geflossen sein, da er allem, was später in ihn einging, die Richtung bestimmte. Auf dem Olymp wohnen die Götter Homers, nicht auf dem troischen Ida, noch weniger auf einem Berge des Peloponnes. Auf dem Olymp hat Hephästos einem jeden sein Gemach erbaut (A 607 f.), hier rüstet sich Here zu ihrem Gang nach dem Ida (Ξ 154. 166 ff.), hier finden die Szenen des gemeinsamen Mahles wie der Beratung statt (A 522 ff. Δ 1 ff. 74; Θ 2 ff.), von hier fahren Here und Athene in die Schlacht (E 720 ff. 750), hier suchen die von Diomedes verletzten Götter Aphrodite (E 360) und Ares (E 868 f.) Zuflucht bei Zeus, der da sitzt ἀκροτάτῃ κορυφῇ πολυδεירάδος Οὐλύμπιοιο (754) und das Treiben der Menschen beobachtet. Diese Vorstellung ist uns aus A (498 f.) vertraut; auch in Υ (22 f.), Φ (339 f.) sieht vom Olymp aus Zeus den Kämpfen zu; hier findet ihn Artemis, die von Here übel zugerichtet ist, hierhin kehren die übrigen Götter vom eignen Waffengang zum Vater zurück (Φ 508. 518). Auch in Χ wird kein Zweifel gelassen, daß der Platz, von dem aus die »Olympier« den letzten großen Kampf mit ansehen, der auf dem Olymp ist (166. 187). Ὀλύμπιος ist nicht nur ein Beiname des Zeus; öfter auch (14 mal) wird es schlechthin als Name für ihn gebraucht, zweimal auch im Plural für die Götter im Ganzen (A 398. Υ 47).

Dem steht nun allerdings eine andere Vorstellung mit teilweise entsprechendem Sprachgebrauch gegenüber. Auf der Höhe des Ida ist ein heiliger Bezirk und Altar des Zeus (Θ 48); dort hat Hektor ihm viele Opfer gebracht (Χ 171). In Ilios gibt es einen Priester des Zeus Ἰδαῖος, dessen Sohn von Meriones erlegt wird (Π 604 ff.). Zum Zeus Ἰδαῖος zu beten rät die greise Königin ihrem Gemahl, als er die gefährliche Fahrt unternehmen will (Ω 291), und er ruft ihn (308): Ζεῦ πάτερ, Ἰδηθεν μέδewν, κῦδιστε μέγιστε! Ist das derselbe Zeus, auf dessen Hilfe die Achäer hofften? oder ein asiatischer Gott, den die Eroberer, weil er der höchste war, ihrem Zeus gleichsetzten? Solcher Annahme braucht es nicht zu widersprechen, daß in Γ auch Agamemnon und »mancher von Achäern und Troern« mit denselben Worten ein Gebet beginnt (276. 320); denn das geschieht bei Schließung eines Vertrages, den die Troer angeboten haben, wo es nicht zu verwundern ist, wenn auch von der anderen Seite gerade ihr Gott als Zeuge angerufen wird. Etwas weniger natürlich erscheint dieselbe Formel H 202, wo Achäer für den Sieg des Aias beten, immerhin mit dem Zusatz: »Wenn du jedoch auch den Hektor lieb hast, so gib wenigstens beiden gleiche Kraft.« Den Sachverhalt durchschaut

hat zuerst van Leeuwen¹⁹⁾: Von Alters her war der Gott, der auf dem Ida verehrt wurde, der Schutzgott des Volkes, das die übers Meer gekommenen Äoler bezwungen haben; mit ihm ist der Olympische Zeus, der in ihren Erinnerungen lebte, allmählich zur Einheit verschmolzen. Daß dabei der Überwundene etwas von seiner ursprünglichen Art und Haltung aufgeben mußte, tritt an Stellen wie Δ 44 ff. (auch O 596. X 168 ff.) noch hervor. Kein Zufall ist es, daß die zwei Schlachtstage hindurch, an denen es den Griechen schlecht geht, Zeus auf dem Ida thront und von dort aus die Geschicke lenkt, in Θ und in Λ—P; das wird nicht nur gesagt, sondern anschaulich festgehalten (Θ 397. 410. Ξ. O 146. 255. P 594). Und der Dichter hat der doppelten Frage, wie Zeus auf die Seite der Troer und wie er auf den Ida komme, geschickt vorgebeugt: beides gilt nur vorübergehend. Das eine zu motivieren dient der Plan der ganzen Dichtung: Achills Zorn und Thetis' Bitte, ihm Genugtuung zu verschaffen. Das andere wird als etwas Besonderes in der Weise eingeführt, daß der Gott, um dem Schlachtfelde nahe zu sein — was freilich in E, Φ, X nicht nötig erschien — sich auf den Ida begibt und dort Platz nimmt, Θ 41—52. Λ 181 ff.; das erste Mal wird auch seine Rückkehr zum Olymp ausführlich berichtet (Θ 438 ff.). Ausnahmen solcher Art bestätigen nur das Grundverhältnis: daß der Zeus, von dem griechischer Heldengesang zu erzählen wußte, er und die Götterfamilie die zu ihm gehörte, auf dem Olymp zu Hause war.

Diese Tatsache, und was wir vorher mit ihr zusammengestellt haben, ist ja längst jedem bekannt; aber nur wenige haben sich entschließen mögen, daraus die entscheidende Folgerung zu ziehen. Eduard Meyer (GA. II § 127; vgl. § 141. 261) hob zwar die Fülle thessalischer Elemente im Epos hervor und erkannte an, daß sie von den Äolern aus der Heimat nach Kleinasien mitgebracht sein müssen, hielt aber diesen Tatbestand für vereinbar mit der Annahme, daß »die griechische Götter- und Heroensage das erste und grundlegende Stadium ihrer Entwicklung in Äolis durchlebt« habe. Und Erich Bethe gebraucht noch 1914 in seiner Behandlung homerischer Vorfragen zweimal den Ausdruck, das Heldenepos sei »in Kleinasien geboren« (Hom. I 10. 45). Sollte er damit gemeint haben, daß erst auf dem neuen Boden der Gedanke gereift sei, aus dem vielfach früher in Einzelliedern behandelten Stoff ein größeres Ganzes, ein Epos zu schaffen, so wäre das sachlich richtig; und anders kann er es kaum gemeint haben (s. unten S. 260 f.): aber solchen Fortschritt des Wachstums nennt man doch nicht »geboren werden«. Die erste und

19) van Leeuwen, »De Iunone Troianis infesta«. *Mnemos.* 34 (1906) p. 292 sqq., wieder »Commentationes Homericæ« (1911) p. 88 sqq., besonders 90/3. — In gleichem Sinne hat sich dann Wilamowitz ausgesprochen, *IH.* 288.

grundlegende Entwicklung des Heldengesangs muß noch in Thessalien sich vollzogen haben: das hat der Engländer Geddes zuerst, soviel ich sehe, ausgesprochen, schon im Jahre 1878²⁰⁾. Ob auch das richtig ist, was er hieraus für die Stellung der böotischen Dichterschule folgert, soll hier nicht untersucht werden; um so entschiedener dürfen wir die Hauptsache betonen. Griechische Verskunst und Sangeskunst, der empfängliche Sinn, der Natur und Leben beobachtet, die Ausdrucksfähigkeit der Sprache, die Kraft, lebendig und anschaulich zu erzählen: aus thessalischem Boden sind sie erwachsen und aufgeblüht, da, wo die Menschen den von Schnee schimmernden Gipfel des Olymp vor Augen hatten. Um das zu beweisen, würde allein schon die Rolle ausreichen, die dieser Berg und mit ihm Pierien und die Musen in den Vorstellungen der Griechen allezeit gespielt haben, fast ja noch in den unsrigen spielen.

Ist dem aber so, haben die äolischen Ansiedler ihre in der Heimat ausgebildete Verstechnik und Kunstsprache mit übers Meer genommen, so müssen wir weiter fragen: in welcher Weise ist dies wohl geschehen? Sicher nicht in Gestalt eines Systems metrischer Regeln, eines poetischen Wörterbuches oder Gradus ad Parnassum, sondern in Liedern. Und von der anderen Seite: wenn unsere in Kleinasien zum Abschluß gekommenen Epen hier und da Personen, Örtlichkeiten, Fabelwesen thessalischer Herkunft eingesprengt enthalten, in welcher Form können diese mit herübergekommen sein? Doch nicht von Anfang an in zerstreuten oder halbversunkenen Erinnerungen, sondern in Liedern, deren Inhalt dann freilich in den neuen Wohnsitzen durch frische, Leidenschaft und Phantasie mächtig aufregende Erlebnisse mehr und mehr verdrängt wurde. Cheiron, Achills Lehrer und ein Meister der Heilkunst, wird einmal »der gerechteste der Kentauren« genannt (A 832); der Kampf der Lapithen mit den Kentauren wird an zwei Stellen der Ilias, einmal in der Odyssee erwähnt (A 260 ff. B 743. ϕ 295 ff.). Aber nirgends erzählt der Dichter unmittelbar von diesen Dingen, sondern berührt sie nur flüchtig, in einer Weise, die uns späten Lesern das Verständnis erschwert; bei seinen Zuhörern konnte er sie als bekannt voraussetzen, als Gegenstand alter Erinnerungen. Denn da, wo relativ am genauesten darauf eingegangen wird (in A), unterscheidet Nestor, dem die Erwähnung in den Mund gelegt ist, deutlich und scharf jene stärkeren Männer eines früheren Geschlechtes, mit denen er noch verkehrt habe ($\alpha\rho\epsilon\iota\sigma\iota\nu\ \eta\epsilon\ \pi\epsilon\rho\ \upsilon\mu\acute{\iota}\nu\ \alpha\upsilon\delta\rho\acute{\alpha}\sigma\iota\nu$), von den gegenwärtigen: $\kappa\epsilon\acute{\iota}\nu\omicron\iota\sigma\iota\ \delta'\ \alpha\upsilon\tau\ \omicron\upsilon\ \tau\acute{\iota}\varsigma\ \tau\omega\nu,\ \omicron\iota\ \nu\upsilon\nu\ \beta\rho\tau\omicron\iota\ \epsilon\acute{\iota}\sigma\iota\nu\ \epsilon\pi\acute{\iota}\chi\theta\acute{\omicron}\nu\iota\omicron\iota,\ \mu\alpha\chi\acute{\epsilon}\omicron\iota\tau\omicron$. Immerhin erkennen wir auch hier, wie ältere Sage, die einst mächtig und voll erklungen sein muß, noch in der troischen Dichtung nachtönt. Die Frage muß gestellt werden, ob

20) William D. Geddes, The problem of the Homeric poems, p. 236 ff.

sich nicht reichere Spuren von jener entdecken lassen. Und wir dürfen erwarten, daß sie nicht nur nach Thessalien führen, sondern auch in das stammverwandte Böotien (s. Anm. 3) und die diesem benachbarten Landschaften.

Hierbei besteht jedoch eine Gefahr, deren wir uns im voraus bewußt werden wollen. Daß die Athener nachträglich hinzugekommen, Lapithen und Kentauren ein Stück ältesten Bestandes sind, bedarf in unsern Augen keines Beweises. Es gibt aber Fälle, die weniger klar liegen, in denen nicht nur von verschiedenen Forschern verschieden geurteilt wird, sondern für einen und denselben Standpunkt widerstreitende Momente in Betracht kommen. Den Gedanken, daß die Szene zwischen Tlepoemos und Sarpedon ein ursprüngliches Stück der troischen Sage sei, konnten wir von der Schwelle zurückweisen. Aber wie steht es z. B. mit Bellerophontes²¹), dessen Geschichte im Peloponnes ihren Anfang nimmt? wie mit anderen peloponnesischen Erinnerungen, insbesondere denen, die Nestor vorträgt? Daß überhaupt, um weiter Zurück- oder Seitabliegendes einzufügen, dem Sänger die Gespräche der Helden, zumal der bejahrten unter ihnen, einen bequemen Rahmen boten, ist natürlich; und da steht Nestor an erster Stelle. Die eine Erwähnung der Kentauren ist ihm in den Mund gelegt (in A), ebenso eine solche des Raubzuges, mit dem Herakles einst die Pylier heimgesucht hatte (A 690—695), beide so kurz, daß man sieht: der Dichter und sein Publikum kannten ausführlichere Darstellungen, aus denen sie das hier bloß Angedeutete stillschweigend ergänzten. Und für beide Gegenstände dürfen wir sicher sein, daß sie oft schon in der alten Heimat besungen worden waren, da die Auswanderer übers Meer gingen. Gilt das aber auch von den Taten der Pylier, bei denen Nestor selbst in seiner Jugend mitgewirkt hat? Dreimal berichtet er davon: H 133—156. A 670 bis 761 (wo das über Herakles Gesagte als Zwischenbemerkung auftritt). Ψ 630—642. Hier kann man, und folglich muß man, zweifeln, ob alte Erinnerung oder spätere Eindichtung vorliegt²²).

Wir lassen einstweilen die Frage unerledigt (vgl. Kap. 3 II zu Ende). Es kam uns vor allem darauf an, die Alternative deutlich zu machen, um die es sich immer handeln wird: ob ein Stück, das sich von dem Hauptbestande der Darstellung abhebt, einer im Vergleich zu diesem älteren

21) Z 152—211. Daß der Held eine altpeloponnesische Sagengestalt ist, hat Bethe (bei Pauly-Wissowa s. n.) gezeigt. Robert GrH. I 180, der ihm beistimmt, nimmt auf Grund ihres Vorkommens auf Münzen an, daß auch »die Chimaira ursprünglich in der Nähe von Korinth, vielleicht in Sikyon, hausend gedacht sei. 22) Das zweite nimmt mit voller Zuversicht an Adolf Lörcher, »Wie, Wo, Wann ist die Ilias entstanden?« (1920) S. 76 ff. Hierauf gründet er seine Hypothese (S. 87 ff.), daß die Ilias im Peloponnes, speziell in Olympia, ihre abschließende Gestalt erhalten habe, wenn auch durch einen aus Kleinasien stammenden Dichter.

oder jüngeren Schicht angehöre. Sehen wir uns nach solchen um, für die sicher das erste zutrifft, so bieten sich außer den thessalischen Elementen, die noch in den Heroinkatalog der Nekyia hereinreichen (Λ 235 ff. 305 ff.), namentlich zwei größere Stoffmassen dar, die mehrfach hervortreten: der thebanische Sagenkreis, und der, dessen Mittelpunkt Herakles bildet.

Die Sage von Ödipus wird etwas eingehender nur wieder in der Nekyia berührt, wo Odysseus dessen Mutter Epikaste sieht (Λ 271 ff.). In der Ilias, mit der wir es hier zu tun haben, gibt Diomedes wiederholten Anlaß, daß der Taten seines Vaters Tydeus gedacht wird; Agamemnon in der Epipoleis und nachher Athene halten ihm jenen als Muster vor (Δ 372—399. E 801—808). Dem Tadel des Oberfeldherrn widerspricht der Wagenlenker Sthenelos: wir sind höheren Ruhmes wert als unsre Väter; wir erst haben das siebentorige Theben genommen, *παυρότερον λαὸν ἀταγόνθ' ὑπὸ τείχος ἄρειον* (Δ 407). Diomedes weist ihn zur Ruhe; er pocht nicht auf die eigne Stärke. Wie er mit Odysseus den nächtlichen Gang antritt, betet er zur Athene, sie möge ihm ebenso zur Seite stehen wie einst seinem Vater (K 285 ff.); und wie er im Rate der Fürsten als jüngster das Wort nimmt, beruft er sich nicht auf eignes Verdienst, sondern auf das Geschlecht, dem er entstammt sei (Ξ 113—127). Alle diese Stellen zusammengenommen liefern ein gar nicht unbeträchtliches Material; aber dürfen wir sie einfach so ansehen, daß sie sich gegenseitig ergänzen? Schon vor 30 Jahren hat Wilamowitz darauf aufmerksam gemacht, daß die Sage von der Eroberung Thebens durch die Epigonen an innerem Reichtum weit zurücksteht; dieser ganze Zug sei »ein ziemlich ärmlich erfundenes Nachspiel zur Thebais ohne jeden ernsten Inhalt. Die Söhne »der Sieben sind freilich große Herren; aber erst als sie dies waren und »weil sie dies waren, ist ihnen der siegreiche Zug gegen die Besieger ihrer »Väter angedichtet« worden²³). Dies darf als gesichert gelten. Bei Homer ist die Stelle in Δ die einzige, an der auf das neue Stück der Sage Bezug genommen wird. Die Szene in der Epipoleis beruht also auf einer Voraussetzung, die dem Dichter der Athene-Szenen in E noch fremd war: das hat Robert einleuchtend dargelegt. »Einem erprobten und siegreichen Helden gegenüber«, so schreibt er²⁴), »wäre die Schelte der »Athene [E 800, 811/3] sehr deplaciert. Dazu stimmt E 115 ff. Diomedes' Gebet, in dem er sich doch auf die Freundschaft der Göttin »für seinen Vater nicht berufen würde, wenn er selbst mit ihrer Hilfe »Theben erobert hätte«. Und ebenso steht es in Ξ mit der Rede des

23) v. Wilamowitz, Die sieben Tore Thebens. Herm. 26 (1891) S. 191—242. Die angeführte Stelle S. 240. 24) Carl Robert: »Oidipus. Geschichte eines poet. Stoffes im griech. Altertum« (1915) S. 186 f. Über die Stellen in K und Ξ ebenda 194. 195.

Diomedes: deren Autor »kennt den Epigonenzug nicht oder er ignoriert ihn; denn sonst würde er Diomedes sich nicht auf seine Ahnen, sondern »auf seine Kriegstaten berufen lassen«. Wir können dem nur beipflichten, gehen aber noch einen Schritt weiter und finden dieselbe Stufe der Sage in dem Gebet des Helden in K (285 ff.), wo er die Göttin an die seinem Vater, nicht an die ihm selbst schon geleistete Hilfe erinnert. Hier kommt denn aber der ganze Beweisgang in Gefahr. Daß E zu den ältesten Gesängen der Ilias gehört, wissen wir ohnehin; auch den Fürstenrat in Ξ für älter zu halten als die Heerschau in Δ wird uns schon schwerer: und nun gar die Doloneia! Einen Ausweg deutet Robert an: der Dichter in Ξ habe möglicherweise den Epigonenzug doch gekannt, aber ihn für seine Gestaltung der Rede des Diomedes »ignoriert«, d. h. mit Absicht unbeachtet gelassen. An die Absicht glaube ich nicht; wohl aber können wir es verstehen, daß die Umstellung der Gedanken auf ein hinzugedichtetes Stück der Sage von selbst unterblieb, wo dieses nicht geradezu, wie in Sthenelos' Rede, im Vordergrund des Interesses stand. Das grundlegende Verhältnis — Athene vor Theben die Beschützerin des Tydeus, so vor Ilios die des Diomedes — saß in den Vorstellungen der Dichter und ihrer Zuhörer so fest, daß es immer wieder poetisch fruchtbar gemacht werden konnte, auch nachdem Züge hinzugekommen waren, die sich unter Umständen noch wirksamer hätten verwerten lassen. Schlechtweg nach der Altersreihe E— Δ —K die Darstellungen mit ihrem ausgesprochenen oder angedeuteten Inhalt abzustufen geht nicht an.

Robert meint, K 285 ff. hänge stofflich ganz von Δ 372 ff. ab, dieses wieder sei stofflich und formell abhängig von E 801 ff. Das erste ist nicht richtig, obwohl weniger darauf ankommt²⁵). Das zweite ist nicht falsch; aber nun fragt sich: wieweit reicht die Abhängigkeit? Robert spricht das eine Mal so, als könne die Erzählung in Δ neben der in E überhaupt nicht als selbständiges Zeugnis gelten²⁶). An einer andern Stelle erklärt er nur die Gesandtschaft des Polyneikes und Tydeus nach Mykene für ein Autoschediasma des Verfassers der Epipoleis, während die Geschichte von dem Hinterhalt, der dem Tydeus von den Kadmeern gelegt war, sehr wohl — mit Einschluß der darin vorkommenden Personen, die altertümliche Namen tragen (Δ 394 f.), — »aus der Thebais« entlehnt sein könne²⁷).

25) K 288 αὐτὰρ ὁ μείλιχτον μῦθον φέρε Καδμείοισιν kann aus Δ nicht entnommen sein; zu der dort gegebenen Darstellung stimmt es am wenigsten, wenn wir sie so verstehen, wie Robert will (S. 189). 26) S. 195 Anm., gegen Paul Friedländer, Rhein. Muse. 69 (1914) S. 320 f. (in dessen »kritischen Untersuchungen zur Geschichte der Heldensage«).

27) Oidipus S. 188—193. Wenn dies letzte zugestanden wird, so ist eigentlich kein Grund, den vorhergehenden Bericht über das Auftreten des Tydeus in Theben (Δ 384—390) anders zu beurteilen, und zu behaupten er sei nur aus der entsprechenden Partie in Athenens Rede (E 803—807) herausgesponnen. Robert meint zu erkennen, wie der

Die Erzählung von der Gesandtschaft ist wirklich etwas schattenhaft; man erfährt nicht einmal, wer der Herrscher von Mykene war, an den sie sich wandte, während nachher die beiden Führer des Hinterhaltes der Kadmeer umständlich genannt werden. Und was wir über das Resultat der Werbung erfahren: οἱ δ' ἔθελον δόμεναι καὶ ἐπήνεον ὡς ἐκέλευον· ἀλλὰ Ζεὺς ἔτρεψε, παραίσια σήματα φαίνων (380 f.), klingt doch ganz so, als habe es da nichts zu erzählen gegeben. Jedenfalls bedeutet dieses Stück der Erzählung für den Bestand an mutterländischen Sagen, den wir aufsuchen, keine Bereicherung.

Und noch weiterer Abzug muß gemacht werden. Zu den hervorstechendsten Zügen der thebanischen Sage gehört die Siebenzahl nicht nur der Helden sondern auch der Tore, an denen sie kämpften. Diese Vorstellung aber kann erst in Kleinasien entstanden, nicht aus der Heimat mitgebracht sein; denn die Stadt der Kadmeer hat einen Mauerring mit sieben Toren niemals gehabt. Auf Grund genauer Untersuchung

Epipoleis-Dichter die Situation in der »prägnanten Erzählung des E« mißverstanden oder ungeschickt umgestaltet habe. Dabei wird nicht ganz klar, was er mit »prägnant« gemeint hat. Vollkommen anschaulich ist keine der beiden Stellen, so wenig wie die über Meleagros in I, über Bellerophontes in Z; der Dichter sprach eben zu einem Publikum, das auch Andeutungen verstand, weil es mit den Dingen vertraut war. Roberts Hypothese bringt in das Bild, das wir von dem Verfasser der Epipoleis gewinnen, einen Widerspruch hinein. Seine Kunst in feiner, psychologischer Charakteristik erkennt er an; überhaupt: »wo er nicht mit entlehntem Gut wirtschaftet, sondern selbständig schafft, zeigt er sich seiner »Aufgabe durchaus gewachsen«. Und derselbe Mann soll bei der Benutzung des E ganz ungeschickt verfahren sein. Obendrein recht unnötiger-, ja mutwilligerweise. Denn wenn er die Rückkehr des Tydeus von einer Gesandtschaft mit ihren Einzelheiten direkt aus einer zusammenhängenden Darstellung der thebanischen Ereignisse nahm, so konnte er doch, was vorauslag, seine Aufnahme und sein Verhalten bei den Kadmeern, aus derselben Quelle schöpfen. Das wird er denn auch getan haben, womit immer noch bestehen könnte, was Robert vermutet, daß die Rede der Athene in E ihm Anregung gegeben hätte, eine entsprechende für Agamemnon zu dichten. Dabei wäre dann die Schwierigkeit entstanden, daß Agamemnon Dinge erzählen muß, die er — anders als die Göttin — nicht wissen konnte; diesen Anstoß hätte der Dichter selbst empfunden und ihn durch die Hilfsfindung auszugleichen gesucht, daß Tydeus einmal nach Mykene gekommen sei, allerdings in Agamemnons Abwesenheit, so daß nur andre Mykenäer ihn gesehen und nachher von ihm erzählt hätten (Δ 374 ff.). Roberts Vermutung, daß diese ganze Gesandtschaft auf dichterischer Erfindung beruhe, hat wirklich viel für sich. Nur würde ich nicht sagen, daß darin eine »Ungereimtheit« liege, dadurch entstanden, daß »eine für Athene bestimmte Rede dem Agamemnon in den Mund gelegt« wurde; denn beide Reden decken sich doch nur zum Teil, ihrem Hauptinhalte nach ist ja auch die des Agamemnon selbständig, unmittelbar aus alter epischer Quelle geschöpft. Und jener Anstoß, daß Agamemnon etwas erzählt, was er eigentlich nicht wissen kann, mußte auch dann eintreten, wenn die Rede der Athene nicht als Vorbild diente. Die Hilfsfindung der Gesandtschaft von Polyneikes und Tydeus braucht also mit der Abhängigkeit des Δ von E nichts zu tun zu haben. Auf eine zweite Möglichkeit, sie zu erklären, die Robert selbst andeutet, kommen wir im folgenden Kapitel zurück.

an Ort und Stelle hat das Wilamowitz in jenem Aufsatz vom J. 1891 nachgewiesen (Herm. 26). Mag nun die Siebenzahl ursprünglich eine hintereinander gelegene Reihe von Toren bedeutet haben, wie Robert annimmt (zuletzt Oidipus S. 121; vorher Herm. 42 [1907] S. 93), oder frei erfunden sein, um der Zahl der berühmtesten Helden zu entsprechen: jedenfalls ist diese Entsprechung ein in der Ferne erst, also in der kleinasiatischen Periode der Poesie, hinzugekommenes Sagenelement.

Was dafür den Anhalt bot, die Zahl der sieben Helden, möchte ich mit Wilamowitz (Herm. 26, 240f.) aus alter Überlieferung ableiten, also festhalten: »daß der erste Kriegszug auf unserm Erdteil, von dem wir Kunde haben, von den Herren von Sikyon und dem ‚Argos‘ wider Theben unternommen ist und mit einer Niederlage endete, die sich im Gedächtnis der Menschen als der Untergang der Sieben erhalten hat. — — Dieser Zug hat stattgefunden, ehe die Böoter von Thessalien einbrachen und die Völkerwanderung begann«. — Die Sage von den Kämpfen um Theben ist schon im Mutterlande poetisch gestaltet, so nach Kleinasien mitgenommen und dort weiter gebildet worden. Wie die thebanischen Heldenlieder aussahen, die in Δ und E benutzt sind, wissen wir nicht; nur so viel scheint sicher, daß sie nicht identisch waren mit derjenigen Thebais, von der uns berichtet wird, daß sie ein Werk Homers und in 7000 Versen verfaßt gewesen sei²⁸⁾. Denn die Angabe Ὅμηρον τὸν ποιήσαντα εἶναι bedeutet doch, in unsere Sprache übersetzt: die Thebais sei ein mit Ilias und Odyssee gleichartiges, auch an Wert ihnen nahestehendes Dichtwerk²⁹⁾; die Lieder aber, aus

28) Ähnlich sieht Wilamowitz IIH. 375 (vgl. 339f.) die Sache an. Auch Robert (Oidipus S. 191. 195) spricht ἐπιπύλῃσις und ἀριστεία Διομήδους aus inneren Gründen dem Dichter der Thebais ab. Wenn er dann aber weiter folgert, beide Stücke müßten auch »der Ilias des Homer noch fremd« gewesen sein, weil dieser ja eben der Autor der Thebais war, so ist die Art, wie dabei mit Homer als historischer Person operiert wird, doch mehr als bedenklich; eine Warnung für einflußreiche Vertreter dieser Ansicht (vgl. oben S. 221 Anm. 24), die neuerdings wieder Mode zu werden droht, wie in früheren Zeiten Wolfsche Kritik. Robert freilich versteht es, Einwände im voraus abzuwehren: »Daß »Homer eine historische Person war, wird heutzutage keiner, der in literarhistorischen »Fragen mitzureden berechtigt ist, bestreiten.« Mit dem Verzicht auf solch ein Anerkenntnis der Berechtigung wäre mir die Freiheit des eignen Urteils nicht zu teuer erkaufte. Womit der Wahrscheinlichkeit nicht widersprochen sein soll, daß unter den Männern, die zur Entwicklung der epischen Poesie und zum Wachstum der Ilias mitgewirkt haben, auch einer gewesen sei, der den Namen Ὅμηρος trug. 29) Pausanias IX 9,5: ἐποιήθη δὲ ἐς τὸν πόλεμον τοῦτον καὶ ἔπη, Θηβαίς. τὰ δὲ ἔπη ταῦτα Καλλίνος, ἀφικόμενος αὐτῶν ἐς μνήμην, ἔφησεν Ὅμηρον τὸν ποιήσαντα εἶναι· Καλλίνῳ δὲ πολλοὶ καὶ ἄλλοι λόγου κατὰ ταῦτα ἔγνωσαν. ἐγὼ δὲ τὴν ποιήσιν ταύτην μετὰ γε Ἰλιάδα καὶ τὰ ἔπη τὰ ἐς Ὀδυσσέα ἐπαίνῳ μάλιστα. — Certamen Homeri et Hesiodi 15: ὁ δὲ Ὅμηρος ἀποτυχὼν τῆς νίκης περιερχόμενος ἔλεγε τὰ ποιήματα, πρῶτον μὲν τὴν Θηβαίδα, ἔπη Ζ, ἥς ἡ ἀρχή· »Ἄργος ἔειδε, θεά, πολυδίμῳ, ἔνθεν ἄνακτες· εἶτα

denen der Verfasser des E seinen Stoff geschöpft hat, müssen einer früheren Stufe der epischen Poesie angehört haben.

Von Herakles erwähnt einiges doch der Dichter selbst (O 639 f. Y 145 f., dazu φ 25 ff.); das meiste ist auch hier handelnden Personen, vorab Göttern, in den Mund gelegt. Das eine wie das andere tritt als Erinnerung auf aus einer Generation, die der der Trojakämpfer vorangegangen war. Für die Quellenfrage hat eine scheinbar einfache Lösung Mülder vorgeschlagen³⁰), indem er als literarische Vorlage für den Iliasdichter ein bestimmtes Werk eines einzelnen und zwar ionischen Mannes annahm, »den Heraklesschwank«. Darauf einzugehen behalten wir einem späteren Kapitel vor; hier müssen wir gleich weiter fragen: wo könnte denn der Verfasser eines solchen Werkes selbst seinen Stoff hergenommen haben? Das führt wieder auf ältere Sagen, die schon in poetischer Gestalt aus Nord- und Mittelgriechenland mitgebracht waren, doch auf dem neuen Boden umgebildet, auch vermehrt sein konnten. Dieses sekundäre Element ist stark betont und übertrieben worden von Friedländer, wogegen Bethe berechtigten Einspruch erhoben und die Ansicht aufrecht erhalten hat, daß die Heraklessage im wesentlichen auf ätolischem Boden und am Öta-Gebirge erwachsen war³¹). Immerhin wird man sagen dürfen, daß die Erzählung von dem siegreichen Zuge gegen Ilios (E 638 ff. Ξ 251; vgl. S. 240 f.) wie von der Tätigkeit im Dienste des Laomedon (Y 145 ff.) erst entstanden sein kann, nachdem die asiatischen Küsten in den Gesichtskreis griechischer Eroberer getreten waren. Damit eng verbunden ist aber die Vorstellung von der Rückfahrt des Helden, auf der er von Here, die ihren Gemahl mit Hilfe des Hypnos eingeschläfert hatte, bis nach Kos verschlagen wurde (Ξ 250 ff. O 24 ff.). Dagegen gehört doch wohl zum ältesten Bestande die Geschichte von dem Betrage, den Here bei seiner Geburt verübt hat (T 98 ff.); eine Folge davon war sein unwürdiges Dienstverhältnis zu Eurystheus, auf das Homer mittelbar, mit Nennung eines Mannes der dem König als Bote gedient habe, hinweist (O 639 f.). Den eigentlichen Grund von Heres Zorn und Verfolgung läßt die Ilias im Dunkeln; wie weit die Feindschaft gegangen ist, wird aus einer Andeutung in den Klagen der Dione erkennbar (E 392/4): die Götterkönigin sei von dem Sohne des Amphitryon mit einem Pfeilschuß in die rechte Brust ver-

³⁰ Επιτόνους, ἐπη, ζ, ὡν ἡ ἀρχή· »νῦν αὖθ' ὀπλοτέρων ἀνδρῶν ἀρχώμεθα, Μοῦσαι«. φασὶ γὰρ τινες καὶ ταῦτα Ὀμήρου εἶναι. 30) Dietrich Mülder, Die Ilias und ihre Quellen, 1910; darin Kap. 6. Zur Würdigung dieses trotz mancher Wunderlichkeit bedeutenden Buches vgl. meine Besprechung BphW. 1912 Sp. 969—992. 31) Paul Friedländer: Herakles. Sagengeschichtliche Untersuchungen. 1907 (Heft 19 der »Philolog. Untersuchungen«). Dazu Bethe, Gött. gel. Anz. 1907 S. 697—707.

wundet worden. Aus welchem Anlaß dies geschehen ist, erfahren wir nicht; vermutet hat man, daß es bei dem Kriegszuge gegen Pylos war, von dem Nestor Λ 690 ff. erzählt, und bei dem, wie ein Scholion A dort mitzuteilen weiß, Poseidon, Here und Aïdoneus den Pyliern, Zeus und Athene dem Herakles halfen. Damals standen denn also Athene und Here gegeneinander, nicht, wie in der Ilias, auf derselben Seite; des Beistandes, den sie dem schwer bedrängten Sohne des Zeus vielfach, besonders bei der Aufgabe geleistet habe, den Hund des Hades ans Licht empor zu holen, rühmt sich Athene Θ 362 ff., sogar im Gespräch mit Here.

Besonders zu beurteilen sind die Stellen, an denen Herakles in der Odyssee vorkommt. Was in der Nekyia von seinem Nachleben — einerseits im Olymp, als Gemahl der Hebe, andererseits als εἰδωλον im Reiche der Schatten — berichtet wird (Λ 601 ff.), ist als junge Erfindung wohl allgemein anerkannt. Bei den Phäaken erwähnt ihn Odysseus und rechnet ihn zusammen mit Eurytos von Öchalia zu den ausgezeichneten Bogenschützen früherer Zeit (ἀνδράσι προτέροισιν), mit denen er nicht wetteifern wolle (Θ 223 f.). Von dem Sohne dieses Eurytos, Iphitos, hatte Odysseus in früher Jugend, als er in Messenien mit ihm zusammentraf, den verhängnisvollen Bogen geschenkt bekommen; und kurz darauf war jener der Tücke des Herakles, der ihn gastlich aufnahm, doch seiner schönen Pferde berauben wollte, zum Opfer gefallen. Das Schicksal des Iphitos wird in ϕ , wo der Bogen zur Anwendung kommt, vom Dichter erzählt (15—42), nebenher und nicht sehr anschaulich, so daß der Gedanke ausgeschlossen ist, es könnte für diesen Zusammenhang erdacht oder zurechtgemacht sein. Wir dürfen also auch hier ein Stück altländischer Überlieferung sehen, — natürlich nicht so, als ob der Verfasser des ϕ selbst aus Liedern geschöpft hätte, die schon mit über See gewandert waren. Daß auch im zeitlichen und räumlichen Bereich ionischer Poesie der Stoff noch beliebt war und bearbeitet wurde, lehren die wenigen Nachrichten, die von dem Epos Οἰχαλίας ἄλωσις erhalten sind.

Von Herakles' Kampf mit Acheloïos ist bei Homer nicht die Rede; nur der Name wird genannt beim Flußkampfe des Peliden (Φ 194), und zwar in einem Ton, aus dem etwas wie anerkannte Herrscherstellung widerklingt³²). Diese muß auf ähnliche Art entstanden und als Besitz

32) Dies um so mehr, wenn man mit Zenodot V. 195 auswirft (vgl. Ed. Schwartz, *Adversaria* [1908] p. 5, und Usener, *Sintflutsagen* S. 40). Schol A zu Φ 194: δοκεῖ δὲ τῶν ἐν τῇ Ἑλλάδι ποταμῶν μέγιστος εἶναι διὸ καὶ πᾶν ὕδωρ τῇ τούτου προσηγορίᾳ καλεῖται. Vgl. Euripides *Bakch.* 625 (mit Bruhns Anm., auch zu 519); Achäos bei Athen. X p. 427 C. Dieser Sprachgebrauch war doch wohl auf die Dichter beschränkt und würde schwerlich entstanden sein ohne den Beitrag, den ätolische Traditionen zum Epos geliefert haben. Vgl. unten S. 267 mit Anm. 19.

der Phantasie nach Kleinasien gewandert sein wie die des Olymp von Thesalien aus. Im übrigen treten ätolische Verhältnisse und Personen mehrfach hervor, am stärksten in der Erzählung des Phönix von Meleagros und der Rolle, die er gegenüber dem Angriffe der Kureten auf Kalydon gespielt hatte (I 524—599). Schon die einführenden Worte: οὕτω καὶ τῶν πρόσθεν ἐπευθόμεθα κλέα ἀνδρῶν — — μέμνημαι τόδε ἔργον ἐγὼ πάλαι, οὗ τι νέον γε, lassen erkennen, daß eine weit zurückweichende Erinnerung herangeholt wird. Die Darstellung sodann ist von der Art, ein wenig sprunghaft, daß man sieht: der Gegenstand war dem Publikum bekannt, war öfter schon und vollständiger in Lieder behandelt worden. Trotzdem wäre es möglich, daß in den Gedankenkreis der Ilias dieser Stoff doch erst nachträglich Aufnahme gefunden hätte. Vielleicht ergibt sich im weiteren Verlauf unsrer Betrachtung ein Gesichtspunkt, um die Frage zu entscheiden.

DRITTES KAPITEL

UMBILDUNGEN UND NEUBILDUNGEN DER SAGE

I. TROISIERUNG ÄLTERER STOFFE

Was wir bisher gefunden haben, ist nicht die einzige Art, wie ältere Sagenelemente in der Ilias erhalten sind. Schwieriger, aber allerdings um so fruchtbarer ist es, sie da aufzusuchen, wo sie unter veränderter Gestalt fortleben. Das gilt, allem anderen voraus, von der Frau, deren frevelhaftes Tun das Motiv zu der ganzen troischen Verwicklung bildet, die also aufs festeste gerade mit diesem Sagenkreise verbunden erscheint: Helena. Usener¹⁾ hat Spuren ihrer Verehrung als Göttin an mehreren Stellen nachgewiesen, vor allem in Therapne in Lakonien, für welches Isokrates (Ἑλένη 63) diesen Kult bezeugt. Wichtiger ist sein Hinweis auf zwei von der troischen abweichende Formen der Helena-Sage. Nach der einen (Schol. A zu Γ 242; Diodor IV 63) wurde sie, noch als Mädchen, von Theseus mit Hilfe des Peirithoos entführt, in der attischen Feste Aphidnai geborgen, durch die Dioskuren befreit²⁾. Die andere Sagenform ist die, welche, durch Stesichoros vermittelt, der euripideischen Tragödie zugrunde liegt: Helena von Hermes durch die Luft entrückt und zu dem weisen Proteus nach Ägypten gebracht, von wo Menelaos nach der Zerstörung Trojas sie wieder heimführt. Hier ist wohl wirklich alter Göttermythus zu erkennen: Hermes der Lichträuber, wie auch beim Raube der Sonnenrinder, bei der Tötung des Argos Panoptes; Helena die Himmelskönigin, die entführt wird und doch wiederkehrt. Darin hat Usener sicher recht, daß beide Versionen älter sind als die Ilias. Bei der zweiten läßt sich aus der künstlichen Erfindung des Schattenbildes, das Hera dem Paris habe folgen lassen, noch erkennen, wie spätere

1) Der Stoff des griechischen Epos (Wien 1897. Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wiss. 187, 3) S. 11 f. Neuerdings ist alles Material sorgfältig zusammengestellt von Bethe bei Pauly-Wissowa (1913), der leider von Usener gar keine Notiz genommen hat.

2) Etwas anders konstruiert wird diese Sage von Finsler, Herm. 41 (1906) S. 435 f.

Dichter sich bemühten, den Widerspruch dieser älteren Vorstellung mit der homerischen, die inzwischen durchgedrungen war, zu erklären. Aber auch die Erzählung von dem Raube durch Theseus kann nicht wohl erfunden worden sein, seitdem der Inhalt der Ilias allen vertraut war. In der Teichoskopie könnte man ja den Namen Αἴθρη, der die Mutter des Theseus hier hereinbringt, durch Athetese des Verses (Γ 144) nach Aristarchs Vorgang beseitigen³); aber es bleibt ein stärkeres Zeugnis, der ganze Schluß der Szene, der ohne tiefgehende Störung nicht entfernt werden kann. Wenn der Dichter die Fürstin sich wundern läßt, daß ihre beiden Brüder nicht mit im Felde stehen, und dann selber deren Fehlen erklärt, so sehen wir, daß sie auch seiner Ansicht nach eigentlich dazugehörten. Er kannte also die Theseussage und meinte sein Abweichen von ihr rechtfertigen zu müssen. So bleibt kein Zweifel: die Geschichte von Raub und Befreiung der hohen Frau stammt aus der altgriechischen Heimat; erst die Sänger, die von dem Kampf um Ilios zu erzählen hatten, haben sie in diesen Zusammenhang gebracht.

Mit solcher Behandlung des Helena-Mythus war eine Grundanschauung geltend gemacht und an einem glänzenden Beispiel entwickelt, von der aus nun, man mochte wollen oder nicht, versucht werden mußte, auch andre Personen und Verhältnisse der Sage in eine neue Beleuchtung zu bringen. Auf Useñers Anregungen beruft sich, mit der Tat wie mit Worten, Ferdinand Dümmlers ausgezeichnete Studie über Hektor, deren Hauptergebnis, trotz allen Einwänden die dagegen erhoben worden sind, mir auch bei erneuter Prüfung gesichert erscheint⁴). Einen Ausgangspunkt bildet die u. a. in den Scholien (AB) zu N 1 erhaltene Nachricht, daß οἱ ἐν Βοιωτίᾳ Θηβαῖοι einstmals, πιεζόμενοι κακοῖς, vom Orakel angewiesen wurden, die Gebeine Hektors aus Ophryñion in Troas nach Theben zu bringen; οἱ δὲ τοῦτο ποιήσαντες καὶ τῶν κακῶν ἀπαλλαγέντες διὰ τιμῆς ἔσχον Ἑκτορα, κτέ.⁵). Von dessen Grab in Theben berichtet

3) So neuerdings Chadwick HA. 266, der noch einmal den Versuch macht, die homerische Version als die ursprüngliche darzustellen. Aus meiner Rezension (BphW. 1916 Sp. 807) sind die hier folgenden Sätze wiederholt. Bethe a. a. O. erkennt zwar den Raub durch Theseus als die ältere Form der Sage an, meint aber, die Befreiung durch Kastor und Polydeukes sei (in den Kyprien) nachträglich erfunden, um für die später gedichtete Entführung durch Paris die Voraussetzung zu schaffen, daß Helena wieder in Lakedämon war. Warum ich dem nicht folgen kann, wird aus der oben gegebenen Darstellung wohl deutlich. 4) Dümmler: Hektor. Im Anhang zu Studniczka's »Kyrene« (1890), S. 194 bis 205. Zugestimmt haben ihm Bethe (s. u. S. 260) und Robert StL 354 f. und, etwas weniger entschieden, GrH. I 82. 5) Etwas abweichend Theon im Kommentar zu Lykophrons Alexandra 1194. Beides stammt von Aristodem, einem Schüler Aristarchs. Auf den Unterschied braucht hier nicht eingegangen zu werden, weil, soviel ich sehe, Einigkeit darüber besteht, daß die Darstellung in den Homer-Scholien den Vorzug verdient. Genaue Vergleichung und Würdigung der hier zusammentreffenden Nachrichten hat

Pausanias (IX 18, 5), der sogar den Wortlaut jenes Orakels, in vier Hexametern, angibt. Gegen die Überführung samt dem Orakel hegte Dümmler Mißtrauen, da »sie selbst schwer vorstellbar, ihre Fiktion aber unter dem Einflusse der Alleinherrschaft des homerischen Epos sehr begreiflich, ja unvermeidlich« gewesen sei. So bliebe nur die Tatsache, daß »die Thebaner das Grab eines Hektor besaßen, welchem sie heroische Ehren erwiesen«, und dies erkläre sich am natürlichsten so, daß Hektor ein ursprünglich thebanischer Heros war. Dazu stimmt es, daß auch in der Ilias, sobald man einmal darauf achtet, alte Beziehungen Hektors zu Böotien hervortreten⁶). Von den Fürsten des Landes, die B 494 f. genannt sind, wird Leitos P 601 durch Hektor verwundet, Arkesilaos O 329 von ihm getötet. Auch E 707 ff. wird unter den von Hektor Erschlagenen, deren fünf nur kurz genannt sind, ein Böoter hervorgehoben, Oresbios, von dessen Wohlstand in Hyle am Kopais-See der Dichter in drei Versen erzählt. So werden wir zu der Ansicht geführt: »Hektor ist in »ältester Sage Herrscher über eine griechische Bevölkerung in Theben, »welches er gegen die aus Thessalien eindringenden Böoter lange erfolgreich verteidigt, wobei er aber doch schließlich, wie das Grab wahrscheinlich macht, seinen Tod findet.« Dümmler, der dies so ausspricht, konstruiert dann allerdings einen etwas künstlichen Umweg, auf dem Hektor nach Asien und in die troische Sage gekommen sein soll: über Chios, wo Ion bei Pausanias (VII 4) von einem Könige Hektor erzählt, der gegen Abanten und Karer gekämpft habe.

Gegen diesen Punkt wandte sich mit Erfolg Wilamowitz⁷): König

Wilh. Radtke gegeben Herm. 36 (1901) S. 37—41 im Zusammenhang einer Studie »Aristodems Ἐπιγράμματα Θηβαϊκά«. 6) Über die hier angewandte Methode der Beobachtung und Folgerung spottet Drerup, Das fünfte Buch der Ilias (1913) S. 269—272, und kommt zu dem Ergebnis: »Wer sich mit solchen Phantastereien ernstlich befaßt, beweist damit nur, daß er zwar artig zu spielen versteht, daß aber der wissenschaftliche Sinn für die logischen Erkenntnismöglichkeiten bei ihm nicht hinreichend entwickelt ist.« An drastischer Formulierung steht also sein Verdikt hinter dem von Wilamowitz nicht zurück, der Dümmlers Hypothese einen »bodenlosen Einfall« nennt und mit Bitterkeit konstatiert, daß »solch eine Träumerei doch gleich Gläubige gefunden und ähnlichen Unsinn hervorgerufen« habe. Doch Drerups Grundanschauungen sind von den meinigen so völlig verschieden, daß mit erneutem kritischem Eingehen nichts gefördert werden könnte. Durch einmalige gründliche Auseinandersetzung (BphW. 1916, Nr. 17—20) glaube ich das Recht erworben zu haben, künftig im allgemeinen darauf zu verzichten, einzelne Fälle vorbehalten, die ihrer Beschaffenheit nach bessere Aussicht gewähren. Dabei würden φάρμακα λυγρά wohl auch mir zu Gebote stehen, τοὺς χρεῖσθαι χαλκήρεας; und es gab Zeiten, in *dulci iuventute*, wo ich davon Gebrauch machen mochte. Aber — uns lehret Weisheit am Ende das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft? Mehr als je ziemt es nun, mit unvergifteten Waffen zu streiten. Oder sind die meinigen mit den Jahren stumpf geworden?

7) v. Wilamowitz, Berliner Sitz.-Ber. 1906, S. 53 (in dem Aufsatz »Panionion«) und wieder III. 334 Anm.

Hektor von Chios sei »ein ganz leibhafter König gewesen, benannt natürlich nach dem homerischen Helden; sein Gedächtnis war durch eine »Inscription gesichert«. Davon wird doch nur ein nebensächlicher und, wie auch mir schien, wenig glücklicher Anhang zu Dümmlers Hypothese getroffen; gegen diese selbst hat Wilamowitz weder an Material noch an Gesichtspunkten etwas beigebracht, was nicht schon ihr Urheber berücksichtigt hatte. Der Unterschied liegt also nur in der Beurteilung. Wilamowitz hält den Befehl des Orakels, das Vorhandensein eines Hektor-Grabes in Ophryinion, die Überführung der Gebeine für geschichtlich und setzt den Vorgang in »die Zeit, wo der Gott die Lokrer den Frevel »des Aias sühnen hieß, die Spartaner nach den Gebeinen des Orestes »suchen«, also ins 6. Jahrhundert (IH. 392 f.); Dümmler erkennt nur Grab und Kultus in Theben als Tatsachen an, das übrige sei fingiert. Für diese Auffassung spricht zunächst die Unbestimmtheit der Angabe über den Anlaß, das Orakel zu befragen: *πιεζόμενοι κακοῖς*⁸⁾. Bedenken erregt ferner der Umstand, dessen auch Wilamowitz gedenkt, daß Pausanias und die Homerscholien über die Stelle des Grabes in Theben ganz Verschiedenes berichten; wenn wirklich im 6. Jhdt. eine Gesandtschaft übers Meer gegangen war und die heiligen Knochen nach Theben gebracht hatte, so ist schwer vorzustellen, wie über den Platz, wo sie damals beigesetzt wurden, nachher, angesichts des bestehenden Kultus, ein Zweifel aufkommen konnte. Und wie steht es mit Ophryinion? Strabon erwähnt dort τὸ τοῦ Ἑκτορος ἄλσος ἐν περιφανεί τόπῳ (XIII 1, 29; p. 595). Ist das für uns ein Zeugnis, daß da früher auch ein Grab gewesen war? oder diente der Hain den Thebanern als Anhaltspunkt, um das Grab zu erfinden? An sich ist eins so gut möglich wie das andre. Wir kennen aber auch Inschriften dazu, aus dem unter Aristoteles' Namen erhaltenen Peplos. In Ophryinion soll sie gelautet haben (Nr. 59):

Ἑκτορι τόνδε τάφον Πριάμος μέγαν ἐξετέλεσεν
ὄχθον ὑπὲρ γαίης σῆμ' ἐπιγίγνομένοις.

Für Theben ist überliefert (Nr. 46):

Εκτορι τόνδε μέγαν Βοιωῖται ἄνδρες ἔτευξαν
τύμβον ὑπὲρ γαίης σῆμ' ἐπιγίγνομένοις.

Gewiß hat Radtke recht (s. Anm. 5): die in Priamos' Namen redenden Verse sind eine Nachahmung der anderen. Diese ist er geneigt für älter zu halten, als das Jahrhundert dem man die Epigramme des Peplos im allgemeinen zuschreibt, 250—150 vor Chr. Wie dem auch sei, jedenfalls

8) Bei Theon ist daraus eine Pest geworden, von der ganz Griechenland heimgesucht gewesen sei (λοιμοῦ κατασχόντος τὴν Ἑλλάδα); der Urheber dieser Änderung hatte offenbar das Bedürfnis, etwas konkreter zu erzählen.

bestärkt das Verhältnis der beiden Grabschriften den Verdacht, daß es zwischen den beiden Gräbern ebenso gewesen sei: das in Ophryinion dem in Theben nachgemacht. Sollten aber selbst Tatsachen oder Argumente in die Diskussion gebracht werden, die das alles umstießen und uns zwingen der Ansicht von Wilamowitz beizutreten, so würde immer noch zu fragen sein: wie konnten im 6. Jhdt. Priester darauf kommen, eine böotische Gemeinde zur Einholung der Überreste eines troischen Helden zu veranlassen? Gerade, woran Wilamowitz vergleichend erinnert, das was Herodot (I 67 f.) über den Sarg des Orestes in Tegea berichtet, macht die Lücke auf der anderen Seite noch fühlbarer. Denn daß der Sohn Agamemnons in den Peloponnes gehöre, der einst das Herrschaftsgebiet seines Vaters gewesen sei, konnte niemand bezweifeln; und daß gerade die Spartaner den König von Mykene für sich in Anspruch nahmen, ist bekannt, davon wird noch zu reden sein (Kap. 3). Den Priamossohn aber nach Theben zu bringen war — im Bereiche der Überlieferungen des Epos — ein so paradoxer Gedanke, daß er, scheint mir, nicht entstehen konnte, wenn nicht irgendwie noch eine dunkle Erinnerung fortlebte, daß Hektor einst hier zu Hause gewesen war.

Die Scheu vor unerwünschten Konsequenzen, zu denen eine uns zugemutete Ansicht führen würde, kann diesmal nicht, wie bei Dörpfelds Leukas-Theorie, der bewußte oder unbewußte Grund des Widerstrebens gegen das Neue gewesen sein. Denn, was Dümmler über Hektor lehrt, fügt sich in eine historische Betrachtung der Herkunft des griechischen Heldengesanges aufs beste ein und hilft uns Fragen beantworten, die wir von solcher Betrachtung aus ohnehin stellen müssen. Das Epos, das wir nun lesen, enthält Bestandteile, die aus dem Mutterlande mit herübergebracht waren, und solche, die in Kleinasien entstanden sind: wie verhalten sich beide zu einander? Wie grenzen sie sich ab? Vermutlich doch nicht χωρὶς ἐκάστῳ τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις. Die Geschichte des Meleagros zwar steht reinlich für sich, die Erinnerungen an Tydeus konnten wir herauslösen; aber schon von den Taten und Leiden des Herakles ist das meiste nicht in zusammenhängender Erzählung in die Ilias eingegangen, sondern in kleineren Teilen und Teilchen mit verarbeitet. Vollends die Erwähnungen der Kentauren, Erinnerungen an Berg und Fluß in der Heimat des Achilleus sind nur hier und da in die Darstellung eingesprengt. Nicht mehr Vermengung unterscheidbarer Züge, sondern Vermischung der Vorstellungen hatten wir in dem Bilde des vom Ida her waltenden höchsten Gottes. Endlich bot Helena ein Beispiel, wie eine Gestalt und ein Motiv älterer, heimatlicher Sage ins Troische übertragen und mit der neuen Umgebung so innerlich verbunden ist, daß man zweifeln konnte, ob nicht die hier gewonnene Zugehörigkeit

— die wir als sekundär erkannt haben — die ursprüngliche gewesen sei. Wir mußten darauf gefaßt sein, die Mannigfaltigkeit dieser Stufenfolge noch vermehrt zu sehen. Und da tritt nun Hektor ein. Unternehmen wir es nur, die Hypothese zu Ende zu denken, und uns auszumalen wie seine Kämpfe zum Schutze der vielumstrittenen Stadt von den äolischen Einwohnern der thebanischen Landschaft in Liedern gefeiert waren, wie diese Lieder dann, als die Böoter hereinbrachen, von Auswanderern auf der Fahrt über das Meer in die neuen Wohnsitze mitgenommen wurden, so findet die Entwicklung, der wir nachgehen, den natürlichsten Abschluß. Indem Sprache, Formelschatz, Gedankenkreis der mitgebrachten Dichtung benutzt wurden, um neu vollbrachte Taten, neu erlebte Schicksale zu schildern, behielt Hektor seinen hervorragenden Platz in der Sage; und die Einzelzüge, mit denen einst von den Sängern in der Heimat sein Heldentum ausgestattet worden war, dienten weiter zur Belebung des frisch entstehenden Bildes. So haben wir ein anschauliches Beispiel von der Art des Inhaltes, den der epische Gesang schon im Mutterlande gehabt haben muß, und von der Umbildung, mittels deren er von späteren Sängern zur Ausgestaltung der Ereignisse, die sie erzählen wollten, verwertet worden ist.

Denselben Weg wie Dümmler zu gehen schien Bethe wenig geneigt, als er die Spuren einer ältesten Ödipusdichtung bei Homer nachwies; später ist er ihm um so entschiedener gefolgt⁹⁾. Er erneuerte Otfried Müllers Methode der Forschung und stellte den Grundsatz auf, daß Personen der Sage da zu Hause sind, wo sie Gräber und Kultstätten haben, wo es Örtlichkeiten gibt, deren Namen mit den ihrigen oder mit denen ihrer nahen Verwandten, Genossen, Feinde zusammenstimmen. So zitierte er mit warmer Anerkennung Dümmlers Aufsatz, »dessen glänzenden Scharfsinn und schlagende Beweiskraft der fast gänzlichen Ablehnung und Nichtbeachtung gegenüber desto rühmender hervorzuheben« er sich verpflichtet halte (NJb. 7 [1901] S. 671). Seine eigne Untersuchung, von der wir ein Resultat schon bei Tlepolemos und Sarpedon verzeichnet¹⁰⁾ ben, hat auch für die thessalische Vorzeit des kleinasiatischen Epos wertvolle Aufklärung gebracht. Plutarch hat (Thes. 34) aus der Ἀτθίς des Istros die Notiz erhalten: Ἀλέξανδρον τὸν ἐν Θεσσαλίᾳ Πάριον ὑπ' Ἀχιλλέως καὶ Πατρόκλου μάχῃ κρατηθῆναι παρὰ τὸν Σπερχειόν. Bethe verbindet hiermit die Beobachtung, daß in der Ilias Alexandros-Paris, von Menelaos und Diomedes abgesehen, fast nur mit Thessalern kämpft — Machaon (A 506), Eurypylos von Ormenion (B 734. A 581), Menesthios

9) Erich Bethe, Thebanische Heldenlieder (1891) S. 145. 176f. Sein Straßburger Vortrag ist S. 242 Anm. 16 zitiert; fortgesetzt und fortgebildet wurde er 1903 in Halle: »Die trojanischen Ausgrabungen und die Homerkritik«. NJb. 13 (1904) S. 1—11.

(H 9. Π 173 f.) —, und die Nachricht, daß er schließlich dem Herrn von Thaumakie in Süd-Thessalien, Philoktetes, erliegt (Apollodor III 12, 6); so gelangt er zu dem Schluß, daß die drei — Achill, Philoktet, Alexandros — in Thessalien »in nächster Nachbarschaft saßen, und darum in dauerndem Kampf und erbitterter Todfeindschaft« (S. 670). In Thessalien lag ja auch, am Spercheios, Achills Heimat, Phthia; und in der Phthiotis gab es ein Theben (Strabon IX 431), dessen Ruinen, auf einer Vorhöhe des Gebirges unfern der Küste gelegen, noch heute zu sehen sind. So konnten Bethe und Kern auf den Gedanken kommen, daß dieses eigentlich das von Achill zerstörte Θήβη ὑποπλακίη (Z 397. 414 ff.), die Vaterstadt der Andromache, gewesen sei¹⁰⁾; in dem, was Andromache von ihrer Vaterstadt erzähle, sei vom Dichter eine alte Sage benutzt, die aus dem phthiotischen Theben stammte. Dies ist dann von Friedrich Staehlin genauer begründet und in den Entwicklungsgang der Heldendichtung verständnisvoll eingeordnet worden¹¹⁾.

Wenn wir im Sinne der hier angedeuteten Hypothesen uns einen älteren Zustand der Sage auszumalen suchen, so muß darin Paris-Alexandros eine wesentlich andre Stellung eingenommen haben, als in der wir ihn aus der Ilias kennen. Davon zeugt noch sein griechischer Name, der doch aus der Heimat mitgenommen war, erst in der Fremde mit dem asiatischen Πάρις gleichgesetzt wurde. Daß er ursprünglich kein elender Feigling war, sondern »ein ebenbürtiger Gegner des Achilleus, welchen er ja auch schließlich erlegt«, lehrte Usener in seinen Vorlesungen über Homer; so berichtet Dümmler zum Schluß seiner Studie über Hektor. Erst so werde der Helenarab des Paris dem des Theseus ähnlicher; und dann entspreche es doch auch den Anschauungen der Heroenzeit, »daß nur dem Starken die Schönheit sich zu eigen gibt«. In dieser Richtung hat Bethe weiter gearbeitet, aber, gerade was das Heldentum des Alexandros betrifft, nicht mit Glück¹²⁾. Noch aus unserer Ilias, aus dem Z, glaubt er ein älteres Gedicht dem Inhalte nach rekonstruieren zu können, in dem Paris »als unverächtlicher Held gedacht« war: Hektor, über dem schon die Schatten des Todes liegen, geht zu dem Zwecke vom Schlachtfeld in die Stadt, um sich selbst seinen Rächer zu holen; denn noch am gleichen

10) Otto Kern, Die Landschaft Thessalien und die Geschichte Griechenlands. NJb. 7 (1904) S. 12—22; über Theben S. 16. Bethe führt (ebenda 671) noch weitere Spuren an, die auf eine Zugehörigkeit der Andromache zu Thessalien hindeuten. 11) Friedr. Staehlin, »Das Hypoplakische Theben. Eine Sagenverschiebung bei Homer.« Progr. des K.-Wilhelms-Gymn. in München 1907. Nach seinen Darlegungen (S. 24 f.) kann kein Zweifel sein, daß Z 457 in den Worten καὶ κεν ὕδωρ φορέοις Μεσσηίδος ἢ Ὑπερείης die Erinnerung an zwei wirkliche Quellen in der Nähe von Pharsalos nachwirkt. Eine derselben ist auch B 734 erwähnt. 12) Zuerst in einer besonderen Studie vom Jahre 1909, dann Hom. I 246 ff.

Tage muß Hektor durch Achill, Achill durch Paris fallen. Die Prüfung dieses hypothetischen Planes bleibt einer späteren Stelle vorbehalten; sie wird durchaus nach inneren Gründen zu erfolgen haben. Daß in früherer Zeit, in thessalischer Dichtung, Alexandros ein starker Streiter und nachbarlicher Gegner des Peliden gewesen war, durch diesen Umstand mag Bethes Hypothese angeregt worden sein; als Beweisstütze kann er ihr nicht dienen. Denn zwischen jener Stufe und dem Z der Ilias liegt lange Zeit und lange Entwicklung, die wir uns — mit Dümmler — so vorstellen müssen, daß der eine Bruder seinen Heldenruhm einbüßte, je mehr der andre als Hauptkämpfer hervortrat¹³). Daß es in vielfachem Wandel einmal eine Phase gegeben habe, in der Paris noch und Hektor schon ein gewaltiger Held und Schrecken der Achäer war, ist nicht gerade unmöglich; daß aber eine danach angelegte Dichtung noch als unmittelbare Vorstufe unseres Z lebendig gewesen sei, ist mindestens unwahrscheinlich. Wir haben es hier mit solchen Personen der Sage zu tun, die, eben weil sich an ihnen poetische Erzählerfreude und Gestaltungskraft vorzugsweise betätigte, besonders leicht auch einer Umgestaltung oder doch einer Änderung ihrer Beziehungen ausgesetzt waren. Darauf ist schon in einem Vorwort zu unsren Betrachtungen über Geschichte und Sage hingewiesen (S. 224).

Wann und durch wen Hektor in die Verhältnisse gestellt worden ist, in denen wir ihn kennen, wird sich schwerlich je ermitteln lassen; daß es aber eine Zeit gegeben hat, da er schon Gegenstand der Dichtung doch in ihr noch nicht Gegenspieler des Achilleus war, kann man in der Ilias noch mit Augen sehen — seitdem Bethe es gezeigt hat. Mit einem anderen griechischen Helden ist Hektor von alters her in fester Feindschaft verbunden, und zwar so, daß hier wieder ein örtlicher Zusammenhang durchschimmert. Robert hatte die Vermutung ausgesprochen und gut begründet, daß die beiden Aias bei Homer im Grunde nicht zwei Personen, sondern durch gewollte Differenzierung aus einer entstanden seien¹⁴). Bethe schloß sich ihm an; nur hält er, von Robert abweichend, den Lokrer für die ursprüngliche Gestalt. Gewiß mit Recht. Denn abgesehen davon, daß eine Neuerfindung doch wohl in steigendem, nicht in abschwächendem Sinne (P 279 f. vgl. mit B 528 f.) erfolgt sein wird, spricht gegen die Priorität des großen Aias auch das Schattenhafte seiner Herkunft: Τελαμώνιος heißt er nach dem Tragriemen seines ge-

13) Dümmler (bei Studniczka S. 204 f.) hat hierüber nur wenige Sätze, in denen nicht scharf abgegrenzt ist, wie viel auf Usener zurückgeht. Er selbst jedenfalls hält eine »Ilias ohne Hektor« für denkbar, und darin folge ich ihm nicht. Lieder, deren Thema der Gegensatz Achilleus—Alexandros bildete, waren eben keine Ilias. 14) Robert, Studien zur Ilias, S. 408. Bethe in dem zweiten, Anm. 9 angeführten Vortrag.

waltigen Schildes — darauf hat zuerst Wilamowitz hingewiesen (HU. 246) —, während der Sohn des Oileus genealogisch wie geographisch in der Sage befestigt ist. Versuchen wir einmal ihm das zuzurechnen, was die Ilias von seinem Namensvetter erzählt. Achtmal¹⁵⁾ stehen dieser und Hektor sich gegenüber; fast jedesmal (N 809. Π 358 sind anders) kommt es zu hartem Streite, der in zwei Fällen (H 271. Ξ 418) so ungünstig für Hektor verläuft, daß er nur durch wunderbare Fügung gerettet wird: wozu es denn einigermaßen stimmt, wenn Λ 542 berichtet wird, er habe das Zusammentreffen mit Aias gemieden. Aus diesem Tatbestand ergibt sich, daß der Gegensatz zwischen den beiden Männern ein altes, gern variiertes Thema der Dichtung war. Nimmt man hinzu, daß Aias der Hauptvertreter des Kampfes mit dem altertümlichen, mykenischen Turmschild ist, so wird man zu dem Schlusse gedrängt: die Aiaslieder gehören zum urältesten Bestande des Epos. Meinen wir aber, wie im Jahre 1903 Bethe, hiermit sei der eigentliche Grundstock der Ilias gefunden, dem alles jüngere Wachstum sich angegliedert habe, so will es nicht gelingen, solche Vermutung durchzuführen, ja es findet sich nicht einmal rechter Anhalt, es zu versuchen. Denn die Geschichten von Aias ergeben zusammengenommen gar keinen irgendwie greifbaren Gang der Handlung. Vielmehr stellen sie sich als Reste alten Heldengesanges dar, die in die später entsprungene, aber dann alles beherrschende Ilias-Dichtung mit verarbeitet worden sind.

Diese Auffassung bestätigt sich, wenn man im einzelnen schärfer zusieht. Die herausfordernden Reden, die am Ende von N zwischen beiden Helden gewechselt werden, und ganz so klingen als müsse jetzt ein blutiger Zusammenstoß folgen, verhallen wirkungslos; nicht ein Zweikampf schließt sich an, sondern ein allgemeines, für die Anschauung leeres Vorwärtstreiben der Scharen von beiden Seiten (833 ff.). Man gewinnt den Eindruck, daß der Dichter in dem Wortgefechte der berühmten Gegner ein beliebtes Motiv mit verwertet habe, um der Schilderung der Kämpfe, von denen er im Anfang von Ξ zu etwas Neuem übergeht, vorläufig einen wirksamen Abschluß zu geben. Hier ist kein wesentliches Glied im Ganzen der Ilias, sondern ein älteres Stück, dergleichen die Dichter, seit es eine epische Tradition gab, gern sich zunutze gemacht und eingeflochten haben, eben wie die Proben heimatlicher Nachbarkämpfe, von denen bei Alexandros die Rede war. Noch an den Adelshöfen des Mutterlandes mochte oft von den Kämpfen gesungen worden sein, in denen Hektor seine Vaterstadt Theben in Böotien gegen Angriffe des Lokrers Aias verteidigt hatte, zuletzt aber ihm erlegen war. Danach wird man es für mehr als Zufall halten, daß zweimal, da wo Aias gegen Hektor steht, von diesem ein

15) H 182 ff. N 190 ff. 809 ff. Ξ 403 ff. O 415 ff. Π 114 ff. 358 ff. P 304 ff.

Phoker, ein gemeinsamer Nachbar, getötet wird (O 515 ff. P 304 ff.). Er heißt beidemal Schedios, nur der Name des Vaters ist verschieden; um so mehr erscheint sein Fall von Hektors Hand als alte Erinnerung beglaubigt, die der Dichter ein wenig variiert hat. Auf der andern Seite kämpft, in derselben Partie, neben Hektor der starke Melanippos; Antilochos durchbohrt ihn mit der Lanze, doch Hektor rettet den Leichnam (546—585). Bethes Vermutung (NJb. 1901 S. 671), daß dies im Grunde kein anderer sei als der durch die Sage der Sieben gegen Theben berühmte Heros, dessen Kult in Theben lebendig blieb, ist eine weitere Stütze für die Ansicht, daß all die Kämpfe, in denen Aias eine so bedeutende Rolle spielt, ursprünglich gedichtet worden waren, um ein Ringen zwischen Lokrern und Thebanern auszumalen.

Noch eine der Begegnungen zwischen Hektor und Aias wollen wir ins Auge fassen, den Zweikampf in H. Dieser ist da, wo er jetzt steht, in den Zusammenhang einer gegebenen Reihe von Ereignissen nachträglich eingefügt worden; denn es fehlt der Episode nach rückwärts die Motivierung und nach vorwärts jegliche Folge. Ihrem eignen Verlaufe nach aber ist die Szene altertümlich; der mykenische Langschild mit seiner Handhabung tritt darin besonders anschaulich hervor. Das alles soll in einem späteren Kapitel noch verwertet werden; hier konstatieren wir nur den beobachteten Widerspruch. Er findet seine Lösung und führt von da zu weiterem Aufmerken durch den Gedanken von Mülner: hier sei ein beliebtes altes Motiv in die troischen Verhältnisse übertragen und entsprechend umgebogen (IQ. 35 ff.; vgl. oben S. 252, 30). Es ist das uns aus der Geschichte von David und Goliath wohlbekannte, dasselbe, von dem bei dieser Gelegenheit Nestor ein Beispiel aus seiner Jugend erzählt (H 132 ff.): die Herausforderung durch den Riesen, vor dem alle sich fürchten, bis der Jüngste und scheinbar Ungeeignetste ihm entgegentritt und ihn erschlägt, wie einst Nestor den Ereuthalion. Manches Wunderliche in der Darstellung des Kampfes in H, der hier natürlich keinen tödlichen Ausgang für den Herausforderer nehmen durfte, erklärt sich aus solcher Vermutung eines übernommenen Motives. »In der Natur der Sache liegt es, daß wir an solchen Stellen Altertümliches in kleine und kleinste Teilchen zerbrochen, auch oft alteriert, vorfinden«: so sagt Mülner treffend.

Damit ist der Kern seiner Theorie berührt, die wir jedoch unter einen etwas geänderten Gesichtspunkt bringen. Wir suchen in ihr zunächst nicht Antwort auf die Frage nach der Entstehung der Ilias, sondern treten von den mutterländischen Sagen aus heran; hier haben wir die letzte, die feinste und innerlichste Art, wie vortroische Elemente in der Ilias fortleben. Die Ähnlichkeit zwischen Achills Fernbleiben vom Kampfe und

dem des Meleagros war vielfach beachtet worden. Zuerst Finsler kam auf den kühnen Einfall, daß der Groll des Öneus-Sohnes für den des Peliden das poetische Vorbild gewesen sei; so daß es ohne den einen den andern gar nicht geben würde, auch keinen Versuch den Zürnenden umzustimmen¹⁶⁾. Ebendahin wurde im Zuge seiner Quellenforschung Mülder geführt, und im Rahmen der von ihm entwickelten Gesamtansicht gewann der Gedanke¹⁷⁾ erst seine volle Bedeutung (IQ. 1910, S. 50ff.). Nun ist kein Zweifel mehr (vgl. S. 254), daß die Sage von Meleagros, einerlei wie früh oder wie spät das I hereingekommen ist, recht eigentlich zu den Grundlagen der Ilias gehört. Nicht nur die Verfasser von A und I haben sie vor Augen gehabt und sind dadurch zu ihren eigenen Dichtungen angeregt worden; die ganze Anlage der Ilias ruht ja auf dem übernommenen Plane. Man versteht sie um so besser, je mehr man, was Mülder getan hat, den Vergleich ins einzelne verfolgt. Die Kampfenhaltung ist bei Meleagros tiefer begründet als bei Achill: die Mutter hat ihn verflucht, weil er ihren Bruder erschlagen hat; aber das mußte er tun im Kampfe für die Vaterstadt — und so wird es ihm gelohnt! Fast harmlos erscheint dem gegenüber der Streit um eine Beutesklavin. Weiter, daß der tödlich Gekränkte doch in der eigenen Stadt und bei der Gattin ausharrt, ist natürlich; bei Achill ist das Bleiben vor Troja in sich ganz unmotiviert. Er selber denkt daran, heimzukehren (A 169), ja kündigt es den Gesandten an einer Stelle bestimmt an, für den folgenden Tag (I 356 ff.); aber es geschieht nicht. Es darf nicht geschehen: der Held soll ja später wieder in den Kampf eintreten. So will es das Schicksal, der Plan des Dichters, — das Vorbild.

Das gleiche Verhältnis finden wir, wenn wir von der Erde zum Olymp aufsteigen und nach dem eigentlichen Grunde der Zwietracht fragen, die Zeus und Here gegeneinander treibt. Letzten Endes wollen doch beide dasselbe: die Griechen sollen siegen, Troja fallen. Zwar lebt in dem Zeus der Ilias, wie wir gesehen haben, noch etwas von dem alten Landesgott (S. 244 f.); aber nach dem Sinne der Handlung, in die er vom Dichter gestellt ist, denkt er gar nicht ernstlich daran, die ihm wertvolle Stadt und ihren frommen Vorkämpfer zu retten (Δ 5—73. O 70 f. X 166—186). Ungern genug entschließt er sich auf Thetis' Bitte, nicht etwa das Schicksal zu wenden, nur die Vollendung hinzuhalten, bis Agamemnon und die anderen erkennen, was Achill ihnen bedeutet. Ist es dieser kurze

16) Finsler, Homer (aus dem Erläuterungswerk »Aus deutschen Lesebüchern«) 1908, S. 217.

17) Zugestimmt hat ihm, mit bezug auf Finsler, auch Wilamowitz, IH. 335 (vgl. 65. 67). — Beachtenswert ist die Vermutung von Robert (zuletzt GrH.I [1920] S. 89 ff.), daß der Verfasser des I auch umgekehrt seine Darstellung der Meleagros-Sage etwas den Verhältnissen der Achilleus-Dichtung angepaßt habe.

Aufschub, was Here empört? Warum nur? Sie selbst ist doch Freundin und Beschützerin des Peliden. Offenbar war die Stimmung zwischen den Ehegatten von vornherein eine gereizte. Sie können nicht vergessen, was sie einander schon angetan haben — bis zu schweren Tötlichkeiten des Göttervaters gegen seine Gemahlin ist es gekommen (O 17 ff.; dazu A 599 ff.) — im Streit wegen der außerordentlichen Ehrung eines andren irdischen Mannes, Herakles, des Bastardes, den der Vater zu Macht und Ruhm führen wollte, während ihn die Stiefmutter sein Leben lang mit ihrem Haß verfolgte, von der Geburt an, schon vor seiner Geburt (T 95 bis 133). Diese Erinnerungen wirken in der Ilias in doppelter Weise nach: als Motiv bei den handelnden Personen, und als Anregung und Anhalt für die Darstellung des Dichters¹⁸⁾.

Das zweite der beiden Elemente tritt am offensten da hervor, wo die eigenwillige Aktion der Götterkönigin ihren Höhepunkt erreicht, in der Διὸς ἀπάτη. Auch hier ist die Motivierung in der Ilias viel weniger klar als in der Herakles-Sage. Dort hat, während jener als Sieger von Troja zurückfährt, Here den Gemahl von Hypnos fesseln lassen und benutzt seinen Schlaf, um den ihr Verhassten durch Nordstürme weit weg über das Meer zu verschlagen (Ξ 249 ff.). Als Zeus erwacht, und sieht was schon geschehn ist, übt er fürchterliche Rache. Keiner der Unsterblichen ist vor ihm sicher (257); Here bekommt nicht nur Schläge (A 587/90. O 17), sondern er hängt sie an den Armen zwischen Himmel und Erde auf, an jeden Fuß einen Amboß, und die übrigen Götter versuchen vergebens ihr zu helfen. Diese Vorgänge ragen in die Ilias nur als Erinnerung herein, und als Drohung. Diesmal kommt es nicht so weit. Zwar ist auch hier, während Zeus schlief, Schlimmes geschehen: die Troer sind zurückgetrieben, Hektor schwer getroffen und außer Gefecht gesetzt. Aber Here schwört, daß Poseidon, der solches veranstaltet hat, nicht um ihretwillen (μη δὲ ἐμὴν ἰότητα O 41) eingegriffen habe, sondern vermutlich aus eigenem Antrieb. Und sie kann den Eid der Wahrheit gemäß leisten. Zwar hat sie, als Zeus entschlummert war, dem Schwager Botschaft geschickt, er möge nun recht von Herzen (πρόφρων νῦν Ξ 357) den Danaern helfen; aber damit bestärkte sie ihn nur in dem, was er ohnehin tat. Den Anfang hat er selbst gemacht, als er bemerkte, wie

18) Den Plan seines »Heraklesschwankes« (vgl. oben S. 252) skizziert Mülher (IQ. 137): Bei Herakles »ist das Ziel des Ratschlusses absolut, es ist der Ruhm des Sohnes und seine »Aufnahme in den Olymp; in der Perspektive des Schwankes ist es die Aufnahme des »Bastards als eines Gleichberechtigten in die legitime Gotterfamilie. Hier steht im Mittelpunkt des Streits ein Objekt, das Kompromisse ausschließt, das umstritten wird mit einer »Hartnäckigkeit, die genährt wird aus den stärksten Instinkten. Dagegen gehalten ist der »Zank um Achilleus und um das kürzere oder längere Bestehen von Ilios die reine Spiegel- »fechterei«.

Zeus, im Gefühl der Sicherheit, daß keiner der Götter ihm zuwider handeln werde, den Blick vom Schlachtfelde weg nach Thrakien hinüber gelenkt hatte (N 1 ff. 10 ff.). Seitdem hat sich sein Wirken zugunsten der Achäer schon mehrfach geltend gemacht, so daß durch die ermutigende Botschaft, die der Schlafgott ihm bringt (Ξ 357), keine Wendung mehr in den Ereignissen eintreten kann, nur größere Entschiedenheit in der schon eingeschlagenen Richtung. Das alles hat der Dichter sorgsam so angelegt, und wir können seine Absicht schon verstehen. Es kam ihm nicht so sehr darauf an, ein Glied im Gange der Handlung zu schaffen, das zugleich Folge wäre und Ursache; er wünschte vor allem, die lustige Szene, wie Zeus betrogen wird, die aus der Herakles-Sage bekannt und beliebt war, auch in seiner Erzählung von den Kämpfen um Ilios den Zuhörern zu bieten. Diesen Zusammenhang hat Mülder trefflich durchschaut und dargelegt (IQ. 123 ff.).

Danach widerstreben wir nicht mehr, wenn er uns zumutet, auch Erfindung und Ausmalung des Flußkampfes in Φ darauf zurückzuführen, daß die Phantasie des Dichters durch den berühmten Kampf zwischen Herakles und Acheloïos befruchtet war (IQ. 233 f.). Unter den vielen, die dem Peliden hier als Opfer fallen, ist der würdigste Gegner Astero-päos, selbst Enkel eines Stromgottes (Axios) und jätzt durch Xanthos, der seine Fluten entweicht sieht, ermutigt, dem Wütenden entgegenzutreten (Φ 145 f.). Wie er bald darauf erschlagen, vom Wasser bespült, im Ufersande liegt und die Fische sich an ihn machen, redet der Sieger den Leichnam noch an (184 ff.):

κεῖσ' οὕτω. χαλεπὸν τοι ἐρισθενέος Κρονίωνος
παῖσιν ἐριζέμεναι, ποταμοῖό περ ἐκγεγαῶτι.

Ist denn Achill ein Sohn des Kroniden? — Als hätte er selber die Frage erwartet, gibt er umständlich an, wie er durch Peleus und Äakos von Zeus abstamme, während der Gefallene nur einen Fluß zum Ahnen habe. Jetzt habe ihm (192) Xanthos helfen wollen:

— — ἀλλ' οὐκ ἔστι Διὶ Κρονίῳνι μάχεσθαι,
τῷ οὐδὲ κρείων Ἀχελῷος ἰσοφαρίζει
195 οὐδὲ βαθυρρεῖται μέγα σθένος Ὠκεανοῖο κτέ.

Die ehrende Hervorhebung des Acheloïos ist hier, völlig außerhalb des ätolischen Sagenbereiches¹⁹⁾, nicht minder bemerkenswert als die genealogische Auseinandersetzung, die den Urenkel des Zeus dem Sohne gleich-

19) Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Leaf (Troy 276) hier einen sachlichen Zusammenhang vermutet, in der Weise, daß die Myrmidonen auf dem Wege von Dodona, in dessen Nähe sie einst ansässig gewesen seien, zum Spercheios eine Zeit lang im oberen Acheloïostale gewohnt hätten. Vgl. oben S. 253 Anm. 32.

zusetzen sucht. In beiden verrät sich, so dürfen wir schließen, eine Beziehung, die im Geiste des Dichters wirksam war, als er diese Szene schuf: ihm stand ein Vorbild vor Augen, in dem der Hauptfluß Mittelgriechenlands und ein Sohn des Zeus die handelnden Personen waren. Der gleichen unwillkürliche Zitate finden sich nun öfter, auch an jeder der vorher besprochenen Stellen²⁰). Aus Anlaß der Herausforderung Hektors muß Nestor von der des Ereuthalion erzählen, der sie nachgebildet ist (H 136 ff.); die Härte des Meleagros, den die ersten Männer der Stadt vergebens um Hilfe bitten (I 574 ff.), schildert Phönix, der in entsprechender Situation dem Achill gegenüber sitzt. Die Einschläferung des Zeus, deren Opfer einst Herakles gewesen war, läßt der Autor, der den Vorgang ins Troische übertragen hat, durch Hypnos und Zeus ins Gedächtnis rufen (Ξ 249 ff. O 18 ff.). Hinzufügen dürfen wir die Erwähnung der Dioskuren in der Teichoskopie, die sich beim Dichter hervordrängte, weil er das Gefühl hatte, eine Abweichung von der älteren Gestalt der Helena-Sage rechtfertigen zu müssen (oben S. 256). Aus dem allen gewinnen wir einen Einblick in dichterische Tätigkeit, wie sie in dem Bestreben, neue Aufgaben zu bewältigen, neuen Helden und Heldenerlebnissen Gestalt zu geben, sich an das von den Vorfahren Geschaffene anlehnte, geformten Stoff übernahm und einem eignen künstlerischen Plan dienstbar machte oder berühmte Motive in frischem Stoffe nochmals entwickelte.

Dieses Verfahren ist keine Besonderheit der griechischen Epik. Ein anschauliches Bild ähnlicher Kunstweise, aus der Wirklichkeit eines noch lebenden Volkes geschöpft, gab Radloff in der höchst wertvollen Einleitung seines Werkes über das Volksepos der Kara-Kirgisen²¹): »Der Sänger hat, durch eine ausgedehnte Übung im Vortrage, ganze Reihen von »Vortragsteilen in Bereitschaft, die er dem Gange der Erzählung nach »in passender Weise zusammenfügt. Solche Vortragsteile sind: die Schilderungen gewisser Vorfälle und Situationen, wie die Geburt eines Helden, »das Aufwachsen eines Helden, Preis der Waffen, Vorbereitung zum »Kampf, das Getöse des Kampfes, Unterredung der Helden vor dem »Kampfe, die Schilderung von Persönlichkeiten und Pferden, das Charakteristische der bekannten Helden, Preis der Schönheit der Braut, »Beschreibung des Wohnsitzes, der Jurte, eines Gastmahls, Aufforderung »zum Mahle, Tod eines Helden, Totenklage, Schilderung eines Land-

20) Mülder IQ. 41 f. erinnert an verwandte Züge in Lessings Emilia Galotti, in Goethes Götz. Weitere Beispiele von »Quellenzitaten« bei Homer bringt er S. 45 (und 285 f.). 61. 128.

21) W. Radloff, Proben der Volksliteratur der nördlichen türkischen Stämme, gesammelt und übersetzt. V. Teil: Der Dialekt der Kara-Kirgisen. Petersburg 1885. xxviii S. Vorwort, 603 S. Übersetzung.

»schaftsbildes, des Einbrechens der Nacht und des Anbruchs des Tages, »und viele andere. Die Kunst des Sängers besteht nur darin, alle diese »fertigen Bildteilchen so aneinander zu reihen, wie dies der Lauf der »Begebenheiten fordert, und sie durch neu gedichtete Verse zu ver- »binden.« — In literarischen Verhältnissen haben wir ja Ähnliches: die Art, wie die Geschichtschreiber des ausgehenden Altertums und des Mittelalters antike Vorlagen benutzten, um für die Charakteristik eines Menschen oder die Erzählung einer Schlacht ihrer Einbildungskraft einen Anhalt zu geben²²⁾. Und eben jetzt sind wir dabei, von der Lebenskraft und dem beharrlichen Fortwirken einmal ausgebildeter Züge, unter Eduard Nordens Führung, ein neues, uns freilich betrübendes Beispiel in Tacitus' *Germania* kennen zu lernen. Auch daran darf man denken, wie heutzutage in der Illustration geschichtlicher Werke manchmal dasselbe Klischee bei recht verschiedenen Gelegenheiten Verwertung findet.

Gerät nicht aber durch solchen Vergleich Homer — und freilich auch Tacitus — in eine gar zu wenig vornehme Gesellschaft? Und ist es erlaubt, Kunstgriffe und Arbeitsweisen, die in literarisch reifen Perioden natürlich sind, schon den Frühzeiten poetischer Produktion zuzutrauen? — Dies zweite Bedenken dürfen wir beiseitesetzen. In die allerersten Ur- an fänge schöpferischer Dichterkraft reicht eine Analyse der überlieferten Texte doch nicht hinauf. Ehe die ältesten Verse, die unter den 15 694 der *Ilias* mit erhalten sind, gedichtet wurden, müssen Generationen, vielleicht

22) Auf die wiederkehrenden Typen in den Schlachtschilderungen bei Dionys von Halikarnaß machte mich einst Radermacher aufmerksam. Auch den Hinweis auf die folgenden mittelalterlichen Beispiele verdanke ich der Gefälligkeit eines hiesigen Kollegen. Einhard beschreibt die Persönlichkeit Karls des Großen mit zusammengesuchten Worten und Wendungen aus Suetons Kaiserbiographien. Ruotger hat neben mittelalterlichen Vorlagen Prosa und Dichtung des klassischen Altertums vielfach ausgebeutet, um seiner Sprache lebhaftere Farben zu geben, unter anderem hat er Wendungen Sallusts in dessen Charakteristik Catilinas benutzt, wo er Brunos Gegner charakterisieren will; Aug. Mittag, Die Arbeitsweise Ruotgers in der *Vita Brunonis* (Progr. Askan. Gymn. Berlin 1896), belegt dies im einzelnen. Im *Carmen de bello Saxonico* sind zahlreiche Entlehnungen aus alten Klassikern, zusammengestellt von Pannenberg, Das *Carm. de bello Sax.* (Gym.-Progr. Göttingen 1892) S. 24 ff. Dort wird (III 275 ff.) Heinrich IV als mächtig und milde gepriesen in Zügen, die aus älteren Schilderungen Karls des Großen entnommen sind. All diese Autoren haben ihre mühsam gesammelten Lesefrüchte verwertet. Ihr Verfahren gibt nur eine unvollkommene Vorstellung von dem Reichtum an fertigen Gedichtsteilen, über die ein in der vollen mündlichen Tradition stehender Sänger oder Rezitator verfügte. — Dem homerischen Gebiet verwandter ist das des iranischen Nationalepos, dessen Weise, überlieferten Stoff zu verwerten und umzubilden, Nöldeke beschreibt (*Grundriß der iran. Philologie* II [1896]; besonders S. 132. 135 f.). In bezug auf die Jugendgeschichte Ardäschirs hatte v. Gutschmid (Kl. Schr. III S. 133 f.) erkannt und im einzelnen nachgewiesen, daß »eine alte einheimische Sage vom Gründer des altpersischen Reiches auf den Gründer des neupersischen übertragen worden ist«.

Jahrhunderte vorhergegangen sein, in denen griechische Sänger ihre Lieder vortrugen und dankbare Hörer sich daran erfreuten. Und überall war auf den frühesten Stufen, der Dichtkunst wie der bildenden Kunst, das konventionelle Element besonders stark. Wie ist es denn auf anderen Gebieten des Geisteslebens? Die Wissenschaft hat es aufgegeben, bis in eine Vorzeit emporzudringen, da der Sprachtrieb noch ungetrübt und unmittelbar gestaltend wirkte; auf den ältesten der Forschung zugänglichen Stufen sehen wir schon Formübertragung mächtig am Werke. Wir können uns nicht wundern, in der Poesie dasselbe zu finden. Und indem wir uns hineinzudenken und den Vorgang psychologisch zu verstehen suchen, schwindet auch die Besorgnis, ob damit nicht etwas Unedles vorausgesetzt werde.

An einer Stelle des Beowulf, die Chadwick (HA. 83) hervorgezogen hat, besingt ein Ritter eine soeben vollbrachte Tat des Königs; und im Anschluß daran heißt es: »Alles sagte er, was er von Sigmunds Taten erfahren hatte.« Darauf folgt, wenn auch nur in Andeutungen und Anspielungen, eine Angabe der Sigmundsage (867 ff.). Offenbar will der Vortragende Beowulfs Ruhm dadurch in helleres Licht setzen (*utilising apparently by way of illustration the story of Sigemund*), daß sich in der Vorstellung der Zuhörer die Großtaten der Vergangenheit mit denen der Gegenwart vermischen, indem sie, ohne sich darüber genau Rechenschaft zu geben, dem eignen Fürsten das zuschreiben, was der längst verstorbene fremde vollbracht hatte. Von da ist nicht mehr weit bis zu den Verschiebungen, die wir in der Ilias haben: wie aus der Herausforderung des riesenhaften Ereuthalion die des Hektor wurde, aus Groll und Kampfhaltung des Meleagros die $\mu\eta\nu\iota\varsigma \Pi\eta\lambda\eta\iota\acute{\alpha}\delta\epsilon\omega \text{ } \text{'}\text{Αχιλλῆος}$, ja aus dem Kampf um Theben der trojanische Krieg (Müller IQ. IV 1). Dabei vollzog sich in der schaffenden wie in der empfangenden Phantasie etwas Ähnliches wie, im sichtbaren Bereiche, wenn König Eumenes II. von Pergamon seinen und seines Vaters Siege über die Gallier durch ein Kunstwerk verherrlichte, das den Kampf der Götter gegen die Giganten darstellte, oder wenn beim Anblick der mythologischen Kampfszenen in den Parthenon-Metopen Athener stolz an das dachten, was ihre Väter im Widerstand gegen den Perser geleistet hatten.

Doch wir wollen nicht vorausschweifen, in den Gedankenkreis des folgenden Buches, das von der Entwicklung des homerischen Stiles handeln soll, und wenden uns wieder ganz dem Stofflichen zu, den historischen und geographischen Problemen. Deren schwierigstes steht noch bevor, an das wir nun aber einigermaßen gerüstet herantreten.

II. FÜRSTENSITZE UND STÄMME.

Zwischen der äolischen Kolonisation und der Sage vom troischen Kriege haben wir ursächlichen Zusammenhang postuliert auf Grund einer Kombination geschichtlicher Tatsachen mit der sprachlichen, zum Teil auch der stofflichen Analyse des Epos. Aber nun erheben sich die Einwände. Gerade die Hauptpersonen der Ilias sind entweder gar nicht in Thessalien zu Hause — sondern, wie Agamemnon und Menelaos, Helena, Nestor, im Peloponnes —, oder sie gehören einem Teile des Landes an, in dem nicht nachweislich äolisch gesprochen wurde.

Beginnen wir mit dem zweiten Punkte. »Nicht nachweislich äolisch«, daraus macht Chadwick (HA. 280 f.), zwar nicht wörtlich doch dem Sinne nach: nachweislich nicht äolisch. Was er aber zur Begründung seiner Ansicht beibringt, sind nicht neue Tatsachen, sondern altbekannte, die er nur in ein neues Licht, vielmehr — *sit venia verbo* — in erneute Dämmerung zu rücken sucht. Die Sache ist wichtig genug, um eine knapp zusammenfassende Darstellung des Sachverhaltes zu rechtfertigen. Vor 44 Jahren schrieb Kirchhoff in der 3. Auflage seiner »Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets« (S. 138) mit bezug auf die thessalische Genetivendung: »Es ist möglich, daß die Mundart der Phthiotis »in diesem Punkte von der des nördlichen Thessaliens abwich; wenigstens »haben sich Genetive auf *oi* meines Wissens auf Inschriften dieser Gegend »bisher nicht gefunden.« In der 4. Auflage (1887) hat er diesen Satz gestrichen. Inzwischen war der Gedanke, dem südlichen Thessalien eine mundartliche Sonderstellung zuzuweisen, von anderen aufgenommen worden, besonders von Fick (Bezenbergers Beiträge XI [1881] S. 306), der den phthiotischen Dialekt mit der nordwestgriechischen Gruppe (Lokrisch, Phokisch, Ätolisch) zusammenfaßte. Daraus aber ergab sich eben jene Schwierigkeit, daß die Landschaft, die Achill und seine Mannen in den Krieg entsandt hatte, zwar den alten Achäernamen (B 684, vgl. I 395) auch in historischer Zeit treu bewahrt hat (Ἀχαιοὶ οἱ Φθιώται bei Herodot, bei Strabon usw.), von der Sprache der homerischen Achäer jedoch, der äolischen Mundart, nichts gewußt zu haben schien. Der Widerspruch, der darin lag, wurde besonders von Eduard Meyer (GA. II, 1893, § 50) hervorgehoben. Dem gegenüber machte ich schon bei Behandlung der Inschriften (Del.² 1883, p. 241) und wieder in der 1. Auflage des vorliegenden Buches (S. 150) darauf aufmerksam, daß wir ja altertümliche phthiotische Inschriften überhaupt nicht besäßen, und daß mindestens einige der späteren Urkunden dieses Gebietes unter der Herrschaft des ätolischen Bundes geschrieben sind, also naturgemäß die Sprache des regierenden Stammes zeigen. Wir könnten jeden Tag durch

den Fund einer Inschrift überrascht werden, die uns über den südthessalischen Dialekt ebenso viel Neues lehrte wie einst über den nordthessalischen die Tafel von Larissa. Ganz fehlte es doch schon jetzt nicht an Anhaltspunkten für die Hoffnung, daß auf diesem Wege die Kluft sich schließen werde. Eine sprachliche Zusammengehörigkeit zwischen dem Süden und dem Norden verrät sich in dem Gebrauch der Patronymika auf einzelnen phthiotischen Steinen: Ἀμύνανδρος Μαχάειος (Del.² 388 = GDI. 1453 = IG. IX 2, 208) und Φυλικά Εὐβιότεια (Del.² 390 = GDI. 1460 = IG. IX 2, 97), wozu noch Reste ähnlicher Namensformen auf einem seit lange in London befindlichen Steine kamen (Del.² 389 = GDI. 1473 = IG. IX 2, 141), den Kern bei dem Phthiotischen Theben einreicht. Fick hatte zwar die Gültigkeit der Belege für die Phthiotis abzustreiten versucht; aber die beiden Konjekturen, die dazu helfen sollten, waren eben nur durch die Form der Patronymika veranlaßt. Vorsichtiger schien es mir von vornherein, die beiden Steine als phthiotisch anzuerkennen und in Εὐβιότεια, Μαχάειος, [Ἀρ]ιστοκράτεια eine Spur der einheimischen Mundart zu sehen. Später hat Otto Kern auf Grund genauer Kenntnis der Gegend den Gedanken der Verschleppung des einen Steines als ganz unmöglich abgelehnt und ein weiteres Beispiel hinzugefügt, eine wenn auch nicht mehr im Original doch in sorgfältiger Aufzeichnung der Buchstaben erhaltene Weihinschrift in epichorischem Alphabet, aus der Gegend des phthiotischen Eretria: Μεθίστας Πιθούνειος Ἀπλουι^{23a}). So sind wir doch schließlich berechtigt — und das ist auch Kerns Ansicht —, das Tal des Spercheios als altäolisches Sprachgebiet und Achill als einen Helden äolischen Stammes in Anspruch zu nehmen.

Welches sind nun Chadwicks Gegengründe? Die Beispiele der Patronymika läßt er nicht gelten, weil die Fundstätten der Steine außerhalb der Grenzen liegen, die, nach dem Schiffskatalog, das Gebiet des Achilleus einschlossen. Nach unsrer Ansicht vom Schiffskatalog, die neuerdings durch die Untersuchungen von Leaf bestätigt worden ist (oben S. 231), müssen wir solche Verwertung seiner Angaben ablehnen. — Für die Sprache in Achills eigentlicher Heimat seien wir keineswegs ohne Zeugnisse, meint Chadwick. Die dort gefundenen Inschriften seien zum Teil *fairly long*; allerdings aus später Zeit, aber es liege kein triftiger Grund vor, zu bezweifeln *that this language is indigenous*. Nur in zwei Fällen würden Behörden des Ätolischen Bundes genannt; es sei also unberechtigt, das Aufkommen des nordwestgriechischen Dialektes in dieser

23a) Kern in dem früher (S. 261 Anm. 10) zitierten Aufsätze S. 16f.; die Inschrift jetzt IG. IX 2, 199. — Die oben entwickelte Ansicht über die ursprüngliche mundartliche Zugehörigkeit der Phthiotis teilt außer Kern anscheinend auch Otto Hoffmann, *Gesch. d. griech. Sprache* I² (1916) S. 33.

Gegend dem Einfluß des Bundes zuzuschreiben. Dagegen zeuge endgültig die Sotairos-Inschrift, in deren seltsam gemischter Sprache nordwestgriechische und thessalische (äolische) Elemente im Verhältnis von 7 zu 3 (oder 4) stünden. — Diese Inschrift (IG. IX 2, 257 = Solmsen Inscr. Gr. sel.³ 11) umfaßt 11 kurze Zeilen, bietet also für Statistik eine schwache Grundlage. Sie enthält einen Beschluß der Thetionier und ist gefunden nahe bei Kierion im westlichen Teile der Thessaliotis, beweist also für die Verhältnisse im Spercheios-Tale und am Malischen Meerbusen unmittelbar gar nichts. Mittelbar allerdings etwas recht Wichtiges: Wenn an einer Stelle, die in zweifellos thessalisch-äolischem Bereiche liegt (Kierion), die Mundart der nordwestgriechischen (dorischen) Eroberer sich bis zu dem Grade durchsetzen konnte, den im 5. Jhd. die Tafel von Thetionion zeigt, dann ist das Vorherrschen eben dieses Elementes in den noch dazu späten Sprachdenkmälern der Phthiotis vollkommen vereinbar mit der Annahme, daß auch sie ursprünglich zum thessalisch-äolischen Bereiche gehört habe. Auch bei den Achäern an der Nordküste des Peloponnes, die das Bewußtsein ihrer Herkunft aus der Gegend von Phthia immer festgehalten haben (Strabon VIII 7, 1; p. 383), war, nach demselben Gewährsmann, der angestammte äolische Dialekt von dem dorischen der siegreich eindringenden Scharen überwunden worden (ebenda 1, 2; p. 333). Das Resultat jedenfalls wird durch die Denkmäler bestätigt; und die Entwicklung, die Strabon beschreibt, haben wir, wenn auch weniger weit gediehen, in Böotien^{23b)}. So schließt sich doch alles zum Bilde, wenn auch einem stellenweise ergänzten, zusammen. Wer das für falsch gezeichnet erklärt, möge ein richtigeres an die Stelle setzen. Das erste tut Chadwick, zum zweiten fühlt er sich nicht gedrängt: *I do not mean of course to suggest that the northwest Greek dialects belonged originally to these districts; but I see no reason for supposing that the previous language was Aeolic* (HA. 283). Wenn die ursprüngliche Mundart in Phthia weder die nordwestgriechische war noch die äolische, welche war es denn? was für Griechisch wurde da gesprochen in der Zeit, von der Homer erzählt, deren Zustände in seiner Vorstellung von der Herrschaft des Peleus abgebildet sind? — Hier wie in einem früher besprochenen Punkte — in bezug auf das Fortleben der Taten eines Stammes in der epischen Poesie eines anderen Stammes — verzichtet der englische Forscher nicht nur auf eine Antwort, sondern auf entschiedene Stellung der Frage.

23 b) Vgl. oben S. 226 Anm. 3. Eduard Meyers Bedenken gegen diese Erklärung des Sprachzustandes im peloponnesischen Achaia, aus Dorisierung (GA. II § 50 Anm.), scheint mir nicht begründet, vielmehr die von Hoffmann Griech. Dial. I (1891) S. 10 gegebene Darstellung zutreffend.

Daß der von alters im Spercheiostal einheimische Dialekt nicht derselbe gewesen sein kann, den die über den Pindos einbrechenden Dorier nach Thessalien gebracht haben, ist freilich richtig. Mag es denn aber der äolische gewesen sein oder irgend ein unbekannter, mag das Epos in seiner Sprache Bestandteile enthalten, die aus der Heimat des Achilleus mitgeführt sind, oder nicht: daß es örtliche, sachliche Erinnerungen aus jener Gegend bewahrt hat, darüber wird nicht gestritten. Die Lanze des Helden ist auf dem Pelion gewachsen (Π 143 f.); der Kentaur Cheiron, der für seinen Vater die Esche gefällt hat, ist sein Lehrer gewesen (Λ 831 f.); noch vor Troja betet Achill zu Spercheios, dem heimatlichen Flußgott, dem sein Haupthaar geweiht war (Ψ 141 ff.). Phönix erzählt, wie er als Flüchtling zu Peleus gekommen und von diesem an der Grenze von Phthia, als Gebieter über die Doloper, angesiedelt worden sei (I 484). Wenn Achill heiratet, so soll es ein achäisches Mädchen aus Hellas oder Phthia sein, das sein Vater ihm zuführt (I 394 f.). Dorthin zurückkehren kann er jederzeit, das ist ihm eine tröstliche Gewißheit: ἤματι κεν τριτάτῳ Φθίην ἐρίβωλον ἰκοίμην (I 363). — Das alles sind anschauliche, greifbare Züge; wie mögen sie aus Thessalien nach Kleinasien, wo sie im Liede fortleben, gekommen sein? Doch wohl als geistiger Besitz der Auswanderer, die denselben Weg gezogen sind, als ein Element des Heldengesanges, den diese schon in der Heimat gepflegt hatten. So werden wir immer wieder dahin geführt, den Kriegszug der Sage, an dem der Pelide teilnimmt, mit dem historischen Zuge der äolischen Kolonisation in Beziehung zu bringen.

Dem wird nun aber widersprochen. Die Teilnahme Achills und seiner Achäer am troischen Kriege ist doch von der des Agamemnon mit den Argeern nicht zu trennen; beide müssen gleich beurteilt werden. Wäre die eine ein sagenhafter Nachklang der von Thessalien und Böotien ausgegangenen Besiedelung des nordwestlichen Kleinasien, so müßte die andre es auch sein. Das kann sie aber nicht, weil Agamemnon und die Argeer im Peloponnes zu Hause sind; folglich ist jene Annahme auch für Achill und die Seinen zu verwerfen. Denn das Haupt des ganzen Unternehmens ist doch Agamemnon. — Ungefähr so argumentieren Chadwick und Leaf (oben S. 227). Das ist der andre der beiden Einwände, von denen wir hier ausgegangen sind.

Ist wirklich im Vorstellungskreise der Ilias Agamemnon mit Mykene und Argos ebenso fest verbunden wie Achill mit Phthia? Wir haben die Frage früher schon gestreift (S. 234); sie ist nun genauer zu prüfen. Zunächst die Angabe des Schiffskatalogs (B 569) ist kein Zeugnis für eine dem Epos zu Grunde liegende Anschauung. Dann wird Agamemnon

zweimal als König πολυχρύσοιο Μυκῆνης bezeichnet, H 180 in der Monomachie von Hektor und Aias, die der von Paris und Menelaos nachgedichtet ist, und Λ 46 in der Einleitung zu Agamemnons Aristie. Selbst wenn wir nicht Ursache hätten, beide Stellen für recht jung zu halten — τιμῶσαι βασιλῆα beginnt an der zweiten der Vers —, so bieten sie doch eben beide keinen greifbaren Zug, nichts, was erkennen ließe, daß Μυκῆνη für den Verfasser mehr gewesen wäre als eine Formel. Nicht viel anders steht es I 44, wo in einer Beratung der Fürsten Diomedes von den Schiffen des Atriden spricht: αἱ τοι ἔποντο Μυκῆνηθεν μάλα πολλά. Einmal (Δ 52) wird Mykene ohne Agamemnon genannt, daneben Argos und Sparta, als die drei der Götterkönigin liebsten Städte, die sie doch bereit sei preiszugeben, wenn Zeus ihr jetzt den Willen tue und Ilios zerstören lasse. Das Verständnis dieses auf den ersten Blick befremdenden Gedankens hat Wilamowitz gegeben (IH. 288). Es redet doch ein Ionier. Die Städte waren wirklich gefallen, also von den Göttern preisgegeben. Für die Art, wie der König von Mykene neben und über dem Fürsten von Phthia dazu gekommen ist, im Epos an dem Zuge gegen Troja beteiligt zu sein, gewinnen wir auch hier nichts — es müßte denn sein, was wir vorläufig als möglich ins Auge fassen wollen, daß diese Verbindung selbst erst in der ionischen Periode des Epos vollzogen worden wäre. Endlich an einer einzigen Stelle läßt der Dichter etwas erzählen, was in Mykene geschehen sei (Δ 376 ff.): Tydeus sei mit Polyneikes zusammen in die Stadt gekommen, um Hilfe gegen Theben zu werben. Und der Erzählende ist wirklich Agamemnon. Aber — er hat nur von Hörensagen, was er über Tydeus berichtet:

ὥς φάσαν, οἳ μιν ἴδοντο πονεύμενον· οὐ γὰρ ἐγώ γε
375 ἦντησ' οὐδὲ ἴδον· περὶ δ' ἄλλων φασὶ γενέσθαι.

Gelebt muß Agamemnon doch damals schon haben; wo war er nur, als Tydeus die Stadt besuchte? So hat auch Robert gefragt (s. oben S. 250 Anm. 27), und gibt als Antwort: Der Dichter, der die erfolglose Gesandtschaft von Polyneikes und Tydeus nach Mykene erfand, »wollte dadurch vielleicht erklären, warum die Pelopiden am Kampf gegen Theben nicht teilgenommen haben«. Sehr gut. Und nicht nur davon hätte der Dichter nichts zu erzählen gewußt, wie die Pelopiden von Mykene aus gegen Theben mitwirkten; ihr ganzer Aufenthalt dort hat etwas Schattenhaftes²⁴⁾.

24) Daß dieses Geschlecht ursprünglich dem Peloponnes fremd war, scheint in der Erzählung von Pelops' Einwanderung und seiner Herkunft aus Lesbos noch erkennbar (Thuk. I 9. Schol. A zu A 38, nach Theopomp). Solche in der vorigen Auflage verwertete Folgerung wird von Kroll (NK. 1912 S. 176) mit dem Hinweis darauf bestritten, daß Pelops durch seinen Kult in Olympia festsitze. Wie dieser Kult nachträglich entstanden sein kann, zeigt Robert GrH. I (1920) S. 209, der allerdings daran festhält, daß nach der

Agamemnon als Herrscher von Mykene, so geläufig die Vorstellung späteren Dichtern geworden ist, war für den der Ilias noch ein leerer Begriff, keine Wirklichkeit in dem Sinne wie Achill als Herr von Phthia, Nestor in Pylos oder auch nur Idomeneus in Kreta²⁵). Für die Atriden hat er in Argos Platz geschaffen, indem er die älteren Sagen der Landschaft im ganzen ignorierte²⁶), aber den frei gewordenen Raum mit frischem Leben zu füllen hat er nicht mehr — oder noch nicht — vermocht.

Der einzige Vertreter eines Kontingentes der Mykenäer, den wir bei Homer kennen lernen, ist Periphetes, der von Hektors Hand fällt (O 638 ff.), der Sohn des Kopreus, ἐκ πατρὸς πολὺ χείρονος υἱὸς ἀμείνων. Wenn von dem Vater berichtet wird, daß er für Eurystheus den Botendienst an Herakles besorgt habe, so verrät sich darin ein Bewußtsein, wem eigentlich Mykene gehörte. Ob dieses Bewußtsein noch dem Verfasser des O gegenwärtig war, oder wie weit es zurückliegt, bliebe zu untersuchen. Bemerkenswert, daß auch in T, wo von der Geburt des Eurystheus erzählt wird (115 ff.), seines Vaters Sthenelos, des Perseiden, Königtum in Argos deutlich hervortritt; und wieder, wie in Δ, ist der Sprechende Agamemnon. Dagegen gibt es eine Stelle, wo er selbst als Bewohner der Stadt oder der Landschaft mit irgend einem individuellen Zuge sichtbar würde, für Argos so wenig wie für Mykene. Auch Stätten und Gebräuche eines Kultus, der an seinen Namen geknüpft wäre, fehlen hier,

ältesten Sage Pelops selbst der Herr des Peloponnes sei, der die Tochter des auf Lesbos heimischen Önomaos von dort entführe (S. 210 ff.). Über spätere Bemühungen, den alten Tatbestand der Perseidenherrschaft in Argos mit der Stellung, welche bei Homer die Atriden einnahmen, zu vermitteln, ebenda 293. 25) Meine Behandlung dieses Gegenstandes in der 1. Auflage der Grundfragen ist einer im Ausdruck scharfen Kritik unterzogen worden von Otto Crusius, »Sagenverschiebungen« (Sitzungsber. Bayer. Akad. philol.-philol. und histor. 1905 S. 752 ff.). Er wirft mir u. a. vor, ich hätte »die zahlreichen Stellen, »in denen Agamemnon König von Mykene heißt, als »sekundär« beiseite geschoben. Das »Hauptzeugnis«, denkt er, »(A 46) bietet die Aristeia Agamemnons, die den Faden von A »wieder aufnimmt (V. 319) und von trefflichen Kennern als kernhaftes, hochaltertümliches »Stück eingeschätzt wird — *divinum carmen* nennt sie Gottfried Hermann —: aber das »scheint Cauer nicht irre zu machen«. — In der Tat, das macht mich nicht irre. Crusius meint wohl, ein Stück edler Poesie werde dadurch herabgewürdigt, daß man es einer relativ späten — und damit doch auch reiferen — Periode der epischen Kunst zuweist; und solches Schicksal von denjenigen Liedern abzuwehren, welche *principibus placuere viris*, erscheint ihm wie eine Pflicht aller Gutgesinnten. Er operiert mit Autoritäten statt mit Gründen. [Diese Anmerkung ist wörtlich aus der 2. Auflage S. 543 wiederholt. Im übrigen denke ich die Abwehr gegen den Angriff eines nun Verstorbenen so zu führen, daß ich meine Ansicht in neuer Darstellung, in einem nicht unwichtigen Punkte berichtigt, entwickle.]

26) Mit dieser Modifikation kann ich mir Roberts Urteil aneignen (GrH. I 285): »Diese ganze reich entwickelte argivische Sagenwelt ist den Homerischen Gedichten so gut wie unbekannt«.

während sie sich an anderen Stellen der Halbinsel, ja auch außerhalb des Isthmus und jenseits des Ägäischen Meeres finden. In Sparta wurde ein Zeus Ἀγαμέμνων verehrt (Lykophron 335. 1123. 1369); in Amyklä zeigte man ein Grabmal des Königs (Paus. III 19, 6), in Tegea glaubte man die Gebeine seines Sohnes Orestes gefunden zu haben (Hdt. I 67 f.). Dem Könige Gelon von Syrakus gegenüber beriefen sich die Lakēdämonier auf Agamemnon, von dem sie die Hegemonie geerbt hätten (Hdt. VII 159). In diesen Tatsachen sah Eduard Meyer die Spuren eines alten spartanischen Gottes Agamemnon (GA. II § 121); diesem Ursprung entspreche es noch, daß er I 150 ff. über messenische Städte verfügt²⁷). Den Grundgedanken haben andre weiter verfolgt, so Ed. Schwartz, der noch in der Odyssee Agamemnon als König von Sparta zu erkennen und damit einer Überlieferung ans Licht zu helfen meint, die überhaupt vor Äschylos die herrschende gewesen sei²⁸), und Kroll in einem orientierenden Aufsatz über »Sage und Dichtung« (Njb. 29 [1912] S. 161 ff.), der vor allem die ursprüngliche Gottheit Agamemnons stark betont. Bedenken erregt da nur der Umstand, daß ein Kultus des Agamemnon auch in Klazomenä, die Verehrung seines Szepters — anscheinend eines alten Fetischs — in Chäroneia bezeugt ist (Paus. VII 5, 11; IX 40, 11). Ed. Meyer hält solches Vorkommen des Namens für sekundär, d. h. aus der homerischen Dichtung heraus entwickelt²⁹). Aber wenn der Gott irgendwo echt sein soll, dann doch am ehesten da, wo für einen Einfluß vom Epos her kein erkennbarer Anlaß gegeben war; und umgekehrt: wenn wir solchen Einfluß annehmen sollen für Orte, zu denen Agamemnon bei Homer in gar keiner Beziehung steht, dann doch erst recht für jene Landschaften, die immerhin aus der Odyssee jeder als zum Herrschaftsgebiete der Atriden gehörig kannte. Konsequenter war deshalb Kroll, indem er den ursprünglichen Gott Agamemnon auch außerhalb des Peloponnes gelten ließ³⁰). Mir bleibt hier doch eine ungelöste Aporie. Zwar, wenn wir den Grundsatz anwenden, den — beinahe so — Usener

27) Anders, und wie mir scheint richtiger, urteilt über diesen Punkt Martin P. Nilsson, Rhein. Mus. 60 (1905) S. 172 f. in seinem Aufsatz KΑΤΑΠΛΟΙ. 28) Ed. Schwartz, »Agamemnon von Sparta und Orestes von Tegea in der Telemachie«, in der Straßburger Festschrift zur 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (1901) S. 23—28. Ein kleiner Aufsatz von weittragenden Konsequenzen, auf die hier leider nicht eingegangen werden kann. 29) Ähnlich urteilt Wernicke bei Pauly-Wissowa (1893), wo die Belegstellen am vollständigsten gesammelt sind. 30) Kroll Njb. 1912 S. 175 f. Mir gegenüber hat er darin recht, daß es nicht angehe Agamemnon vom Peloponnes zu trennen. Mit Bezug auf die ganze Streitfrage fügt er hinzu: »In der Hauptsache stimme ich Crusius bei«. Aber was grenzt er als Nebensache ab? Und wie urteilt er über Agamemnons Verhältnis zu Mykene? Hält er die Verbindung mit Ed. Meyer für sekundär, so stimmt er doch in einem Hauptpunkte Crusius nicht bei; hält er sie mit diesem für ursprünglich, so gilt die oben gegebene Widerlegung auch ihm.

formuliert hatte: *Quisque praesumitur deus, donec probetur contrarium*³¹), so mag dieser Beweis noch nicht gelungen sein; aber die andre Ansicht will sich auch nicht recht, wie etwa bei Helena, zur Klarheit gestalten. Nur das negative Ergebnis darf als gesichert gelten, und darin stimmen wir mit Eduard Meyer nach wie vor überein: »Agamemnon hat mit Mykene gar nichts zu tun«.

Daß in einer Zeit, da Mykene und Argolis an Macht und Ansehen allen anderen peloponnischen Städten und Landschaften voranstanden, Agamemnon für die Sage zum Herrn von Mykene und Könige der Argeer geworden ist, braucht uns nicht zu wundern, auch wenn wir den Vorgang nicht verfolgen können (vgl. unten S. 290). Aber andere Fragen drängen sich auf, die Eduard Meyer freilich erspart bleiben. Ihm gilt ja »als historischer Kern der Sage die Zerstörung Trojas durch einen Heerzug peloponnesischer Fürsten oder vielmehr — durch den König von Mykene und seine Mannen« (s. oben S. 227). Wer dies als unmöglich und als historischen Kern der troischen Sage die Kämpfe der äolischen Kolonisten erkannt hat, muß fragen: Wie kommt in diesen Zusammenhang Agamemnon mit den Argeern hinein? Wie kommt der Argeername in der Ilias zu der Bedeutung, die er offensichtlich hat?

Sollte die Doppelstellung, die der Tydide Diomedes einnimmt, etwas zur Erklärung beitragen können? Sein Großvater Öneus spielt in der Geschichte des kalydonischen Krieges, die Phönix erzählt, eine Rolle (I 535 ff.). Tydeus, der vor Theben gefallen ist, der dort auch begraben liegt (Ξ 114), wird von Agamemnon an der Stelle, die uns wiederholt beschäftigt hat (Δ 399), als Ätolier bezeichnet³²). Αἰτωλὸς γενεήν, μετὰ δ' Ἀργείοισιν ἀνάσσει, heißt es noch von Diomedes (Ψ 471). Und dieser weiß, wie der Wechsel sich vollzogen hat: πατὴρ ἐμὸς Ἀργεῖ νάσθη πλαγχθεὶς· ὥς γάρ που Ζεὺς ἤθελε καὶ θεοὶ ἄλλοι (Ξ 119 f.). Der Dichter läßt den Sohn aus Zartgefühl die Bluttat des Vaters verschweigen, die anderwärts in mehr als einer Version überliefert ist. Wichtig ist uns hier nur die alte Beziehung des Diomedes zu Ätolien, die sich auch in seiner Aristie noch erkennen läßt: unter den Verlusten auf griechischer Seite, die zum Eingreifen der Athene führen, ist der Fall eines Ätolers und eines Bötters (E 706 ff.); und bald darauf wird in nächster Nähe des

31) Usener, Der Stoff des griech. Epos (1897) S. 13, als Abschluß einer einleitenden Betrachtung: »Die früher (Götternamen S. 255) aufgestellte Forderung, die Gestalten der »troischen und überhaupt der altgriechischen Heldensage so lange als Stammesheroen »und ursprüngliche Götter zu betrachten, als nicht das Gegenteil, die Geschichtlichkeit »des Namens, wahrscheinlich gemacht sei, ist damit vorläufig wohl als berechtigt erwiesen«. 32) Auf die Frage der ferneren Herkunft des Tydeus, die Robert, Oidipus S. 127. 135 erörtert, braucht hier nicht eingegangen zu werden. Für den Sohn, Diomedes, nimmt er (GrH. I 303) doch ursprüngliche Zugehörigkeit zu Argos an.

Tyriden von dem Gotte Ares ein Periphas getötet, Αἰτωλῶν ὃχ' ἄριστος (842f.). Wieviel da von altem Zusammenhang dem Dichter des E noch bewußt war, wird sich schwer ausmachen lassen; im Rahmen der Ilias jedenfalls ist Führer der ätolischen Krieger Thoas (Δ 527. N 216/8. O 281f.). Aber zum Beherrscher der argolischen Städte — außer Mykene — macht den Diomedes erst der Schiffskatalog (B 559ff.) Auch die Worte des Ψ: μετὰ δ' Ἀργεῖοισιν ἀνάσσει, besagen das nicht, sondern stimmen zu der Art, wie er selber in Ξ das Verhältnis seines Vaters schildert: König Adrastos hatte den ritterlichen Gast freundlich aufgenommen, ihm eine Tochter zur Frau und eignen, reichen Besitz gegeben. Daran hat Leaf (HH. 234) treffend erinnert.

Unter diesen Umständen ist es ausgeschlossen, daß die Argeer etwas von ihrer Stellung im Epos dem Diomedes zu verdanken hätten. Wir müssen uns nach einer anderen Erklärung umsehen. Zuvor aber ist es nötig, den Tatbestand ins Reine zu bringen.

Von den drei Gesamtbezeichnungen Ἀχαιοί, Ἀργεῖοι, Δαναοί kommt die erste in der Ilias beinahe zweimal, in der Odyssee beinahe dreimal so oft vor als die beiden anderen zusammengenommen. Ἀχαιοί ist also der eigentliche Name, der die Trojakämpfer zusammenfaßt. Derselbe war in historischer Zeit in viel beschränkterem Gebrauch: im südlichen Thessalien, an der Nordküste des Peloponnes und in Unteritalien. Die Bewohner des Ägialos bewahrten die Erinnerung an ihre Heimat in Hellas und Phthia (s. S. 277) und nahmen sie mit in ihre Kolonien; das jenseits des Meeres gewonnene Land wurde ihnen ἡ μεγάλη Ἑλλάς³³⁾. Der Gebrauch desselben Stammnamens in den drei Gebieten beruht also auf natürlicher Fortpflanzung. Wenn moderne Wissenschaft, besonders Sprachwissenschaft, sich des Achäernamens in erweitertem Sinne bedient, so mögen es praktische Erwägungen sein, die dazu geführt haben; die Frage, auf welche Weise er die universelle Geltung im Epos erlangt habe, bleibt davon unberührt. Eduard Meyer war geneigt (GA. II § 50), hierin die Nachwirkungen eines historischen Verhältnisses zu sehen, den Rest eines früheren politischen Zustandes der Zusammenfassung, auf den die Zersplitterung erst gefolgt wäre. Dazu könnte es stimmen, daß gelegent-

33) Sehr unglücklich also die Übersetzung »Groß-Griechenland«; das Richtige hat Ed. Meyer, Forschungen zur alten Geschichte I (1892) S. 111, dargelegt. — Ob die Namen Ἑλλάς und Φθία ganz dasselbe bezeichneten oder, wie der Sprachgebrauch des Epos (B 683. l 395. 478f.) zu fordern scheint, ein Unterschied bestand, und welcher, vermochte schon Strabon (IX 5, 6; p. 421f.) nicht zu entscheiden. Leaf (HH. 114f.) nimmt an, Phthia, nördlich vom Othrys, sei der politisch wichtigere Teil des Gebietes, der Stammsitz des Peleus aber liege in Hellas, am Spercheios, der heute noch in der Volkssprache den Namen *Ellada* führe. Klar durchführen läßt sich aber auch diese Scheidung nicht.

lich auf ganz getrennten Punkten für Personen oder Örtlichkeiten sich Bezeichnungen finden, die vom Namen Ἀχαιοί gebildet sind: Ἀχαιῶν ἀκτὴ auf Kypros, ein Ort Ἀχαία auf Rhodos, Φιλάχαιος der Vater des Xuthias in Lakonien. Aber diese Spuren sind doch gar zu vereinzelt und machen den Anstoß erst recht fühlbar, daß nicht auszudenken ist, wie ein geschichtlich berechtigter, in der Dichtung verewigter Sammelname im übrigen so völlig habe verschwinden können. Jene Hypothese aber von der politischen Konzentration, die zur Zeit der mykenischen Kultur — trotz Thukydides I 3 — bestanden haben soll, entbehrt der herzhaften Begründung; um das zu erkennen braucht man nur nachzuzählen, wie oft in der Beschreibung, die Ed. Meyer (§ 106) von diesen Dingen gibt, Ausdrücke wie »vielleicht, vermutlich, wohl zweifellos« vorkommen. Die Hypothese war aufgestellt, um ein frühes Gesamtunternehmen vieler Stämme, den troischen Krieg, wie Homer ihn erzählt, als historisch ansehen zu können. Da diese Ansicht nicht bestehen konnte, so verliert die mit ihr verbundene Hypothese vollends jeden Anhalt. Es bleibt nur übrig, den homerischen Gebrauch von Ἀχαιοί aus der Geschichte des Heldengesanges zu erklären. Der Name bezeichnete ursprünglich die Bewohner der einen bestimmten Landschaft. Die von dort kommenden Auswanderer brachten die beliebtesten Sagen mit nach Kleinasien. Der in ihren Liedern gefeierte Held wurde zum Mittelpunkt neuer, schöpferischer Dichtung, die mehr und mehr auch die Erinnerungen aus anderen Landschaften in ihren Bann zog. Aber sie bestimmte die Richtung und gab den Ton an; so kam es, daß die fremden Stämme in die Gesamtvorstellung, als wären auch sie Achäer, mit eingingen, wenn auch innerhalb übernommener Szenen des Kampfes die Namen Böoter und Phoker, Lokrer und Ätolier immer noch wieder auftauchten.

Für die Argeer freilich will das nicht passen, da ihr Name ja ebenfalls mit allgemeiner Geltung auftritt; und sie sind es gerade, deren Herkunft aufzusuchen wir ausgingen. Wie stehen sie, wenn man genauer zusieht, im Sprachgebrauche des Epos zu den Achäern und wie zu den Danaern?

Alle drei hat ein italienischer Gelehrter, A. della Seta, in sorgfältiger Untersuchung behandelt³⁴). Diese geht aus von dem Nachweis, daß die einzelnen Formen von Ἀχαιοί für die Unterbringung im Hexameter weniger bequem gewesen seien als die anderen, stellt fest, daß sie trotzdem in beiden Epen viel häufiger vorkommen, und zieht aus dieser doppelten Beobachtung den Schluß, daß zum Grundstock der Ilias eigentlich nur Ἀχαιοί gehören, während die Benennungen Δαναοί und Ἀργεῖοι späteren Ursprungs und demgemäß erst in jüngeren Schichten des Epos zu finden

34) A. della Seta, »Achaioi, Argeioi, Danaoi nei poemi omerici«, Accademia dei Lincei, Rendiconti vol. 16 (1907) p. 133—210.

seien. Diese Vermutung scheint dadurch bestätigt zu werden, daß Quintus von Smyrna, der ein Jahrtausend nach Homer dichtete und den epischen Sprachschatz als etwas Abgeschlossenes übernahm, sich den metrischen Vorteil entschieden zunutze gemacht hat, wie folgende Übersicht zeigt:

	Ἀχαιοί	Ἀργεῖοι	Δαναοί
Ilias	605	176	146
Odyssee	118	30	13
Quint. Smyrn.	118	224	102

Dasselbe, meint della Seta, würden die Verfasser des alten Epos getan haben, wenn sie die drei Namen als gleich berechnete gekannt hätten; der seltene Gebrauch von Ἀργεῖοι und Δαναοί lasse sich nur so erklären, daß diese Benennungen, während Ilias und Odyssee entstanden, erst im Aufkommen begriffen gewesen seien. — Der metrischen Verwendbarkeit ist hier doch zuviel Gewicht beigelegt. Für Quintus mag die gegebene Erklärung gelten, für Homer stimmt schon die Beobachtung nicht ganz. Wenn die metrisch gefälligeren Formen die jüngeren wären, so müßte ihr Verhältnis zu den anderen in der Odyssee eine Zunahme aufweisen; das ist bei Ἀργεῖοι nicht der Fall, bei Δαναοί zeigt sich sogar das Gegenteil. So sind wir eher berechtigt, in beiden Bezeichnungen etwas Altertümliches zu sehen. Dafür sprechen auch innere Gründe.

Weder Ἀργεῖοι noch Δαναοί ist in der Odyssee noch ein Wort der lebendigen Sprache. Hier werden nicht die handelnden Personen so genannt, sondern die Personen des älteren Epos, wo von ihnen die Rede ist, die Helden die vor Ilios kämpften. Das gilt von den »Danaern« ausnahmslos; höchstens, was Penelope sagt, sie habe einen Mann verloren παντοίῃς ἀρετῇσι κεκασμένον ἐν Δαναοῖσι (δ 725. 815), steht auf der Grenze. Ἀργεῖοι, wie es überhaupt häufiger ist, zeigt auch eine etwas größere Mannigfaltigkeit der Verwendung; aber scheinbare Ausnahmen dienen hier der Regel nur zur Bestätigung. Denn sie beschränken sich darauf, daß zweimal die Bewohner von Argos Ἀργεῖοι heißen: in der Erzählung von Ägisthos γ 509 (vgl. 251) und in der von Melampus ο 240 (vgl. 239). In allen übrigen Fällen sind Ἀργεῖοι, wie Δαναοί, in der Odyssee nur die Troja-Kämpfer: ὅτε Ἴλιον εἰς ἀνέβαινον Ἀργεῖοι β 172 f. u. ö.; Antilochos war οὐ τι κάκιστος Ἀργείων δ 199 f., usw. Die Äußerung des Menelaos, er habe gehofft, den Odysseus φιλησέμεν ἔξοχα πάντων Ἀργείων (δ 171 f.), bezieht sich zwar auf die Zeit nach dem Kriege, also auf die Situation der Odyssee; aber es sind die alten Kriegsgefährten, von denen er spricht. Ein der Bedeutung von Ἀχαιοί in der Odyssee gleichartiger Gebrauch des Argeer-Namens liegt auch hier nicht vor.

Um so enger scheinen auf den ersten Blick Δαναοί und Ἀργεῖοι unter sich zusammenzugehören. Denn der Mythos von Danaos und den Danaiden ist in Argolis fest lokalisiert; und nichts scheint natürlicher, als daß »Danaer« die Leute des Danaos, die also in Argos zu Hause waren, bedeute³⁵). Doch, von der Übereinstimmung der Namen abgesehen, gibt es keinerlei Anhalt für diese Verbindung. Homer kann sie unmittelbar schon deshalb nicht bezeugen, weil er den Danaos und seine Töchter nirgends erwähnt. Aber auch zu der Landschaft, als deren Beherrscher und Wohltäter Danaos in der Sage galt, liegt an keiner der 159 Stellen, an denen die Δαναοί in Ilias und Odyssee erwähnt werden, eine Beziehung vor. Daß in Phthia und Hellas Achäer wohnten, war den Verfassern von Versen wie B 684. I 395 immerhin bewußt; nichts der Art haben wir für Argos und die Danaer. Das hat Strabon wohl bemerkt. Er vermutet zwar im Anschluß an Euripides (fr. 230, aus dem Ἀρχέλαος), daß der Gesamtname früher eine engere Bedeutung gehabt habe: οἶμαι ὅτι καὶ Πελασιῶτας (so sollen nach Euripides die Bewohner von Argos geheißen haben, ehe Danaos kam und sie Δαναοί nannte) καὶ Δαναούς, ὥσπερ καὶ Ἀργεῖους, ἡ δόξα τῆς πόλεως ταύτης ἀπ' αὐτῆς καὶ τοὺς ἄλλους Ἑλληνας καλεῖσθαι παρεσκεύασεν (VIII 6, 9; p. 371); aber aus dem wirklichen Sprachgebrauche kennt er hier wie anderwärts (p. 369. 574) nur die erweiterte Bedeutung. Und nur diese liegt bei Homer vor, besonders deutlich da wo die Danaer den Troern entgegengestellt werden (B 40 u. ö.). Möglich wäre noch, daß die Bezeichnung Δαναοί sich besonders geläufig da eingestellt hätte, wo von Agamemnon, der über ganz Argos herrschte (B 108) und die Argeerin Helena seinem Bruder zurückerobern wollte, erzählt wurde; aber auch dies trifft nicht zu. Zwar wird Agamemnon einmal »allen Danaern«, einmal »den andern Danaern« gegenübergestellt (A 90. I 316); aber das gleiche geschieht öfter mit Achill (B 674. H 227 f. P 280. Ω 338). Von dessen Myrmidonen wird mehrmals gesagt, daß sie für die Danaer Rache nehmen, den Danaern Hilfe bringen (Λ 797. Π 39. 546). Und in einer ganz persönlich dem Achill gehörenden Szene, dem Gespräch des Helden mit den Götterpferden, heißt es: φράζεσθε σαωσέμεν ἡνιοχῆα ἅψ Δαναῶν ἐς ὄμιλον (T 401 f.). Nach dem allen sieht es eher so aus, als wären die Δαναοί ταχύπωλοι — dies ihr häufigstes Beiwort, das außer ihnen bloß die Myrmidonen einmal (Ψ 6) haben — in Nordgriechenland zu Hause. Zu derselben Vermutung ist von anderer Seite her Wilamowitz ge-

35) Allzusicher Ed. Meyer (Forsch. z. G. I 73): »Daß dieser Name [Danaer] ehemals als »Stammname in der argivischen Ebene wirklich lebendig gewesen ist, wird niemand bezweifeln«. Roberts Bemerkung GrH. I 266, daß so »bei Homer die Bevölkerung der »argivischen Landschaft gewöhnlich bezeichnet wird«, beruht vielleicht auf einem Versehen.

kommen³⁶), indem er daran erinnert, daß der Eigenname Δανᾶ in Thesalien nachweisbar ist (GDI. 347). Damit würde sich die Kombination von Ed. Meyer wohl vertragen, der in den Danauna, die unter Ramses III. um 1160 vor Chr. an dem Einfall von Seevölkern in Ägypten teilnahmen, die Danaer zu erkennen glaubt (GA. II § 121). So viel steht fest: mit Argolis und dem Inachostale haben die Danaer, bei Homer jedenfalls, keinen erkennbaren Zusammenhang.

Selbstverständlich erscheint ein solcher für die Ἀργεῖοι. Und wenn wir Kroll glauben, so liegt hier ein ähnliches Verhältnis vor wie in der Nibelungensage, wo »Dietrich von Verona, Attila von Ofen, Rüdiger von Pöchlarn, Siegfried von Xanten zusammen vorkommen«; ebenso müsse das griechische Epos die Freiheit besessen haben, Helden aus den verschiedensten Gegenden zusammenzubringen (Njb. 1912, S. 176). Deshalb wundert er sich nicht, daß in der Ilias Argeer und Achäer nebeneinander auftreten. Ich bleibe dabei, mich zu wundern; hier ist ein fundamentalere Unterschied. Denn die anderen Völkerschaften stehen in der Ilias nebeneinander; so jene mittellgriechischen, so aus den späteren Zeiten epischen Wachstums die Kreter, zuletzt die Athener. Der Name Ἀργεῖοι aber umfaßt alle, die gegen Troja im Felde liegen. Ἀργεῖοι καὶ Τρῶες heißt es M 3. 82. 99, ähnlich Ξ 391 u. ö. Und Verbindungen wie (Γ 82)

ἴσχεσθ', Ἀργεῖοι, μὴ βάλλετε, κοῦροι Ἀχαιῶν,

wenn auch nicht gerade so bequem zitierbar, doch in der Gleichwertigkeit beider Benennungen ebenso deutlich, finden sich etwa 20mal. Demgegenüber gibt es nur zwei Stellen³⁷), an denen die landschaftliche Beziehung hervortritt: eine, schon angeführte, von Diomedes (Ψ 471) und eine ähnliche von Eurystheus: ὃς Ἀργεῖοισιν ἀνάξει und οὐ οἱ ἀεικὲς ἀνασσεύμεν Ἀργεῖοισιν (Τ 122. 124). Hinzurechnen können wir noch Ἥρην Ἀργεῖν (Δ 8. E 908), während Ἀργεῖν Ἑλένη die griechische Frau bezeichnet, die unter den Troern fremd ist (Ζ 323, auch Ι 140 = 282), nicht zu ihnen gehört (Δ 19; Β 161 = 177 = Δ 174), deren Rückgabe deshalb gefordert wird (Γ 458 = Η 350). Aber der Vers, der uns die Zugehörigkeit der Göttin Here zur Stadt Argos bezeugt, Δ 52, stammt, wie Wilamowitz richtig hervorgehoben hat, aus der ionischen Periode, der reifen Zeit des Epos (oben S. 275); die in ihm sich äußernde Anschauung kann deshalb nicht dazu beigetragen haben, einen Sprachgebrauch aufkommen zu lassen, der in der Ilias bereits fertig ist, in der Odyssee abgestorben, dessen Entstehung also in der Werdezeit des Heldengesanges

36) Herakles² I [1895] S. 17 Anm. 34. Von der dort ausgesprochenen Bemerkung soll noch in anderem Zusammenhange Gebrauch gemacht werden, Anm. 41. 37) Vielleicht kann Ζ 159 als dritte gelten; das entscheidet sich nach der Lage von Ephyra, Anm. 39.

erfolgt sein muß. Erwachsen ist der epische Formelschatz in Thessalien; das lehren die wohlbeschiedenen Achäer wie die olympischen Götter. Soll dort und damals in der Phantasie der Dichter eine peloponnesische Landschaft den bedeutenden Platz eingenommen, an ihren Erzählungen den sichtbaren Anteil gehabt haben, den wir in der Ilias nicht entdecken konnten?

Alle diese Schwierigkeiten sind mit einem Schlage gehoben, wenn wir der glänzenden Vermutung nachgeben, die zuerst von Busolt (GrG. I² [1893] S. 223), kurz darauf auch von Beloch (GrG. I [1893] S. 157) ausgesprochen worden ist, daß die homerischen Dichter ursprünglich unter Argos nur das thessalische, unter Ἀργεῖοι also einen dort wohnenden Stamm verstanden haben, der den Achäern benachbart und nahe verwandt war. Der Gedanke ist so kühn und führt zu so weitreichenden Konsequenzen, daß wir uns nicht wundern konnten, wenn er mit ziemlich allgemeinem Schütteln des Kopfes aufgenommen wurde. Auch Beloch hat nicht an ihm festhalten mögen (I² [1912] S. 186). Dagegen hat Otto Hoffmann die Hypothese in den Gang seiner sprachgeschichtlichen Betrachtungen eingeordnet (Gesch. d. griech. Sprache [1911 und 1916] S. 30). Sie bedarf sorgfältiger Prüfung: in welchen Verbindungen gebraucht Homer den Namen Ἄργος selber?

Zum Teil in formelhaften Verbindungen. Wenn Penelope klagt α 343 f. (ähnlich δ 815 f.):

τοῖν γὰρ κεφαλὴν ποθέω μεμνημένη αἰεὶ
ἀνδρός, τοῦ κλέος εὐρὺ καθ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος,

so denkt sie natürlich nicht an Thessalien, so wenig wie Helena δ 725 f.; sondern der Dichter hat ihnen diesen Ausdruck in den Mund gelegt, weil er selbst ihn als einen festgeprägten überkommen hatte. Geschaffen sein muß er in einer Zeit, wo Hellas und Argos zusammengenommen das Gebiet ausmachten, das alle Vorstellungen und Interessen der Sänger umfaßte und für sie wie für ihr Publikum die Welt bedeutete³⁸). Noch entschiedener vom Ursprung entfernt ist der Sinn der Worte in dem Anerbieten, das Menelaos dem Telemach macht (ο 80 f.):

εἰ δ' ἐθέλεις τραφῆναι ἀν' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος,
ὄφρα τοι αὐτὸς ἔπωμαι, ὑποζεύξω δέ τοι ἵππους.

Hier wissen sich die Herausgeber nicht anders zu helfen als daß sie sagen, Ἄργος sei der ganze Peloponnes, Ἑλλάς das griechische Festland. So

38) Leaf's Parallele »von Dan bis Bersaba« (HH. 194 f.) ist an sich ansprechend, ändert aber nichts an der Tatsache, daß in der griechischen Formel der Begriff der Grenze nicht ausgedrückt ist und zu μέσον Ἄργος auch sachlich nicht stimmt.

verstand es vielleicht der Dichter von ο; aber er verstand die übernommenen Worte anders, als der welcher sie geprägt hatte. Das erkannte Aristarch recht gut, und suchte hier wie an den anderen Stellen mit dem Obelos zu helfen. Unter den Gründen seiner Athetese von ο 78—85 ist einer: ἀτόπως καὶ τὸ »ἀν' Ἑλλάδα«· μόνην γὰρ τὴν ὑπὸ Ἀχιλλεῖ Ἑλλάδα καλεῖ Ὅμηρος. Was als homerischer Sprachgebrauch zu gelten habe, hatte Thukydides gelehrt (I 3): Homer sei Zeuge, daß die Griechen spät erst zum Bewußtsein ihrer nationalen Einheit und zur gemeinsamen Benennung Ἕλληνες gekommen seien; πολλῶ γὰρ ὕστερον ἔτι καὶ τῶν Τρωικῶν γενομένου οὐδαμοῦ τοὺς ζύμπαντας ὠνόμασεν οὐδ' ἄλλους ἢ τοὺς μετ' Ἀχιλλέως ἐκ τῆς Φθιώτιδος, ὅπερ καὶ πρῶτοι Ἕλληνες ἦσαν, Δαναοὺς δὲ ἐν τοῖς ἔπεσι καὶ Ἀργεῖους καὶ Ἀχαιοὺς ἀνακαλεῖ. War nun in jener Formel, zur Zeit als sie geschaffen wurde, Ἑλλάς die Spercheios-Landschaft, so muß Ἄργος ein benachbartes Gebiet gewesen sein. Als solches wird τὸ Πελασγικὸν Ἄργος freilich erst im Schiffskataloge genannt (B 681); aber dessen Verfasser hat die Benennung doch nicht erfunden. Strabon erklärt sie (V 2, 4; p. 221): τὸ Πελασγικὸν Ἄργος ἢ Θετταλία λέγεται, τὸ μεταξὺ τῶν ἐκβολῶν τοῦ Πηνειοῦ καὶ τῶν Θερμοπυλῶν ἕως τῆς ὀρεινῆς τῆς κατὰ Πίνδον, διὰ τὸ ἐπάρξαι τῶν τόπων τούτων τοὺς Πελασγούς. Und er kennt auch die Grundbedeutung des Wortes, die mehrfache Anwendung möglich machte: Ἄργος καὶ τὸ πεδίον λέγεται παρὰ τοῖς νεωτέροις, παρ' Ὀμήρῳ δ' οὐδ' ἅπαξ· μάλιστα δ' οἶονται Μακεδονικὸν καὶ Θετταλικὸν εἶναι (VIII 6, 9; p. 372). Derselbe ursprüngliche Sinn steckt denn also in dem Namen Ἄργος für die Inachos-Ebene; und so ist die Zweideutigkeit entstanden, die uns bei Homer zu schaffen macht.

Zur Formel verbunden wie Hellas und Argos sind auch Ἄργος und Ἀχαιῖς in dem Verse (Γ 75 = 258):

Ἄργος ἔς ἵπποβorton καὶ Ἀχαιίδα καλλιγύναικα.

Das Achäerland ist wieder das Gebiet des Achilleus (vgl. oben S. 273 f. 279); daß die Schönheit seiner Frauen anerkannt war, scheint er selbst I 395 ff. anzudeuten. Daneben ist Ἄργος wieder die Peneios-Ebene, wirksam hervorgehoben durch das Attribut ἵπποβorton. Keine Bezeichnung könnte natürlicher sein für ein Land, in dem die Sage von den Kentauren entstanden ist, das zu allen Zeiten in der Rossezucht wie durch die Tüchtigkeit seiner Reiterei anderen voranstand, auf dessen Münzen ein Pferd abgebildet war.

So dürfen wir annehmen, daß mit Ἄργος ἵπποβorton, auch wo es allein genannt wurde, eigentlich das thessalische gemeint war. Glatt fügt sich diese Bedeutung ein in die Rede des Odysseus in B, wo er an

das Versprechen erinnert, das die Achäer dem Atriden gegeben haben ἐνθάδ' ἔτι στείχοντες ἀπ' Ἄργεος ἱπποβότοιο (287). Fast noch frischer mutet der Ausdruck an in den Worten, die Achill an den verstorbenen Freund richtet: mein Herz hatte gehofft οἶον ἐμὲ φθείσεσθαι ἀπ' Ἄργεος ἱπποβότοιο (T 329). In anderen Fällen tritt die ursprüngliche Beziehung doch mehr und mehr zurück. Wenn der Dichter der Presbeia den Odysseus das drohende Schicksal ausmalen läßt: φθίσθαι ἐν Τροίῃ ἐκὰς Ἄργεος ἱπποβότοιο (I 246), so hat er gewiß nicht mehr an das thessalische gedacht, freilich auch kaum an ein bestimmtes anderes; Argos ist nun einfach »die Heimat«. Aber wenn wir aus dem Munde des Zeus hören, er habe den Herakles von weiter Irrfahrt zurückgeführt Ἄργος ἐς ἱππόβοτον (O 30), so verstehen wir das peloponnesische; und so hat es wohl auch der Dichter dieser Partie gemeint. Nicht anders der des Z, der von Sisyphos berichten läßt (152), er habe in Ephyra gewohnt μυχῶ Ἄργεος ἱπποβότοιο³⁹⁾. Vollends im Bereiche der Odyssee kann kein Zweifel sein, daß die Verschiebung fertig ist. Menelaos gedenkt der Waffengefährten, οἱ τότ' ὄλοντο Τροίῃ ἐν εὐρείῃ ἐκὰς Ἄργεος ἱπποβότοιο (δ 99). Es sind dieselben Worte, die in I Odysseus gebraucht; aber der Zusammenhang ist ein anderer geworden: die Formel, die der Verfasser der Presbeia ohne volles Bewußtsein ihres anfänglichen Sinnes einsetzte, hat für den Odyssee-Dichter neuen Sinn angenommen, sie wird jetzt auf die peloponnesische Heimat bezogen. Ebenso δ 562, wo Proteus verkündigt, dem Gemahl der Helena sei es nicht beschieden, Ἄργει ἐν ἱπποβότῳ θανέειν καὶ πότμον ἐπισπεῖν. Und in bestimmter Begrenzung Argolis muß gemeint sein, wo es von dem Frevler Ägisthos heißt: μυχῶ Ἄργεος ἱπποβότοιο πόλλ' Ἀγαμέμνονέην ἄλοχον θέλγεσκ' ἐπέεσσιν (γ 263 f.). Dasselbe gilt für die Erzählung von Melampus, der von Pylos nach Argos ausgewandert ist (Ἄργος ἐς ἱππόβοτον, ο 239), von wo sein Urenkel dann wieder nach Pylos flieht ἄνδρα κατακτὰς ἔμφυλον, während daheim seine Sippe verbreitet ist Ἄργος ἂν ἱππόβοτον (ο 274). Allerdings stammte das Geschlecht des Melampus sowohl wie das des Sisyphos, von dem in Z die Rede ist, aus Thessalien (Apollodor I 7, 3 und I 9, 11), so daß hier die Doppeldeutigkeit des Namens unmittelbar zu einer Übertragung Anlaß gegeben haben könnte; sie würde diesmal nicht in Identifizierung zweier

39) Daß unter Ephyra nicht Korinth sondern eine Burg im innersten Winkel des Inachos-Tales zu verstehen sei, hat Bethe (Theban. Heldenl. 182) wahrscheinlich gemacht. Sollte Robert (GrH. I 174) mit seinem Widerspruch dagegen recht haben und doch Korinth gemeint sein, so wäre das Beispiel zu der kleinen Zahl derer hinzugekommen, in denen Ἄργος (ohne Beiwort) den ganzen Peloponnes bedeutet. Die Formel wäre dann in noch höherem Grade καταχρηστικῶς gesetzt.

Örtlichkeiten, sondern in der Annahme von Auswanderungen ihren Ausdruck gefunden haben.

Darin hat Strabon sicher recht: das Beiwort ἰππόβοτον gebraucht der Dichter κοινῶς (VIII 6, 5; p. 370). Die Frage ist nur, ob solches Verhältnis von vornherein bestand oder ob da eine Entwicklung stattgefunden hat. Außer Argos und dem thessalischen Trike (Δ 202) heißt ἰππόβοτος noch Elis (φ 374), dessen breite Küstenebene zur Rossezucht und zum Rossetummeln vorzugsweise geeignet war; davon zeugt das Gestüt, das ein Ithakesier dort hatte (δ 635 f.), davon die Sage von Önomaos, davon die Einrichtung der olympischen Spiele. Auch als Heimat der Kentauren galt ein eleisches Gebirge neben dem thessalischen (u. a. Apollodor II 91). Das Epitheton verliert also durch diese (einmalige) Anwendung bei Homer nichts von seiner charakterisierenden Kraft. Soll man nun annehmen, daß es gleich ursprünglich und selbständig zwei verschiedenen Landschaften angehört habe, die nur zufällig denselben Namen hatten? Oder soll man die Gemeinsamkeit des Beiwortes aus der Gleichheit des Eigennamens herleiten, die ohnehin — in den beiden zuerst besprochenen Formeln mit Ἑλλάς und Ἀχαιίς — zu mißverständlicher Ausdehnung des Sprachgebrauches geführt hat? Die Entscheidung kann nicht zweifelhaft sein. Und damit ist denn schon die Vorfrage beantwortet, die wir eigentlich hätten stellen müssen: bei welchem der beiden Argos das Beiwort auf natürlichere Art habe entstehen können, in welcher Richtung also der Gebrauch sich verschoben und erweitert habe. Daß es auch in Argolis Pferdezucht gab und gibt, — Leaf hat vom Bahnzug aus Stuten und Füllen auf der Weide gesehen (HH. 194) —, vermag unserer Alternative keinen Abbruch zu tun. Dadurch mag die Übertragung des Epithetons begünstigt worden sein. Aber in dem wirtschaftlichen und kriegerischen Leben des peloponnesischen Argos und der umgebenden Landschaft hat niemals das Pferd eine ähnliche Rolle gespielt wie in Thessalien.

Fassen wir nun zunächst die Stellen ins Auge, wo Argos ohne näher bezeichnenden Zusatz genannt wird. Indem Hektor sich ausmalt, wie einst seine Gattin ἐν Ἄργει ἐοῦσα (Z 456) als Gefangene wird Wasser tragen müssen, nennt er die Quellen, aus denen sie schöpfen könnte: Μεσσηίδος ἢ Ὑπερείης. Das waren, wie wir gesehen haben (S. 261 Anm. 11), wirkliche Quellen in der Nähe von Pharsalos; also ist anzunehmen, daß der Dichter, der den Helden so sprechen läßt, bei Ἄργος an die thessalische Ebene gedacht hat, aus der die gekommen sind, die Troja erobern wollen. Das gleiche könnte w 37 zutreffen, wo Agamemnon zu Achill spricht: δὲ θάνατος ἐν Τροίῃ ἐκὰς Ἄργεος; doch bei einem so späten Dichter ist es gar zu wenig wahrscheinlich, daß er noch eine Erinnerung,

und sei es auch nur ein Gefühl, für die thessalische Herkunft der Wortfolge ἐν Τροίῃ ἐκὰς Ἄργεος bewahrt haben sollte. Längst hatte sich ja für Ἄργος so gut wie für Ἄργος ἱππόβοτον der Sinn herausgebildet: »Heimat der Trojakämpfer«. So steht es in dem Verse νωνύμους ἀπολέσθαι ἀπ' Ἄργεος ἐνθάδ' Ἀχαιοῦς (M 70. N 227. Ξ 70), so in dem Gedanken, nur Feiglinge könnten wünschen πρὶν Ἄργοςδ' ἰέναι, bevor klar entschieden sei, ob Zeus sein Versprechen halten werde oder nicht (B 348). Auch das Anerbieten des Hermes an Priamos dürfen wir hier einordnen (Ω 437): σοὶ δ' ἂν ἐγὼ πομπὸς καὶ κε κλυτὸν Ἄργος ἰκοίμην. War der Zusammenhang von der Art, daß der Gedanke an die Heimat gerade von Agamemnon ausgesprochen wurde oder ihn betraf, so war es natürlich, daß Dichter und Zuhörer an Argos im Peloponnes dachten: ἡμετέρῳ ἐνὶ οἴκῳ ἐν Ἀργεῖ (A 30), δυσκλέα Ἄργος ἰκέσθαι (B 115. I 22), Ἄργεος ἕξ ἀγαθόντες (eine Tochter des Königs zur Ehe mit Othryoneus, N 379). — Auch die ältesten Teile des Epos, wie wir es lesen, sind schon in Kleinasien gedichtet und von Ioniern (s. S. 170 f.), von Nachkommen jener Ansiedler, die aus Attika und dem Peloponnes hinübergewandert waren, sich im mittleren Teile der Küste festgesetzt und von da ausgebreitet hatten, nordwärts auf Kosten des älteren äolischen Besitzstandes vordringend⁴⁰). Für sie alle war Argos am Inachos, von dem ja auch die thebanische Sage schon erzählte, ein deutlicher Begriff, für manche unter ihnen sogar eine Anschauung. Trotzdem kommt (Ἄργος als Stadt außer im Schiffskatalog (B 559) und in der Odyssee ὄφ 108) nur einmal vor, Δ 52 in der schon gewürdigten Verzichtleistung der Schutzgöttin Here (S. 275). Nicht zahlreicher sind die Belegstellen für bloßes Ἄργος (etymologisch ja »das Gefilde«) als Bezeichnung der peloponnesischen Landschaft: hier siedelte Tydeus sich an (Ξ 119), hier will Diomedes künftig des fernenlykischen Gastfreundes gedenken (Z 224), hier landet er heimkehrend (γ 180). Und doch erscheint dieser Gebrauch etwas lebendiger; ihm ist ja ein Teil der vorher besprochenen Beispiele von Ἄργος ἱππόβοτον zuzurechnen. Und von dieser bodenständigen Bedeutung aus ist es zu der Erweiterung gekommen, daß der Name Ἄργος den ganzen Peloponnes umfassen konnte. So, wenn nicht in noch ausgedehnterem Sinne, verstand ihn Thukydides I 9 in der σκήπτρου παράδοσις (B 108): πολλῇσιν νήσοισι καὶ Ἀργεῖ παντὶ ἀνάσσειν. Ähnliches, wenn auch weniger bestimmt, schwebte dem Odyssee-

40) Oben S. 174. 176; über Kretschmers Theorie S. 177 f. Daß unter den ionischen Auswanderern auch solche aus dem Peloponnes gewesen seien, nehmen in Übereinstimmung mit der Überlieferung, außer Kretschmer an: Busolt (GrG. I² S. 286), Ed. Meyer (GA. II § 128), Wilamowitz (zuletzt IH. 288); anders Beloch (GrG. I² 1, S. 127 f.; 2, S. 100 f.), der außer Attika nur Euböa als Ursprungsland der ionischen Kolonisation gelten läßt. (Über Ἡρῇ Ἀργεῖν vgl. Ende von Kap. 5 die Anmerkung zu Hephästos.)

Dichter vor, wo er Menelaos sagen läßt (δ 174), es sei seine Absicht gewesen, nach der Heimkehr den Odysseus in Argos anzusiedeln (καί κέ οἱ Ἄργεϊ νάσσα πόλιν). Auch wird niemand gehindert werden können, bei den Worten des Paris: κτήματα δ' ὅσσ' ἀγόμην ἐξ Ἄργεος ἡμέτερον δῶ, an den Peloponnes zu denken.

Rückblickend erkennen wir in beiden Gruppen, für schlichtes Ἄργος wie für Ἄργος ἱππόβοτον, dieselbe Entwicklung, in die wir nun versuchen wollen die noch übrigen Beispiele einzugliedern. Ἄργος Ἀχαικόν als Heimat des Eurystheus T 115 ist natürlich Argolis; und dasselbe meint wohl der Dichter des γ in Telemachs Frage, wo denn, als Agamemnon ermordet wurde, Menelaos gewesen sei (γ 251): ἦ οὐκ Ἄργεος ἦεν Ἀχαικοῦ; Ebenso zu verstehen sind die Worte aus Agamemnons Munde: εἰ δέ κεν Ἄργος ἰκοίμεθ' Ἀχαικόν, οὔθαρ ἀρούρης (I 141 = 283). Und doch möchte ich glauben, daß dieser Ausdruck einst für das thessalische Argos geprägt worden war, obwohl sich das nicht streng beweisen läßt. Unfruchtbar wäre ein Streit über Nestors Gebet (O 372): Ζεῦ πάτερ, εἴ ποτέ τις τοι ἐν Ἄργεϊ περ πολυπύρῳ κτέ. Dagegen hat Agamemnon bei seiner Befürchtung, für den Fall daß Menelaos stürbe (Δ 171): καί κεν ἐλέγχιστος πολυδίψιον Ἄργος ἰκοίμην — also von Natur kein οὔθαρ ἀρούρης —, sicher die Inachos-Landschaft im Auge. So hat ihn auch Euripides verstanden, der den Admet sagen läßt (Alk. 560): ὅταν ποτ' Ἄργους διψίαν ἔλθω χθόνα. Und dies scheint das einzige der homerischen Epitheta zu sein, das für diese Verbindung, nicht für das thessalische Argos, gebildet worden ist, wenn auch schon im Altertum die Erklärer Mühe gehabt haben es zu rechtfertigen (Strabon VIII 6, 7; p. 370). Noch dunkler ist vereinzelt Ἰασον Ἄργος in der Odyssee, wo Eurymachos zur Königin sagt (σ 246 f.):

εἰ πάντες σε ἴδοιεν ἄν' Ἰασον Ἄργος Ἀχαιοί,
πλέονές κε μνηστήρες ἐν ὑμετέροισι δόμοισιν
ἦῶθεν δαινυίαι(ο).

Nur so viel scheint klar, daß auch hier ein altertümlicher Ausdruck in eine ihm fremde Umgebung gebracht ist. Keine der Landschaften, die bei Homer den Namen Ἄργος tragen, ist so gelegen, daß sie eine natürliche Erweiterung des Gesichtskreises für einen Ithakesier darstellen könnte. —

Wilamowitz hat beobachtet, daß »Argos der Hauptort ist in den Geschichten, die wesentlich Helden einführen, deren Zuwanderung aus dem Norden anerkannt ist⁴¹⁾«. Vielleicht bietet sich hier die Erklärung

41) An der oben (S. 283 Anm. 36) angeführten Stelle. Unter den Beispielen nennt er als wahrscheinlich die Danaer.

der Tatsache. Der Doppelsinn des Namens verlockte dazu, Gestalten der nordgriechischen Sage so anzusehen, als ob sie im Peloponnes zu Hause wären. Weil aber die Erinnerung an ihre eigentliche Heimat nicht sogleich völlig erlosch, so ergab sich ein Widerspruch, den auszugleichen dann eine Wanderung erdichtet wurde. Etwas anders vollzog sich die Verschiebung bei dem Volksnamen, der von Ἄργος gebildet war. Im äolischen Heldengesang, der die Eroberer aus Thessalien und Böotien nach Kleinasien begleitet hatte, war Ἀργεῖοι nicht mißzuverstehen. So blieb es bis zu dem Wandel, der dieses geistige Erbe in den Besitz und die Pflege von Ioniern übergehen ließ. Deren Vorfahren hatten in Attika, um Troizen und Epidauros, in der Kynuria, auch an der Südküste des Korinthischen Meerbusens ihre Heimat gehabt. Als sie nun Lieder kennen lernten, in denen Ruhmestaten der Argeer verherrlicht wurden, da machte es sich von selbst, daß sie dabei an Bewohner der Landschaft dachten, die einen Platz in ihren eignen Erinnerungen hatte, aus der ja wirklich kampfesfrohe Männer mit übers Meer gekommen waren. Und indem ionische Dichter die übernommene Kunst übten und nach neuen Gedanken weiterbildeten, konnte es nicht ausbleiben, daß jenes Mißverständnis auch produktiv sich äußerte. Das thessalische Argos schwand allmählich aus dem Gesichtskreise. Der Name samt seinen Beiwörtern und mit den formelhaften Wendungen, in denen er geläufig war, wurde auf das peloponnesische übertragen, so daß er nun zweierlei bedeuten konnte. Vollends bei den »Argeern« dachte zuletzt niemand mehr an die Nachbarn der Achäer in Thessalien: die Bewohner von Argolis mußten es gewesen sein, die zusammen mit jenen gegen Ilios zogen. Für die poetische Gestaltung solches gemeinsamen Kriegszuges war der der Sieben gegen Theben das berühmte Vorbild (oben S. 270). Dessen Wirkung tritt uns auch darin entgegen, daß dem Bündnis der Stämme und Fürsten ein Oberhaupt gegeben worden ist, in entsprechender Stellung wie dort Adrastos⁴²⁾. Ein Peloponnesier sollte es nun doch sein; so wurde es Agamemnon, sei es daß er ein sagenhafter König von Sparta war oder ein ehemaliger Gott oder beides. Wenn er denn aber in Argolis herrschte, so war Mykene sein Herrnsitz. Daß diese Vorstellung im Epos wesentlich anders dasteht als die vom Olymp als Göttersitz oder von Achills Heimat am Spercheios, daß sie nicht zum ererbten Besitz gehört sondern nachträglich sich angefundenes hat, haben wir gesehen, haben auch erkannt, daß die geschichtliche Konstruktion eines umfassenden Reiches, das in der mykenischen Periode bestanden habe, unhaltbar ist (S. 274 ff.). Indem wir beides zusammenfassen,

42) So Müller IQ. 61. Seine Theorie fügt sich in eine Gesamtanschauung ein, die auch von anderen Seiten her gewonnen wird.

verstehen wir, wie die Hypothese hat entstehen können und warum sie fehlgehen mußte: weil der Tatbestand, den sie erklären sollte, — Agamemnons Oberbefehl vor Ilios und seine Residenz in Mykene — gar kein Tatbestand ist, sondern eine relativ späte, in ihrer Herkunft noch erkennbare poetische Fiktion.

Freie dichterische Schöpfung war es auch, daß Achill und Agamemnon zusammengebracht wurden. Der Streit ist erfunden (S. 265) nach einem, wie wir noch sehen werden, beliebten Motiv, in unmittelbarer Anlehnung an die Meleagros-Sage: insofern kann man sagen, ihre Verbindung sei »sekundär«. Denn ehe sie vollzogen wurde, hatte jeder von ihnen sein eignes Leben gehabt: Agamemnon in peloponnesischen Sagen, Achill zuerst in thessalischen, dann in der troischen, d. h. in derjenigen poetischen Tradition, die an die Kämpfe der Äoler um die Nordwestecke Kleinasiens anknüpfte. Aber ihre Verbindung war nicht sekundär innerhalb der Ilias; denn eine Dichtung, für die man diesen Namen anwenden könnte, gab es erst, seit der Plan der μῆνις da war, sie darauf zu bauen.

Wie es aussieht, wenn ein Held in den bestehenden Kreis dieser Dichtung eingeführt wird, dafür scheint Nestor ein Beispiel zu bieten. Der Verfasser des A läßt nicht nur Agamemnon und Achill ohne weiteres auftreten; er setzt auch voraus, daß die Zuhörer wissen, wer der Menötiade ist (307), wer Achills Mutter, die erst 413, und nicht als wäre das etwas Neues, genannt wird. Dagegen wird Nestor 247 ff. umständlich vorgestellt. Schon aus diesem Unterschiede, meint Bethe (Hom. I 367), lasse sich erkennen, »daß er nicht zum alten Bestande gehört«. Das ist heute mit Recht die geltende Ansicht und war bereits die Nieses (EHP. 116 f.): als Urahn der königlichen Familien Ioniens hätten die Sänger den Nestor in die Dichtung eingefügt und mit so vielen trefflichen Eigenschaften ausgestattet. Zuletzt hat Adolf Lörcher unternommen, die »pylischen Bestandteile« der Ilias unter dem Namen einer »Nestoris« zusammenzufassen, was nun doch nicht gelingen konnte⁴³). Man müßte denn, wozu er selbst allerdings (S. 90) geneigt scheint, diese Bezeichnung in anderem Sinne nehmen, als der Wortbildung und dem Sprachgebrauch entspräche. Eine Folge von Ereignissen und Situationen, die den Gang einer zusammenhängenden Handlung und so den Stoff eines Epos ergäbe, läßt sich aus den Nestorszenen der Ilias nicht herstellen; sie setzen den Gang der Haupthandlung voraus, um sich ihm einzugliedern. Dabei wird man anerkennen müssen, daß in poetisch umgebildeter Sage

43) Lörcher: Wie, wo, wann ist die Ilias entstanden? (1920) S. 58 ff. Eine Rezension dieser frischen und selbständigen Studie war für die WkPh. geschrieben, kann nun aber nicht mehr erscheinen.

Agamemnon und Achill schon verbunden waren, als Nestor hinzutrat; ob man aber sagen dürfe, er sei »in die Ilias« nachträglich aufgenommen, bleibt die Frage — die ich, in Übereinstimmung mit Robert (StI. 361 ff.) und Wilamowitz (IH. 251), verneinen möchte.

Wichtiger ist eine andre Frage, die wir früher schon gestreift haben (S. 194). Woher nahmen die Dichter den Stoff zu diesen Szenen, vor allem den Inhalt der Erzählungen, die sie dem Alten in den Mund legten? Ganz aus freier Erfindung — das würde, heute jedenfalls, auch Niese nicht behaupten. Robert hat gewiß recht (GrH. I 191 ff.), daß die Ereignisse, von denen Nestor erzählt, Kriege mit den Arkadern (H 133 ff.), mit den Eleern oder Epeern (Λ 670—761), die Spiele am Grabe des Epeer-Fürsten Amarnkeus, auf einheimischen Sagen der Pylier beruhen müssen und daß an diesen Sagen historische Erinnerung Anteil zu haben scheint. Aber wie kommt das alles in die Ilias? Ist es herangewachsen wie die Beteiligung der Athener, die Kämpfe zwischen Tlepolemos und Sarpedon, Idomeneus und Phästos (oben S. 242), nachdem die in Ionien ausgebildete epische Dichtung begonnen hatte sich übers Meer zu den Inseln und wieder ins Mutterland zu verbreiten? Oder gehören diese Stücke zu denjenigen peloponnesischen Elementen, die von den Trägern der ionischen Kolonisation mit nach Kleinasien gebracht wurden? Sie würden dann, zusammen mit dem Andenken der vergangenen Herrlichkeit von Argos und Mykene (S. 290), in den epischen Gedankenkreis zu einer Zeit eingetreten sein, wo dieser, im Übergang von äolischer in ionische Pflege, dabei war sich neu zu konstituieren. Das erste ist die Ansicht von Lörcher (Www. 76—90), und würde verdienen im Zusammenhang seiner ganzen Theorie gewürdigt zu werden. Mir scheint zwischen dem Grade, in dem Athener und Lykier, und dem, bis zu welchem Nestor und die Seinen in das Epos verarbeitet und verwebt sind, der Unterschied so stark zu sein, daß er zum Artunterschiede geworden ist, jedenfalls uns nötigt einen weiten zeitlichen Zwischenraum anzunehmen.

Aber auch bestimmte Gründe sprechen dafür, die Aufnahme Nestors in den Anfang der ionischen Periode zu setzen, da die thessalischen Traditionen noch frisch waren, so daß der Gedanke nahe lag, neu hinzukommende Sagenstoffe mit ihnen zu verknüpfen. So wurde eine Teilnahme Nestors am Kentaurenkampf erfunden, zu der Peirithoos und seine Genossen selber ihn gerufen hätten — *τηλόθεν ἐξ ἀπίης γαίης* (A 270). So wurde ihm Neleus zum Vater gegeben, ein Sohn des Flußgottes Enipeus und durch seine Mutter ein Enkel des Salmoneus (Λ 235 ff.), ein Bruder des Pelias der in Iolkos herrscht, von wo er ihn selbst erst vertrieben hat (Diodor IV 68). Nestors Patronymikon *Νηληϊός* ist nach

thessalischer Weise gebildet, Νηλεύς ein äolischer Name⁴⁴), dessen ionische Form Νείλεως lautet (z. B. Herodot IX 97; Νε[ιλ]εύς, Marm. Par. 42). Daß die Verbindung Nestors mit Neleus keine ursprüngliche und daß erst durch sie Neleus zum Herrscher des peloponnesischen Pylos geworden ist, hat Robert erkannt (StI. [1901] S. 447 ff.). Auf seine Vermutung über die Art, wie sich der Anschluß vollzogen hat, und welchen Anteil an den Verschiebungen Athen gehabt habe⁴⁵), kann ich hier nicht eingehen; für die Chronologie ist wichtig, daß wir uns klar machen: Nestor kann zum Sohne des Neleus erst zu einer Zeit geworden sein, da dessen Geltung als Gründer von Milet und Ahnherr ionischer Fürstenfamilien bereits feststand. Nieses Ausdruck: »daß in den Städten Ioniens sich das königliche Geschlecht von Nestor ableitete«, war ja ungenau; nicht auf Nestor führte solche Genealogie zurück, sondern, ebenso wie bei den Kodriden, auf Neleus (Hdt. V 65. IX 97; vgl. Pausan. II 18, 8). Wäre zur Zeit, als sie konstruiert wurde, Νέστωρ Νηληιάδης vom Epos her schon berühmt gewesen, so würde man ihn mit einbezogen haben; an Söhnen fehlte es ihm doch nicht. Daraus, daß man ihn beiseite ließ, folgt doch wohl: zunächst ist der Stammbaum der ionischen Fürsten, später erst Nestor an Neleus angeknüpft worden⁴⁶). Immerhin muß auch dies noch so früh geschehen sein, daß die neu geschaffene Verbindung in dem nach äolischer Weise gebildeten Adjektiv Νηληϊός ihren Ausdruck fand; wozu es gut stimmt, daß, wie wir gesehen haben, der Wunsch empfunden wurde, dem in den troischen Sagenkreis Aufgenommenen einen Anteil an thessalischen Erinnerungen zu verschaffen. Wenn die alten Grammatiker recht haben, so würde zu den äolischen Bestandteilen in der Ausstattung Nestors auch das Epitheton ἱππότα gehören, und wenn Eduard Meyer recht hat, so gölte von Γερήνιος dasselbe⁴⁷). Beides

44) Vgl. Usener Rhein. Mus. 53 (1898) S. 353: »Νηλεύς ist die aus den alten »äolischen Heldenliedern übernommene Namensform des ionischen Νείλεως oder »Νείλεως gewesen, d. h. eine Personifikation des Götterstromes«. Ganz anders Beloch GrG. I 2 (1913) S. 103: »Neleus, der »Erbarmungslose«, ist kein anderer als der Todesgott »Hades, das Pylos, in dem er herrscht, das Hadestor, der Kampf des Herakles gegen Neleus »(A 690 ff.) identisch mit seinem Kampf gegen Hades ἐν Πύλῳ ἐν νεκύεσσι (E 397). Dies »Pylos ist dann später, als Neleus vom Gott zum Heros herabgesunken war, im Westen »des Peloponnes lokalisiert worden, wo bei dem triphyllischen Pylos eine alte Kultstätte »des Hades bestand (Strab. VIII 344)«. Ebenso Malten Jahrb. arch. Inst. 29 (1914) S. 188.

45) In diesem Punkte stimmt Beloch a. O. mit Robert überein. 46) Das Verhältnis scheint mir verkannt zu sein von Beloch (GrG. 2 I 1 S. 186): »Nestor, der Sohn des Neleus, ist aus der Genealogie der ionischen Königshäuser, die von Neleus abstammen wollten, in die Sage vom troischen Kriege gekommen, deren älterer Gestalt er noch fremd war«.

47) Die Angaben der Grammatiker über Herkunft der Nominativformen vom Typus αἰχμητά, ἱππότα, κυανοχαῖτα s. bei Meister, Griech. Dial. I S. 160, und O. Hoffmann, Griech. Dial. II S. 537. — Ed. Meyer, GA. II § 157 Anm., meint, daß Γερήνιος »vielleicht mit dem Ort Γέρον auf Lesbos zusammenhänge«.

aber erscheint mir nicht so einwandfrei, daß es zu sicherem Zeugnis mit verwertet werden dürfte.

Dagegen ist der peloponnesische Wohnsitz Nestors außer Zweifel gestellt, und in diesem Falle scheint Dörpfelds Entdeckung weniger zähem Widerstand zu begegnen als in bezug auf Ithaka, obwohl sie sich in derselben Richtung bewegt⁴⁸⁾. Auch hier erschütterte sie den überlieferten Glauben, daß der Dichter von geographischen Verhältnissen ganz phantastische Vorstellungen gehabt habe, und gab, zunächst versuchsweise, Voraussetzungen, von denen aus die Angaben des Epos in überraschender Übereinstimmung erschienen mit der sichtbaren und greifbaren Wirklichkeit von Wasser und Land. Zugleich wurde dadurch ein peinlicher Widerspruch zwischen verschiedenen Teilen der poetischen Darstellung beseitigt. Durchaus sachgemäß, ja mit Genauigkeit beschreibt die Odyssee den Weg, den Nestor, Diomedes und Menelaos von Ilios her über das Meer zurückgelegt haben (γ 174 ff. 276 ff.), ebenso Telemachs Fahrt von der Westküste des Peloponnes nach Hause (ο 297 ff.); den Taygetos schien sie zu ignorieren. Aber diese Schwierigkeit verschwand, sobald angenommen wurde, daß mit »Pylos« nicht das messenische, sondern die gleichnamige Stadt in Triphylien, südlich von der Alpheiosmündung, gemeint sei, von der man recht wohl in zweitägiger Wagenfahrt, das Alpheios-Tal hinauf und über die niedrige Wasserscheide ins Eurotas-Tal hinunter, nach Sparta gelangen konnte. Daß dieses Pylos das homerische sei, war Strabons Ansicht (VIII 3, 26—29; p. 350—353); in neuester Zeit hatte Victor Bérard sie lebhaft vertreten. Dörpfeld aber hat im Sommer 1907 an der bezeichneten Stelle, bei Kakovatos, Burg und Königsgräber wirklich gefunden⁴⁹⁾. Von hier aus gewinnt auch Nestors Bericht über seinen Jugendfeldzug gegen die Epeer (Λ 670 ff.) ein ganz andres Ansehen. Wilamowitz schreibt noch 1916 (IH. 208): »Es liegt für jeden, der seine Augen und Ohren aufmacht, auf der Hand, daß der Dichter von den Entfernungen und der genauen Lage der Orte, welche er nennen kann, keine Vorstellung hat«. Und er klagt mit einer gewissen Resignation über die Verwegenheit derer, die behaupten, »daß Homer Pylos an die Kuppelgräber von Kakovatos verlegte« (ein unbewußt irreführender Ausdruck), wie über die Leichtgläubigkeit »der

48) Nicht nur Leaf (HH. 154 f.) stimmt bei, der das ja schon für Leukas-Ithaka getan hat, sondern auch Robert schreibt — ohne freilich Dörpfeld zu erwähnen —, die Beschreibung von Pylos, auf einem Hügel gelegen und sandig, passe nur auf das Pylos in Triphylien (GrH. I 190 f.). 49) Bérard, *Topologie et Toponymie antiques* (Rev. arch. 1900 III 36 p. 345—391), und wieder in seinem großen Werke *Les Phéniciens et l'Odyssee* I (1902) p. 83—105. — Dörpfeld, »Vierter Brief über Leukas-Ithaka: Die Ergebnisse der Ausgrabungen von 1907«, S. 25 f. Dazu dann: »Alt-Pylos«, Athen. Mitteilungen 38 (1913) S. 97—139.

»Menge, die weder den Homer noch den Strabon mit der gebührenden »Aufmerksamkeit nachlesen kann oder mag«. Inzwischen hat Felix Bölte in einem Aufsatz, der leider noch nicht öffentlich erschienen, von dem aber Gebrauch zu machen mir gestattet ist, unter der Überschrift ΠΥΛΟΣ ΝΗΑΗΙΟΣ, es unternommen die Erzählung unter der Voraussetzung zu begreifen, daß Pylos bei Kakovatos lag (etwa 20 km südlich von Olympia). Das ist ihm vollkommen gelungen: das Ziel des Zuges, die Stadt Thryoëssa (Λ 711) wird — nördlich vom Alpheios — festgelegt; Versammlung, Aufbruch, Nachtlager, Sieg und Verfolgung werden in zusammenhängendem Verlaufe deutlich; die bei Homer angegebenen Stationen ordnen sich zeitlich und räumlich aufs natürlichste ein. Mit Hilfe der Karte Triphyliens von Konrad Graefinghoff (1 : 150 000) kann jeder die Beweisführung nachprüfen, durch deren Erfolg nun wieder die Voraussetzung bestätigt wird: das homerische Pylos lag an der triphy-lischen Küste.

Zum Schluß seiner Abhandlung, die hoffentlich bald allgemein zugänglich sein wird, formuliert Bölte zwei Fragen, die sich aus dem gewonnenen Resultat ergeben: »Unsere Erzählung spiegelt das wirkliche »Leben einer Zeit, als Pylos, Arene und die anderen Orte noch bestanden. »Wann und wo ist sie entstanden?« Und: »Wie war diese Erzählung »geformt, daß sie eine solche Fülle lebendiger Einzelzüge so treu be- »wahren konnte, und wie ist sie schließlich in unsere Ilias gelangt?« — In bezug auf den letzten Punkt haben wir vorher angedeutet, in welcher Richtung wir glauben daß die Antwort gesucht werden muß. Im ganzen wiederholt sich hier das Problem, in das Dörpfelds Leukas-Theorie ausmündete. In der Übereinstimmung beider Fälle liegt doch vielleicht eine Ermutigung für manchen unter den vielen, die sich scheuen, eine überraschende Beobachtung gelten zu lassen, so lange sie noch nicht vollständig erklärt ist, und zugleich ein Fingerzeig für die anderen, die eben hierin den Antrieb zu weiterem Forschen freudig empfinden.

VIERTES KAPITEL

KULTURSTUFEN

An den Geschehnissen, die in Ilias und Odyssee erzählt sind, haben historische Erinnerungen und geographische Anschauung erheblichen Anteil. Diese Erkenntnis wäre niemals gewonnen worden, wenn nicht zunächst in kulturgeschichtlicher Beziehung die Angaben des Epos eine früher für unmöglich gehaltene Bestätigung gefunden hätten durch die Ausgrabungen, die Schliemann seit 1870 in Troja, später in Mykene, Orchomenos, Tiryns vornahm. Je genauer das Leben der mykenischen Zeit, wie man sie nach dem Hauptfundorte der Überreste zunächst benannte, in Gerät und Waffen, Metall und Töpferware, Kleidung und Schmuck, Handwerk und Kunstübung erkannt wurde, je mehr sich die Einzelheiten zu einem deutlichen Bilde uralter Kultur zusammenschlossen, desto greifbarer meinte man die Übereinstimmung hervortreten zu sehen: das war die Welt — eine Welt der Wirklichkeit —, in der die homerischen Menschen gelebt haben.

Über die Bedeutung des θριγκὸς κυάνοιο (η 87) im Hause des Alkinoos war viel gestritten worden, bis Helbig (HED.² 105) überzeugend nachwies, daß dies eine Verzierung aus blauem Glasfluß oder Smalt gewesen ist, durch den die Farbe des kostbaren Lasursteines nachgeahmt wurde; und was ihm zu dieser Deutung verholfen hat, waren die Plättchen aus grünlichem oder bläulichem Smalt, die in Mykene in den Schachtgräbern und anderwärts gefunden sind und durch ihre Gestalt erkennen lassen, daß sie zu einem friesartigen Schmuck, etwa an hölzernen Sarkophagen oder Kasten, gedient haben. In den Waffen und Werkzeugen der vorhistorischen Zeit ist Bronze das herrschende Metall; und dieselbe Stellung nimmt sie bei Homer ein. Ausdrücke wie χαλκεὸν ἔγχος oder ἀκαχμένον ὄξεί χαλκῷ mögen zuerst dadurch entstanden sein, daß man die eherne Waffe als Fortschritt gegen die steinerne ansah und rühmen wollte (vgl. S. 235); aber das ist auch die einzige Spur, in der sich bei Homer eine Nachwirkung der Steinzeit äußert. Sicher ist es kein Zufall, daß der Schmied χαλκεύς genannt wird, auch wenn er Gold und Silber bearbeitet. Zu sehen übrigens, wie Bedeutendes gerade hierin die Mykenäer geleistet

hatten, war eine der größten Überraschungen. Selbst der Schild des Achill, obwohl ein Werk der Phantasie, bekam nun doch eine Anknüpfung an die Wirklichkeit: sowohl die Gegenstände, die der Gott dargestellt, wie die Technik, deren er sich bedient haben sollte, entsprachen dem, was wir in einer leider nur so kleinen Probe wieder vor Augen sehen, dem bekannten Bruchstück einer silbernen Schale mit dem Bilde der Verteidigung einer Stadt. Auch die Bewaffnung, die Homer in vielen, und gerade in den anschaulichsten Kampfschilderungen teils beschreibt teils voraussetzt, war im wesentlichen dieselbe, die wir auf Denkmälern der mykenischen Periode finden. Die Darstellungen des Schildes auf der Dolchklinge mit Löwenjagd, auf Ringen und geschnittenen Steinen, und die Stellen an denen Homer von seiner Handhabung spricht, erläutern sich gegenseitig, wie dies zuerst von Helbig (HED. ² 315 ff.), dann genauer von Kluge und Reichel nachgewiesen worden ist.

Aber sind denn Ilias und Odyssee in mykenischer Zeit entstanden? Ihre Verfasser lebten doch Jahrhunderte später und waren Ionier. Sollen wir annehmen, daß sie ein anderes Leben schilderten, als das welches sie selbst kannten? Diese Schwierigkeit hat zuerst Wilamowitz hervor-gehoben (HU. 291 ff.). Indem er das Alter der Schrift bei den Griechen untersuchte, und nachwies daß sie zur Zeit als die Ilias entstand dem ionischen Adel notwendig bekannt gewesen sein müsse, drängte sich ihm das Bedenken auf, wie es denn komme, daß Homer davon nichts erwähne; und er fand »keine andere Lösung als die von Aristarch so »oft« angewendete: daß der Dichter mit Absicht die Sitten der Heroen »von denen seiner Zeit unterscheidet«. Gegen diese Auffassung hat alsbald Studniczka Widerspruch erhoben ²⁾, der zu wenig beachtet worden ist; z. B. nicht von Eduard Meyer, der — im besonderen mit bezug auf die von Homer vorausgesetzten Völkerverhältnisse — dieselbe Ansicht vertrat (GA. II [1893] § 45, 47). Und vielen gilt es heute noch als eine Tatsache, bei der man sich zu beruhigen habe, daß das griechische Epos »von altersher nicht die gesunde Naivetät besessen habe, die Gestalten der Vorwelt schlankweg einzukleiden in das Kostüm der eignen Zeit« ³⁾. Wir müssen die Frage in ihrer allgemeinen Bedeutung gründlich prüfen.

Sollte wirklich auf einer so frühen Stufe der Poesie das Bewußtsein

1) Die Stellen sind gesammelt von Adolph Roemer KrE. (1904) S. 586 ff. (dazu jetzt Ath., besonders S. 324—331); er hat es wahrscheinlich gemacht, daß Aristarchs Bemerkungen über die Sorgfalt, mit der Homer Anachronismen vermeide, durch Vergleichung des epischen Gebrauches mit dem der Tragiker angeregt worden seien. 2) Beiträge zur Geschichte der altgriechischen Tracht (Abhandlungen des archäol.-epigraph. Seminars in Wien VI, 1886) S. 40. 3) So Immisch, Die innere Entwicklung des griech. Epos (1904) S. 11.

von dem eigenen Tun und die Fähigkeit des Abstrahierens schon so kräftig gewesen sein, daß eine absichtliche Scheidung der Zustände, die man beschrieb, und derer, in denen man selbst lebte, möglich war? Uns Modernen ist diese Kunst, die dem Dichter des Heliand so gut wie den Malern der Renaissance fremd war, allerdings geläufig; sie ist bis zur Künstelei ausgebildet, und diese bereits wieder vielen zur Natur geworden. Aber der Gedanke, daß die Dichter der Ilias eine ähnliche Selbstverleugnung geübt hätten, widerspricht jeder geschichtlichen Analogie. Man erinnere sich nur der Harmlosigkeit, mit der ein im übrigen so überlegt schaffender Dichter wie Shakespeare die Griechen und Römer in seinen Tragödien darstellt. Daß er sie auf den Schlag der Uhr hören und wo es ihm gerade paßt von Brillen, Batterien u. dergl. reden läßt, ist noch das wenigste; die Gedanken, mit denen er sie ausstattet, die Interessen, von denen er sie erfüllt zeigt, sind durchaus die der Engländer seiner Zeit. Und dabei hat er natürlich so gut wie seine Zuschauer gewußt, daß er Ereignisse und Personen einer fernen Vergangenheit vorführte. Dieses Bewußtsein fehlte auch den griechischen Tragikern nicht; und doch ließen sie in die Reden ihrer Personen das einfließen, was sie selbst dachten. Die Bereicherung und Vertiefung des Verständnisses, die hier Wilamowitz verdankt wird, beruht zum guten Teile darin, daß er, zugleich scheidend und verbindend, es unternommen hat, nicht nur die Dichtung eines Euripides sondern auch ein Werk wie die Orestie aus den Zuständen und Strebungen der Zeit zu verstehen, in welcher der Dichter sie schuf. Daß auch Sophokles auf diese Art der Deutung Anspruch hat, auch er mit lebhaftem Sinn die Gegenwart erfaßte und auf sie, durch das was er seine Personen sagen ließ, zu wirken dachte, zeigt schon der Aias, in dem die Feindschaft gegen Sparta zu leidenschaftlichem Ausdrucke kommt, in dessen Parodos bei Schilderung des großen Mannes, den die kleinen anfeinden, offenbar an Perikles gedacht ist (157 ff.). Ein noch stärkeres Beispiel bietet der König Ödipus, wo im zweiten Stasimon die Klagen über üßrig und frevelhafte Gewinnsucht aus dem Zusammenhang des Dramas heraustreten und, wie Bruhn erkannt hat, auf die Politik der Athener zielen, die (bald nach dem Jahre 457) den Versuch gemacht haben, mit Hilfe der Phoker das delphische Orakel in ihre Machtsphäre hineinzuziehen⁴⁾. Was bei solcher Betrachtung die tragische Poesie der Griechen an weltabgeschiedener Vollkommenheit verliert, das gewinnt sie an Kraft und Blut, an Fülle leibhafter Gedanken,

4) Bruhn in der Einleitung zur Ausgabe des König Ödipus (11. Aufl., 1910) S. 36 ff., wo er ein weiteres Beispiel aus dem Philoktet anführt und zugleich dem grundsätzlichen Einwand von Wilamowitz entgegentritt, der für Sophokles die Anwendbarkeit der von ihm selber sonst so erfolgreich ausgeübten Erklärungsweise bestritten hat.

die sie aus dem Leben, in das mitten hineingestellt sie erscheint, in sich aufnimmt, um selbst wieder als tätiges Glied an diesem Leben mitzuschaffen. Und an einer so frischen Wechselwirkung zwischen Dichter und Publikum hätte das Epos keinen Anteil gehabt? Können wir das glauben?

Fast sieht es so aus, als bliebe uns nichts anderes übrig. Mehr als einmal geben ja die Sänger selbst zu verstehen, daß sie von einer Zeit sprechen, die nicht mehr ist, indem sie die körperlichen Kräfte ihrer Zeitgenossen — οἱοὶ νόν βροτοὶ εἰσὶ — mit denen der früheren Helden, über deren Taten sie berichten, in Gegensatz stellen (A 260 und 272. E 304. θ 222). Dazu würde es an und für sich wohl stimmen, wenn sie sich bemüht hätten, die Menschen in der Dichtung von anderen Zuständen umgeben zu zeigen, als in denen sie selbst lebten. Aber woher sollten sie wissen, daß und inwiefern die Sitten der Vorfahren andere gewesen waren als ihre eigenen? Daß diese Frage gar nicht aufgeworfen wird, ist der Mangel in einer sonst, bei aller Kürze, wertvollen Studie von Arthur Platt: *Homers Similes*, JPh. 24 (1896) p. 28—38. Dieser geht von dem richtigen Grundsatz aus, daß die Lebensverhältnisse, unter denen ein Epos entstanden ist, ihren klarsten, weil unwillkürlichen Ausdruck in dem gefunden haben müssen, was der Dichter als Stoff zu Vergleichen herangezogen hat. Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkte die homerischen Gleichnisse, so wird das Verständnis für ihre Absicht und damit die Empfänglichkeit für ihre Wirkungen gefördert; davon soll später die Rede sein, wo wir dieses epische Kunstmittel als besonderes Kapitel zu behandeln haben. Dem Verfasser selbst kam es vor allem darauf an, von den Zuständen und Lebensgewohnheiten, die den Dichter umgaben, ein Bild zu gewinnen. Mit seiner Untersuchung gelangt er zu dem Schluß, daß Homer durch und durch ionisch sei (*thoroughly Ionic*). Daß die alten Geschichten aus dem europäischen Griechenland stammten, könne ja kaum bezweifelt werden; aber daß ihre poetische Behandlung und ihre Erhebung in die Sphäre des Epos (*the treatment of them and their elevation into Epic*) den Ioniern und nur den Ioniern verdankt werde, scheine ihm ebenso unbestreitbar. Dies kann doch nur den Sinn haben, daß zwar die erzählten Ereignisse aus alter Überlieferung, die Elemente ihrer poetischen Ausgestaltung aber aus dem Bestand ionischer Kultur entnommen seien. Dazu stimmt die letzte These: *The civilisation of the Homeric poets is not Achaean but Ionian in every particular*. In jeder Einzelheit — nicht bloß in den Gleichnissen, sondern auch in der Schilderung des Lebens der Helden? Dem widerspricht der unmittelbar vorhergehende Satz: *Homer does consciously archaize to an extent far greater than Aristarchus observed*. Je völliger der Erfolg des Archai-

sierens gewesen wäre, desto weniger könnten die epischen Schilderungen Zeugnis ablegen von der Zivilisation, innerhalb deren die Dichter gelebt haben. Bis zu einem viel höheren Grade, als Aristarch beobachtet hatte, das soll doch jedenfalls heißen: bis zu sehr hohem Grade. Aber woher nahm ein Dichter die lebendigen Züge, mit denen er, unter bewußter Zurückdrängung dessen, was ihm selbst und seinen Zuhörern vertraut war, das Dasein einer vergangenen Periode anschaulich zu machen vermochte?

Betrachten wir ein paar Beispiele. Bei Homer sind ἵππῆες nicht Reiter sondern Wagenkämpfer, ἵππων ἐπιβαίνειν heißt »den Wagen besteigen«. Nur in Vergleichen wird ausdrücklich einmal vom Reiten gesprochen (κέληθ' ὥς ἵππον ἐλαύνων ε 371), einmal gar von der Kunst eines Mannes, der ἵπποισι κελητίζειν ἐν εἰδώς (O 679) von einem Pferd aufs andere springt. Zweifeln kann man in K, wo Diomedes und Odysseus von ihrem nächtlichen Unternehmen auf erbeuteten Pferden zurückkehren. Welcker vertrat die Ansicht, daß auch hier an ein Fahren auf dem Wagen gedacht sei (Ep. Cycl. II 217); und dem Wortlaut nach (504 ff. 513) wäre das nicht unmöglich. Aber Situation und Verlauf der Szene (541. 567 f.) sprechen dagegen und für wirkliches Reiten, wie das auch Aristarch erkannt hat, zu K 499: διὰ τὴν περίστασιν ἀναγκασθέντες ἐπὶ γυμνοῖς τοῖς ἵπποις καθίζουσιν οἱ ἥρωες, συναρτήσαντες αὐτοὺς τοῖς ἵμῳσι· καὶ μιμνῆται τὸ γινόμενον ἐν ταῖς ταραχαῖς. Das Bild reitender Männer gehört zu den Merkmalen später Entstehung dieses Gesanges (so auch Leaf zu K 513); bemerkenswert aber, wie es eingeführt ist: nicht ausdrücklich, wie in den Gleichnissen, sondern so, daß die für Benutzung des Wagens übliche Redewendung (ἵππων ἐπεβήσετο 513. 529) gebraucht wurde, die nur durch die Umstände (eben διὰ τὴν περίστασιν) einen anderen Sinn bekam. Unwillkürlich ist der Dichter aus der sonst maßgebenden Vorstellung heroischer Sitte in die seiner eignen Zeit geläufige hinübergeglitten. — Etwas anders in einem der Hauptsache nach doch ähnlichen Falle, der die Nahrung der Helden betrifft. Sie essen nur gebratenes Fleisch, kein gekochtes und keine Fische. Im Bereiche des Gleichnisses aber kommt das Kochen vor (Φ 302); mehrfach, und zwar in beiden Epen, der Fischfang unter verschiedenen Formen; und wenn der Bettler der Königin gegenüber die Segnungen eines guten Regimentes schildert, so ist der Ertrag an Fischen (θάλασσα δὲ παρέχη ἰχθὺς τ 113) ein Zug in dem Bilde. Daß die Gesellschaft der Heroenzeit diese Speise verschmähete, gibt der Dichter in der Odyssee deutlich zu verstehen an zwei Stellen, wo er erzählt, daß man nun doch zu ihr gegriffen habe — einmal die Gefährten des Menelaos, dann die des Odysseus —, durch die Not getrieben: ἔτειρε δὲ γαστέρα λιμός (δ 369. μ 332). In späteren Zeiten wußte auch ein griechischer Gaumen die Reize der Fischkost zu würdigen, wie

denn Platon in ihrem Fehlen bei Homer das Zeichen einer einfachen, abhärtenden Lebensweise sieht (Staat III p. 404 B/E.). Jedenfalls liegt hier seitens des Dichters eine bewußte Scheidung vor zwischen den Gewohnheiten der Trojakämpfer und denen seiner Zuhörer. Daß damit eine Sonderung der Lebensweise nach ihrer Würde gemeint war, hat Aristarch richtig erkannt (zu Π 747): νοητέον δὲ τὸν ποιητὴν διὰ τὸ μικροπρεπὲς παρητήσθαι. Ob sich aber mit solchen Gedanken nicht doch — beim Dichter — der einer zeitlichen Abstufung verband, wäre mindestens zu erwägen. Adolph Roemer lehnt das ab und konstatiert nur eine »konventionelle Manier«⁵⁾. Angenommen einmal, er hätte recht, so wäre damit doch nur eine Vorstufe der Erkenntnis erreicht. Woher hatte denn Homer diese konventionelle Manier? War sie von ihm willkürlich festgesetzt, frei erfunden? von vornherein als »Manier«? oder hatte er sie im Anschluß an irgendeine Wirklichkeit sich gebildet? Und war das eine Wirklichkeit, die ihm selber vor Augen stand, oder die er nur durch Überlieferung kannte? — Wir kommen immer wieder zu denselben Fragen, von denen wir bei dieser Betrachtung ausgegangen sind; sie werden dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß man die Unbequemlichkeit meidet, sie sich zum Bewußtsein zu bringen.

Klar ins Auge gefaßt hat die Hauptfrage Evans in einem trefflichen Aufsatz über das Fortwirken minoischer und mykenischer Elemente im Epos⁶⁾. Er meint mit Recht, die Fliege könne mit dem Scheine des Lebens nicht erhalten sein ohne den Bernstein, der sie durchsichtig umgab. In der Zeit, als das Epos seine abschließende Gestalt erhielt — *took its final form* (p. 293); der Verfasser denkt wohl etwa an das achte Jahrhundert —, war die bildende Kunst der Griechen steif und konventionell; es war die geometrische Periode. Wenn nun aber dieses Epos mit manchen seiner Schilderungen vollen Einblick gewährt (*perfect glimpses*) in die versunkene Herrlichkeit von Mykene und Kreta mit ihrer beweglichen, formenreichen, farbenfrohen Kunstübung, so muß man fragen: Wie konnte solche Anschauung erhalten geblieben sein? Und die Antwort lautet zuversichtlich: Nur durch das schützende Medium eines früheren Epos, das als Ausdruck der kretisch-mykenischen oder einer ihr gleichartigen Kultur lebendig gewesen war, mit der bildenden Kunst jenes Zeitalters geistesverwandt. Aus dieser früheren Dichtung wurden

5) Roemer hat hierüber mehrfach gehandelt, eingehend KrE. 589 f. und, mit schärferer Formulierung, in seinem Nachwort zu Belzners »Homerischen Problemen« I (1911) S. 151 ff. unter der Überschrift »Gegen ein starkes Mißverständnis einer Aristarchischen Lehre«.

6) Arthur J. Evans, The Minoan and Mycenaean element in Hellenic life. JHSt. 32 (1912) S. 277—297.

Darstellungen und Darstellungsweisen herübergenommen in diejenige epische Poesie, deren abschließende Werke endlich auf die Nachwelt gekommen sind.

Das ist eine ähnliche Ansicht wie die, zu der wir durch Analyse des epischen Dialektes, der Überlieferung und Umbildung von Sagenstoffen gelangt sind. Nur freilich ein großer Unterschied. Da die Träger der minoischen Kultur — die man sich gewöhnt hat mit der mykenischen als Einheit zu denken — nicht Griechen waren ⁷⁾, so könnte auch ihr Helden- gesang kein griechischer gewesen, sondern müßte in jener Sprache geschaffen worden sein, in der die noch unentzifferten hieroglyphischen Inschriften der kretischen Paläste abgefaßt sind. Evans zieht diesen Schluß mit aller Bestimmtheit: das von ihm vorausgesetzte Epos nennt er *the product of that older non-Hellenic race* (p. 293); ein andermal heißt es *an earlier Minoan epic taken over into Greek* (p. 288). Diese Übernahme sei durch die äußeren Verhältnisse begünstigt worden. Die arkadischen Auswanderer, die im XI. Jahrhdt. nach Kypros zogen, hätten dorthin eine Religion mitgebracht, die stark minoisch beeinflußt war (p. 283 f.). Daraus müsse man schließen, daß vorher eine herrschende mykenisch-minoische Bevölkerung und eine unterdrückte griechische längere Zeit zusammen gelebt hatten, jedenfalls in Arkadien und im östlichen Kreta, doch auch sonst im Peloponnes und in anderen Teilen Griechenlands (p. 286 f.). Diese Verbindung habe einen zweisprachigen Übergangszustand (*a bilingual stage*) ergeben, der den geistigen Austausch erleichterte (p. 287. 293). Aber es sei eben ein Übergang gewesen; denn indem immer neue Scharen griechischer Stammgenossen von Nordwesten her-

7) Das wird heute nahezu einstimmig angenommen. Evans hält sie für Verwandte der Karer (p. 279), und dieser Vermutung haben sich andre [angeschlossen; Dörpfeld glaubt, sie seien phönizischer Herkunft. Rodenwaldt in den lehrreichen Schlußbemerkungen seines Aufsatzes über »die kunstgeschichtliche Stellung der Malerei von Tiryns« scheidet Kreta und das Festland. In den Bildwerken und Bauwerken des mykenischen Bereiches weist er innere Widersprüche — zwischen primitiven und reifentwickelten Elementen — nach, aus denen er folgert, daß »eine von der kretischen verschiedene festländische Bevölkerung auf Grund uns unbekannter politischer Vorgänge friedlicher oder »kriegerischer Art die kretische Kultur fertig übernommen« habe, und von anderer Seite leitet er die Erkenntnis her, daß die Träger dieser festländisch-mykenischen Kultur Griechen gewesen seien (Tiryns. Die Ergebnisse der Ausgrabungen usw. II [1912] S. 203 f.). Jene Mischung innerhalb der tyrinthisch-mykenischen Kunst ist derjenigen ähnlich, die wir aus der epischen Poesie kennen; und der daraus gezogene Schluß über Mischung der Völker berührt sich nahe mit der Theorie von Chadwick über das heroische Zeitalter, auf die wir nachher eingehen werden. Für die Vergleichung mit den Verhältnissen des Epos würde Rodenwaldts einleuchtender Gedanke erst dann recht fruchtbar werden, wenn es gelänge ein einigermaßen volles Bild derjenigen Zustände herauszuarbeiten, die der aus Kreta kommende Kulturstrom gerade in Thessalien geschaffen hatte. Vgl. Anm. 9.

eindringen, habe sich das Verhältnis in der Mischung allmählich verschoben: die Griechen hätten die Oberhand gewonnen, auch mit ihrer Sprache (vgl. Hdt. VII, 171); und wie sie sich überhaupt die materiellen und geistigen Güter des älteren Kulturvolkes angeeignet hätten, so auch dessen epische Dichtung, die sie zu dem Zweck in ihre eigene Sprache übertrugen (p. 286. 293 f.). — Solche Kombination ist nicht mit dem Einwand abgetan, daß sie neu und allzu kühn sei; es liegt ihr doch ein gesunder Gedanke zu Grunde. Diesem aber konkrete Gestalt zu geben bietet den natürlichsten Anhalt diejenige Zweistämmigkeit und Zweisprachigkeit, die wir in der Geschichte des griechischen Epos tatsächlich haben und in ihrer Auswirkung verfolgen können: der äolischsprechenden Achäer und der Ionier. Evans hat von diesem Verhältnis und aller seit Jahrzehnten darauf gewendeten Forschung überhaupt nicht Notiz genommen; könnte er sich entschließen es noch zu tun, so würde er bald vielleicht selber wünschen, seine Hypothese in entsprechendem Sinne umzubilden. Ein Meister des Ausgrabens brächte doch als feste Gewohnheit den Grundsatz mit, daß man vorsichtig zu Werke gehen und sich an die ältesten Bestandteile allmählich heranarbeiten muß. Wenn wir für Homer Anknüpfung suchen in einem vorgriechischen Epos, so müssen wir ihn selber nicht kurzweg als Einheit nehmen, vielmehr in seinem Werk erst jüngere und ältere Schichten sondern, indem wir, wie in Sprache und Sagengehalt, so in den poetischen Kunstmitteln, und dem Gebrauche der von ihnen gemacht wird, einer Entwicklung nachspüren. Hat sich dann herausgestellt, welche Ausdrucksformen und Darstellungsweisen innerhalb des griechischen Epos die ursprünglichen sind, so müssen wir diese daraufhin ansehen, ob sie den Eindruck machen, als fertige aus einer schon gereiften Kunst ins Griechische übersetzt, oder den, durch poetische Urschöpfung entstanden zu sein. Nur auf diesem Wege könnte endlich daran gegangen werden, für Evans' Theorie einer fremdsprachigen Vorstufe der griechischen Heldendichtung positive Anhaltspunkte zu gewinnen.

Was er selbst, an der Stelle wo der Beweis stehen müßte, geltend macht, ist nur eine negative Erwägung. Er spricht (p. 289) von minoischen Kunstwerken, besonders den Resten eines Mosaikbildes in Knossos, deren Gegenstände mit den friedlichen wie kriegesischen Szenen auf dem Schilde des Achilleus verwandt seien, und bestimmt ihr Alter: *some five centuries before the Homeric poems took shape*. Diesmal heißt es nur *tooke shape*, nicht (wie oben S. 301) »ihre endgültige Gestalt«. Dazu stimmt es einigermaßen, daß uns die Zeit, der Evans jene Bildwerke zuweist, Ende der mittelfinoischen oder erster Anfang der spätfinoischen Periode, bis in die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr.

führt⁸⁾. Wenn es zu einer so frühen Zeit, so argumentiert er, im Peloponnes überhaupt schon Griechen gab, so müssen sie ganz im Hintergrunde gestanden haben; sicher hatten sie keinen Zutritt zum Inneren der Paläste von Tiryns und Mykene, wo sie jene Kunstwerke selber hätten sehen können, von denen die homerische Poesie uns doch eine Kenntnis verrät. Irgendwie muß also die Bekanntschaft vermittelt gewesen sein. Und das wäre dann eben der Platz für das vorgriechische Epos, aus dem die Anfänge des griechischen eine Übersetzung gewesen oder Übersetzung enthalten hätten.—Bei aller Anerkennung für den Scharfsinn dieser Deduktion, sie ist doch in ihren Grundlagen gar zu unsicher und in ihrem Resultate nicht so einleuchtend, daß wir nicht versuchen sollten den Zusammenhang auf andre Art herzustellen.

Knospes und Gereiftes bei Homer: diese Mischung wird uns sonst noch beschäftigen. Für jetzt steht, wenn wir von allen Einzelheiten absehen, die Frage so: wie konnten Pracht und Fülle einer Jahrhunderte alten Kultur dem Bilde die Farben geben, das die primitive Dichtkunst eines anderen Volkes von der eigenen Frühzeit ausgemalt hat? Dieses Bild ist ja in seinen Grundzügen nicht in Ionien entstanden sondern aus dem Mutterlande mit herübergebracht und war dort von den Schöpfern des äolischen Heldengesanges aufgenommen, der unsrer Ilias weit vorausliegt. In Thessalien muß das geschehen sein, so daß wir von den Anhaltspunkten, die der Peloponnes bietet, keinen Gebrauch machen dürfen. Allerdings scheint es zweifelhaft, ob Thessalien in den eigentlich minoischen Lebenskreis mit hineingehört⁹⁾; daß es aber die Heimat einer sehr alten, wo nicht vorgriechischen doch vordorischen Kultur gewesen ist, darüber kann nicht gestritten werden. Dafür zeugt allein schon die Tatsache, daß die dorischen Eroberer hier den Dialekt der Einwohner, die sie vorfanden und unterwarfen, angenommen haben (s. oben S. 226). Mit der Sprache zugleich traten sie in den Genuß aller Kulturgüter, ma-

8) Genaue Erörterung der Chronologie gab Fimmen in seiner 1909 erschienenen Dissertation »Zeit und Dauer der kretisch-mykenischen Kultur«, und dann wieder in seinem nachgelassenen Werke, in das die Dissertation als zweiter Hauptabschnitt aufgegangen ist, »Die kretisch-mykenische Kultur« (1921). Dort S. 210f. eine synchronistische Tabelle. Etwas abweichend Beloch GrG.² I 2 (1913) Kap. XI: »Die Chronologie der minoisch-mykenischen Zeit«, wo das Ergebnis ebenfalls in einer Tabelle (S. 129) zusammengefaßt ist. Vgl. die folgende Anm. 9) Thessalien, Böotien, Phokis sind »von der minoischen Kultur, wenn wir von Orchomenos absehen, nur oberflächlich berührt worden, und erst seit der zweiten spätminoischen Periode, also dem XV. Jahrhdt.«: so schreibt Beloch GrG.² I 2, S. 130. Fimmen (KMK. I. 89) glaubt zwar, auch Thessalien »mit voller Sicherheit dem mykenischen Kulturgebiet zuschreiben zu müssen«, nimmt aber vier durch eigene Keramik unterschiedene Kulturprovinzen an, von denen »die nördlichste in der ältesten für uns erkennbaren Zeit das Kephissosgebiet noch mit umfaßt, aber bald bis an den Othrys zurückgedrängt wird und in Thessalien eine reiche Sonderentwicklung entfaltet«.

terieller wie geistiger, deren sich die ältere Bevölkerung schon erfreute; ähnlich ging es ihrer Zeit den Franken in Gallien, den Nordmannen in Frankreich. Und durch solche Mischung verschiedener Volkselemente, eines älteren, hoch entwickelten, schon im Nachlassen der physischen Kraft begriffenen mit einem jugendlichen, unverbrauchten, empfänglichen, wurde gerade der Boden geschaffen, aus dem eine Helden-dichtung erwachsen konnte. Dafür gibt es eine lehrreiche Analogie, die Chadwick in seinem mehrfach (zuerst S. 163) erwähnten Buche verwertet hat, um das »heroische Zeitalter« als geschichtliches Phänomen seinem Wesen nach zu begreifen.

Seit Beginn der Kaiserzeit brandeten jugendstarke Völker an die Grenzen des alternden Römerreiches. Zu den Mitteln, durch die sich dieses gegen den Ansturm zu sichern suchte, gehörte es, daß Söhne von Fürsten zeitweise als Geiseln festgehalten, Scharen von Kriegen gegen Sold in den Dienst des römischen Heeres genommen wurden. Beides wirkte dazu (Chadw. 444 ff.), neue Anschauungen und Gewohnheiten den frischen Völkern zuzuführen. Als diese sich dann in den Jahrhunderten der Wanderung auf dem Boden des Reiches festsetzten und zur Dauer einrichteten, gerieten sie vollends unter den Einfluß der überlieferten Zivilisation. Daß in solcher Zeit mancher fromme Brauch abgetan wurde, daß in auswärtigem Söldnerdienst das Gefühl der Stammesgemeinschaft sich abschwächen mußte, versteht man ohne weiteres. So ist der geistige Charakter des germanischen Heldenalters, mit seinem Hervortreten der Einzelpersönlichkeit und des persönlichen Gefolgschaftswesens, entstanden. Und bei den Serben war es ebenso: auch hier eine jugendliche Nation in Berührung mit einem hochkultivierten, doch sinkenden Reiche, dem oströmischen, und den Einflüssen von dorthier Generationen hindurch ausgesetzt. Auf die Genauigkeit, womit der englische Gelehrte entsprechende Einzelzüge im Bereiche des Griechischen aufsucht und zu finden meint, gehe ich nicht ein; ob seine Gleichsetzung der Achäer mit den Akaiuasha ägyptischer Urkunden Stich hält, so daß wir hier den auswärtigen Söldnerdienst hätten, der in das Bild passen würde, mögen Kundige beurteilen (vgl. oben S. 283). Der Grundgedanke jedoch scheint mir richtig und folgenreich: daß die charakteristischen Eigenschaften eines »heroischen Zeitalters« auf der Mischung entgegengesetzter Elemente beruhen, in der die schon sinkende Kultur eines gealterten Volkes und die urwüchsige Kraft eines neuen sich gegenseitig durchdrangen (vgl. Anm. 7).

Darf man dann aber sagen, daß es die mykenisch-minoische Kultur sei, die im homerischen Epos abgebildet fortlebt? Auch wenn wir eine etwaige Sonderstellung Thessaliens und ebenso die Frage außer acht

lassen, ob die Gleichheit zwischen der mykenischen und der seit nun etwa zwanzig Jahren entdeckten kretischen Kunst und Lebensgestaltung wirklich so vollkommen war, wie es der gemeinsamen Benennung entsprechen müßte, so bliebe doch eine chronologische Schwierigkeit. Die Ereignisse, durch die der Anstoß zur Bildung der troischen Sage gegeben wurde, haben wir um 1200 v. Chr. angesetzt (oben S. 236). Damals hatte, nach dem Urteil der Sachkenner, die dritte der späminoischen Perioden mindestens schon lange begonnen; ob sie auch bereits ihr Ende erreicht hatte, darüber wird gestritten¹⁰⁾. Auf der anderen Seite werden wir den Abstand zwischen den Kämpfen um Hissarlik und der Zeit, da die Hauptteile unsrer Ilias in ihrer konventionell gewordenen Kunstsprache gedichtet worden, mit 400 Jahren sicher nicht zu groß annehmen (Genaueres darüber in Buch IV). Ist es nun glaublich, daß ein ursprünglich einmal in die Dichtung eingegangenes Kulturbild durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch unverändert festgehalten worden sei? nicht viel wahrscheinlicher, daß diese Jahrhunderte — innerhalb deren der Heldengesang von den Äolern auf die Ionier übergegangen, der Sprechvers und die Form des zusammenhängenden Epos geschaffen worden sind — ein Bild ihrer eigenen Zustände der Phantasie und durch sie den Schöpfungen der Dichter eingeprägt haben?

Auf solche Fragen gibt entschlossene Antwort Frederik Poulsen in seinem Buche »Der Orient und die frühgriechische Kunst« (1912), dessen letztes Kapitel »die Denkmäler und die homerischen Gedichte« behandelt. Im Gegensatz zu Reichel und anderen, die innerhalb der mykenisch-kretischen Kultur alle Vorbilder der homerischen Schilderung suchten, erklärt er diese Schilderung und jene Denkmälerwelt für unvereinbar (S. 169). Statt dessen faßt er die führende Stellung ins Auge, die nach der minoischen Zeit mehrere Jahrhunderte hindurch die Phönizier im östlichen Mittelmeer eingenommen haben, und findet hier eine wichtige Beziehung (S. 170): Ganz wie in den griechischen Gräber- und Tempelfunden des IX. und VIII. Jahrhds. trete auch in den homerischen Gedichten überall die Bedeutung phönizischer Kunst und Kunstindustrie hervor. Besonders gelte dies von Metallgegenständen (δ 615 ff. Ψ 141 ff. θ 460). »Auch mit der *θαλασσοκρατία* der alten Kreter läßt sich die Charakteristik der Phöniker, die ο 415 ff. gegeben wird, ebensowenig ver-

10) Fimmen (zuletzt KMK. 143. 210f.) setzt das Ende dieser Periode und damit des minoischen Stiles überhaupt um 1250. Dem widerspricht Beloch (GrG.² I 2 S. 129f.): »denn wir erhielten so, zwischen der minoischen und der Dipylonzeit, ein Vakuum von mehreren Jahrhunderten, das durch keine Denkmäler ausgefüllt würde«. Die Dipylonkunst beginnt (auch nach Beloch I 1 S. 268) mit dem IX. Jahrhdt.

einigen wie mit der ersten Blütenzeit der ionischen Handelsstädte im VII. Jahrhd. « Homer versetze uns eben, meint Poulsen, in die Zwischenzeit zwischen minoischer und ionischer Kulturblüte. In dieser Periode hätten auch die Völker Kleinasien auf die griechische Kunst Einfluß geübt. Und diese Strömung habe »in der homerischen Dichtung wenigstens eine Spur hinterlassen, in dem Gleichnis Δ 141 mit der mäonischen oder karischen Frau, welche wunderbar das Elfenbein zu färben versteht« (S. 174). Ausdrücke wie βαθύκολπος, βαθύζωνος würden illustriert durch eine im Artemision in Ephesos gefundene Statuette einer Priesterin (Abb. 113/4 bei Poulsen), deren Gewand, emporgezogen, über den Gürtel herabhängt; nirgends gebe es ähnliches in der mykenischen Kunst. »Wo findet man ferner an den mykenischen Krinolinen-»röcken Schleppen, die die homerischen Epitheta τανύπεπλοι und »έλκεσίπεπλοι erklären? Dagegen tragen die Frauen der Dipylonvasen »und der frühgriechischen Kunst wie die der hittitischen Reliefs oft »lange Schleppgewänder« (S. 177). Ferner die Haarflechten, die von Hera an bis zu den Dienstmägden (Ξ 176. ζ 198) die homerischen Frauen tragen, sind ein unmykenischer Zug; die mykenischen Frauen mit ihren frei wallenden Haaren könnte niemand ἐυπλόκαμοι, καλλιπλόκαμοι nennen (S. 178). Durch Vergleichung von Werken griechischer Kleinkunst stellt Poulsen fest, daß die syrische Haar mode der langen Flechten im IX. und VIII. Jahrhd. »über ganz Hellas verbreitet war«. Er sieht darin eine besonders einleuchtende Bestätigung seiner Ansicht: »daß die homerischen Gedichte in einem kleinasiatischen, orientalischem beeinflussten Milieu des IX.—VIII. Jahrhdts. entstanden seien« (S. 183).

Gegen die Zuversicht dieser Folgerung hätte zum Teil schon das eigene Beweismaterial bedenklich machen können. Den Kopfschmuck der στεφάνη (Σ 597), den das Beiwort ἐυστέφανος hervorhebt, der nach T 99 einige Ähnlichkeit mit der Ringmauer einer Stadt gehabt haben muß, erkennt man bei Elfenbeinfiguren aus dem assyrischen Königspalast in Nimrod wie an solchen aus Sparta und Rhodos. Das stimmt zu Poulsens Theorie; aber er selbst erinnert daran (S. 179), daß es auch in der mykenischen Zeit ähnliche Haarreife gegeben hat. In den Szenen auf dem Schilde des Achilleus findet er, auf Grund der Vergleichung mit Resten von Werken bildender Kunst, mykenische und phönizische Elemente gemischt (S. 172f.). Dasselbe Verhältnis scheint mir, im kleinsten Maßstabe, bei dem Schmuckstück vorzuliegen, das Penelope ihrem Gemahl bei der Ausfahrt nach Troja mitgegeben hatte (τ 227 ff.). Fibeln sind in der mykenischen Periode spät aufgekommen und noch nicht in künstlerisch ausgebildeter Form; so könnte es richtig sein (Pls. 177), daß die Beschreibung in τ durch Arbeiten späterer Zeit —

Poulsen denkt an das VII. Jahrhdt. — angeregt wäre. Der abgebildete Gegenstand aber, ein Hund, der ein Hirschkalb gepackt hat, zeigt auffallende Ähnlichkeit mit der Darstellung auf einem geschnittenen Steine von Kreta, den Evans (JHSt. 32 [1912] S. 293) als Beleg dafür beibringt, wie homerische Phantasie durch mykenische Kunst befruchtet war. Auch er wird recht haben: in dem empfänglichen und gestaltenden Geiste des Dichters haben sich Eindrücke von Werken verschiedenen Alters und Ursprungs miteinander verbunden.

Dergleichen Einzelbeobachtungen bestätigen nur, was mit grundsätzlicher Erwägung im voraus erkannt werden konnte: daß es nicht angeht, die Frage nach dem Charakter der »homerischen Kultur« auf ein Entweder — Oder zu stellen. Sie ist weder einfach ionisch noch gar schlechthin phönizisch noch auch rein mykenisch-minoisch, vielmehr aus allen diesen Elementen gemischt, nicht nach irgend einem Plane, sondern in geschichtlicher Entwicklung. Daß die Ritterzeit der Argeer und Achäer, bei denen in Thessalien der Heldengesang erwachte, diesem zugleich mit Sprache und Sagenstoff auch ein Kulturbild mitgab, war ebenso natürlich, wie es unnatürlich sein würde, wenn dieses Bild durch Generationen und Jahrhunderte bei anders lebenden, anders redenden Menschen unberührt geblieben wäre. Wie das Quellwasser, das unterirdisch sich sammelt, von den Gesteinsarten, die es durchsickert, Bestandteile und Geschmack annimmt, so die Dichtung von den Landschaften, den Stämmen, die nacheinander an ihr sich erfreut, an ihr geschaffen haben. In seiner für Sprache und Stil schöpferischen Frühzeit hatte das Epos sicher jene Naivetät besessen, Ereignisse und Menschen, von denen es als vergangenen erzählte, schlankweg in das eigne Kostüm einzukleiden. Im Laufe der Zeit aber änderten sich die Zustände der Wirklichkeit, von denen Sänger und Zuhörer umgeben waren, und so entstand Widerspruch, wo Einklang gewesen war. Die herkömmlichen Vorstellungen von Wohnung und Bekleidung, Kampf und Spiel, Opfern und Mahlzeiten zu verlassen, war die Poesie in den Perioden des Weiterbildens, des Nachahmens, zuletzt des Sammelns nicht mehr imstande; denn diese Vorstellungen waren unlösbar verwachsen mit der altbewährten Darstellungs- und Ausdrucksweise, die jedem neuen Zunftgenossen von Anfang an ein bequemes Werkzeug in die Hand gab. Je geläufiger die überlieferten Formen geworden waren, desto leichter konnte es gelingen eine Fülle von neuem Inhalt in sie zu fassen. Dabei blieben der Sinn für Beobachtung und die Kraft des Aussprechens allzeit lebendig, um, wenn auch nicht ein von Grund aus neues Weltbild hervorzubringen, doch von charakteristischen Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben frischen Eindruck

zu empfangen und sie auf eigne Art darzustellen. Wer heute aus den Schilderungen und Andeutungen, die Homer gibt, die Stufe der Kultur-entwicklung, auf der er und seine Zuhörer gestanden haben, erkennen will, darf weder den altertümlichen Hintergrund der von früheren Geschlechtern ererbten Sagen, noch die Spuren, in denen sich die späte Zeit der fortsetzenden und abschließenden Dichter verrät, ignorieren; sondern er muß — eine Aufgabe, die Wilamowitz schon vor mehr als einem Menschenalter bezeichnet hat (HU. 416 f.) — den »epischen Nachlaß« daraufhin durcharbeiten, wie in ihm »überlieferte Züge und solche, die unwillkürlich aus dem Leben der Gegenwart eingedrungen sind«, nebeneinander stehen ^{11a)}.

Denken wir uns einmal diese Aufgabe gelöst, so könnten wir in der Art, wie die Anzeichen älterer und jüngerer Kultur in der Mischung, die das Epos darbietet, verteilt sind, ein neues Hilfsmittel haben, um das relative Alter einzelner Gesänge oder Gesangstücke zu erkennen; ganz analog dem Maßstabe, den für den gleichen Zweck die Sonderung äolischer und ionischer, überhaupt altertümlicher und moderner Sprachformen bot. Allerdings mußte dort die Hoffnung aufgegeben werden, Erzeugnisse früherer Entwicklungsstufen in glatt auslösbaren Stücken abzugrenzen; so werden wir hier gut tun uns im voraus zu bescheiden. Die Methode, der wir folgen wollen, ist grundsätzlich unbestreitbar ^{11b)}; wieweit sie uns aber zum Ziele hin führt, hängt von Verhältnissen ab, die für jeden Fall besonders geprüft werden müssen ^{11c)}.

11a) Auf den Anspruch, diese Forderung zu erfüllen, verzichtete Seymour in seinem aus inniger Vertrautheit mit Homer hervorgegangenen Werke »Life in the Homeric Age« (1907), während Andrew Lang, »Homer and his Age« (1906), die Forderung ablehnen zu können meint. Beide Bücher bieten also nicht eine wissenschaftliche Bearbeitung des Problems der homerischen Kultur. An Lang übte sehr berechtigte Kritik Burrows, *Classical Review* 21 (1907) p. 139 f.; über Seymour vgl. meine Anzeige *NJb.* 21 (1908) S. 574 f. Durchaus zutreffend urteilt über Notwendigkeit und Möglichkeit kulturgeschichtlicher Analyse Croiset in einem lesenswerten Aufsatz »La Question homérique au debut du XX. siècle«, *Rev. des deux mondes* 41 (1907), p. 614 f. 11b) Das bedeutet nicht: unbestritten. Vgl. nachher (S. 317) Polak und E(mil) Belzner, *Homerische Probleme*, I: Die kulturellen Verhältnisse der Odyssee als kritische Instanz, 1912. Dazu meine Erwiderung *BphW.* 1913 Nr. 50. Im einzelnen werden wir bei der Frage der *ἔδνα* auf eine Ansicht Belznerns Bezug zu nehmen haben. 11c) Das wird gar zu leicht verkannt. Ein so vortrefflich gedachter Plan wie der von Louis Erhardt (*Die Entstehung der homerischen Gedichte*, 1894), bei Homer einer Entwicklung der politischen Verhältnisse nachzuspüren und im Zusammenhange damit ältere und jüngere Bestandteile der Dichtung zu sondern, hat schließlich nur dazu geführt, daß die vorhandenen auf Kompositionskritik gegründeten Hypothesen über den Aufbau der Ilias um eine neue vermehrt sind. Vgl. meine Besprechung seines Buches *Preuß. Jahrb.* 75 (1894) S. 166 ff. und, mittelbar

I. Das Fortwirken minoischer Elemente in fast allen Zweigen des späteren griechischen Kulturlebens könnte, meint Evans (JH St. 32 S. 294), zum Teil auch durch schriftliche Überlieferung vermittelt sein; wir wüßten ja jetzt, daß es in spät-minoischer Zeit ein ausgebildetes Schriftsystem gegeben habe. Zu dieser Vermutung stimmt es nicht, wenn Evans selbst, wie wir gesehen haben, überzeugt ist, daß die in dieser Schrift gemachten Aufzeichnungen nicht in griechischer oder einer der griechischen verwandten Sprache abgefaßt seien¹²⁾. Es scheint, daß er sich an dieser Stelle von dem Irrtum nicht ganz frei gehalten hat, dem andere prinzipiell verfallen sind (oben S. 128 f.), auf Grund des bloßen Vorhandenseins der Schrift anzunehmen, daß sogleich auch jedwede Anwendung derselben möglich und üblich gewesen sei. Gerade er hat doch sonst stark betont, daß nur Dichtung die Form geboten habe, in der Erinnerungen der Frühzeit aufbewahrt werden konnten (s. oben S. 301 f.). Nur Dichtung, das heißt, fügen wir hinzu: nicht Prosa. Wenn Finsler (Herm. 41 [1906] S. 433. 435) für die Zeit, in der die Ilias entstand, »überlieferte Prosaerzählung« für denkbar hielt, so habe ich das seinerzeit als Tatsache verzeichnet und nur hinzugefügt, diese Vorstellung stehe zu allem in Widerspruch, was wir seit Hamann und Herder von der ältesten Geschichte des menschlichen Denkens zu erkennen meinten. Man hat mir eingewandt, das sei keine Widerlegung. Freilich nicht; aber eine solche könnte erst stattfinden, wenn von der andren Seite ein Beweis oder doch eine Begründung versucht wäre. Es müßte gezeigt werden, inwiefern der Tatbestand in den ältesten erhaltenen Literaturwerken so beschaffen ist, daß er sich durch die neue Hypothese besser als durch die bisherige erklären ließe. Dies aber dürfte schwer halten. Geht man von Herodot rückwärts zu Homer, so bewegt man sich auf den Bahnen einer verständlichen Entwicklung; herausgeschleudert fühlt man sich durch den Gedanken, daß vor Homer oder auch nur neben ihm eine Weitergabe von Erzählungen in prosaischer Form gepflegt worden wäre. Auch Bethe, der die Odyssee »aus dem in gemüthlicher Prosa erzählten Märchen« herkommen läßt und sich dafür auf den Unterschied ihres Stiles von dem der Ilias beruft, lehnt für die Heldensage eine entsprechende

eine Entgegnung, seine Anzeige der ersten Auflage der »Grundfragen«, ebenda (1895) S. 149 ff. 12) Evans a. a. O. 278. Meines Wissens ist das die herrschende Ansicht. Wäre sie das aber auch nicht, sie ist jedenfalls bisher nicht widerlegt, was doch nur durch Entzifferung und griechische Deutung der kretischen Hieroglyphen geschehen könnte. Solange die nicht gelungen ist, bleibt es eine etwas vorschnelle Äußerung von Karo, zu der er sich heute vielleicht selber nicht mehr bekennt, daß die »achäischen Paläste von Knosos und Phaistos« durch die Bilderschrift des zweiten Jahrtausends v. Chr., von der sie so reiche Proben bewahrt haben, die »Fabel des 'schriftlosen' homerischen Zeitalters entgiltig zerstört« hätten (Archiv für Religionswiss. I [1901] S. 117).

Vorstellung ausdrücklich ab; auch bei Germanen, Franzosen, Serben, Russen, Karakirgisen sei die Heldensage, »so weit wir sehen, stets in gebundener Rede vorgetragen« worden¹³⁾. Dies war die natürliche Form für zusammenhängende mündliche Überlieferung.

Zu solchen Anschauungen stimmt die Tatsache, daß in Ilias und Odyssee zusammen das Schreiben nur einmal erwähnt wird; denn die Zeichen, mit denen in H (175. 187 ff.) die Helden ihre Lose kenntlich machen, brauchen keine Schriftzeichen gewesen zu sein. Auch die σήματα λυγρά, die Proitos dem Bellerophontes, γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ θυμοφθόρα πολλά, zur Bestellung an den König von Lykien mitgibt, hat man früher so erklären wollen, daß dabei nicht an wirkliche Schrift gedacht sei (Z 168 f.). Jetzt ist wohl schon lange und allgemein zugegeben, daß es sich hier um einen wirklichen Brief handelt; in den Ausdrücken, mit denen der Dichter beschreibt, was in der zusammengelegten Tafel stand, meint man noch zu empfinden, wie ihm solche Kunst etwas Neues, Unheimliches ist. Wenn sie sonst bei Homer nirgends vorkommt, so ergab sich das eben aus dem allgemeinen Verhältnis, das wir uns klar gemacht haben. Poulsen meint, es passe »vorzüglich auf das Interregnum zwischen der minoischen und der Aufnahme und Umbildung der phönizischen Schrift« (Der Orient u. d. frühgriech. Kunst S. 181). Dabei scheint denn auch er vorauszusetzen, worin wir ihm bis auf weiteres nicht folgen können, daß die Sprache in den kretischen Inschriften die griechische sei. Treffend weist er darauf hin, daß Herodots Angabe (V 58), die griechische Schrift sei von den Phöniziern entlehnt, durch fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis nur bestätigt worden ist; in den Verwünschungen von Teos (GDI. 56 32) heißen die Buchstaben φοινικήα. Für die vorhergehende Zeit aber ist der Ausdruck »Interregnum« in diesem Falle nicht glücklich gewählt. Denn nichts spricht dafür, daß es in Thessalien bei den Vorfahren der Trojakämpfer schon irgendwie eine Kunst des Schreibens gegeben habe.

Die Geschichte von Bellerophontes ist allerdings inhaltlich alt; aber nicht von Anfang an braucht der Urias-Brief in ihr eine Rolle gespielt zu haben. Wenn Robert recht hat, daß der Kampf mit der Chimära nach ursprünglicher Sage im Peloponnes stattgefunden hatte und nachträglich erst nach Lykien versetzt worden ist (oben S. 247), so würde die Erfindung des Briefes dem zuzuschreiben sein, der diese Verlegung vorgenommen hat. Daß es gerade der Gesang Z ist, in dem dieser moderne Zug sich bemerkbar macht, wollen wir im Sinne behalten.

II. Über das Verhältnis von Bronze und Eisen gibt es eine umfang-

13) Bethe Hom. I 33. 40. Was er (S. 43) über eine abweichende Erscheinung im alten Irland aus Zimmer anführt, bin ich nicht in der Lage zu prüfen.

reiche Literatur. Grundlegend war eine ältere Untersuchung von Beloch, deren Resultat er dann in seine »Griechische Geschichte« aufnahm¹⁴⁾. Es ergab sich ihm, daß Eisen bei Homer nur in der Odyssee und in den spätesten Gesängen der Ilias relativ häufig erwähnt wird¹⁵⁾; wo es in den älteren Liedern der Ilias vorkommt, schienen das fast durchweg Stellen zu sein, die nicht zu der ursprünglichen Fassung gehören. Diesen auf den ersten Blick einleuchtenden Gedanken hat Helbig in der Hauptsache zu dem seinen gemacht und beschreibt danach, wie »die Dichter im »großen und ganzen an dem in den älteren Liedern vorgebildeten poetischen Apparate festhielten«, also weiter von ehernen Schwertern und Beilen erzählten, und »nur in einzelnen Fällen ihnen Züge entschlüpften, »welche durch die fortgeschrittene Entwicklung ihrer eigenen Zeit bestimmt waren«. Widerspruch erhob Ferdinand Dümmler (Athen. Mitteil. 13 [1888] S. 299): Bei der Häufigkeit des Eisens an allen älteren Stellen der Griechen müsse »die Frage aufgeworfen werden, ob die im Epos geschilderten Zustände ursprüngliche sind«. Da das Epos »wesentlich höfisch« sei, so hielt er es »für sehr möglich, daß die Bevorzugung »der bronzenen Waffen eher ein durch orientalischen Einfluß verursachter »Rückschritt als ein älterer Kulturzustand ist. Rückschlüsse aus dem »Gebrauch der Metalle auf das relative Alter einzelner Teile des Epos« seien »daher unstatthaft«. — Aber wie soll man sich jenen Rückschritt vorstellen? Griffen die Leute wirklich wieder zu dem älteren Metall, oder entschlossen sich bloß die Dichter in ihrer Schilderung veraltete Zustände zu erneuern? Dümmler hat hierüber nichts gesagt, auch nicht versucht, ein allmähliches Wiedereindringen der Bronze in Inhalt und Sprachgebrauch der Epen nachzuweisen. Wäre er auf diesen Punkt eingegangen, so würde er selbst erkannt haben, wie offenkundig der Tatbestand dafür zeugt, daß auch in der Dichtung — ebenso wie in der Wirklichkeit — Eisen das jüngere Metall ist. Daß in den bei Hesiod erhaltenen Mythen das eiserne Zeitalter auf das eherne folgt (ἔργα 151), ist doch auch kein Zufall.

Was sonst gegen Beloch eingewandt worden ist, kann heut übergangen werden. Nur darin hatte er über das Ziel hinausgeschossen, daß er innerhalb derjenigen Teile der Ilias, die er zu den älteren rechnete, das Vorkommen des Eisens in einzelnen Versen (z. B. Δ 123. Σ 34) durch Athetese beseitigen wollte. Von diesem Verfahren ist er nun aber zurückge-

14) Beloch, *Rivista di Filologia* II (1873) S. 42ff.; *GrG.* I (1893) S. 80f. Dazu vgl. Helbig *HED.*² S. 329ff. sowie, anknüpfend an meine Behandlung in der ersten Auflage des vorliegenden Buches, *Herm.* 32 (1897) S. 86ff. 15) Nach Belochs Statistik (*GrG.*² I 2 S. 112) stehen in der Ilias 23 Erwähnungen des Eisens neben 329 der Bronze, in der Odyssee 25 neben 103; die Prozentsätze sind also 7 und 24,5.

kommen und nimmt in seiner neuesten Behandlung des Gegenstandes einen etwas geänderten Standpunkt ein: »Das Eisen bei Homer« (GrG. I² 2 [1913] Kap. X). Er konstatiert (S. 119 f.), daß von den Erwähnungen des Eisens in der Ilias die Hälfte auf die Bücher Η Κ Ψ Ω kommt, »die ohne Frage zu den jüngsten Stücken dieses ganzen Epos gehören«. In den Büchern Α Β Γ Μ Ν Ξ Ο Π Τ Φ komme das Eisen überhaupt nicht vor. Die Erwähnungen in den übrigen Büchern ließen sich zum Teil aus dem Text ausschneiden oder doch die Partien, in denen sie stehen, als jüngere Zusätze ansehen; aber von diesen Möglichkeiten dürfe man keinen Gebrauch machen. Denn nach dem, was die Denkmäler gelehrt hätten, seien auch die ältesten Teile der Ilias nicht mehr in die mykenische Zeit heraufzurücken. Das ist vollkommen richtig¹⁶). Aber nicht minder das, was nachher folgt: »Wenn die zahlreichen Erwähnungen der Bronze »für die Entstehung der Odyssee und Ilias in der Bronzezeit nicht das »Geringste beweisen, so geben sie dafür den unwiderleglichen Beweis, »daß der epische Stil sich in der Bronzezeit ausgebildet hat; denn nur »damals können die Formeln geprägt worden sein, die auf bronzene An»griffswaffen und Werkzeuge bezug haben«. Und zwar, füge ich noch einmal hinzu, nicht zu spät innerhalb der Bronzezeit; denn wenn »erz»beschlagen« oder »mit Erze gespitzt« als Vorzug gerühmt wurde, so muß noch im Bereiche der Erinnerung eine Zeit gelegen haben, wo man dergleichen aus Stein machte (vgl. oben S. 235. 296).

Belochs statistische Untersuchung ist dadurch besonders wertvoll, daß er auch Hesiod und die Hymnen mit hereingezogen hat, wo das Zurücktreten der Bronze dem Eisen gegenüber sich fortsetzt. Wir brauchen nicht zu wiederholen, was exakt und übersichtlich dargelegt ist, und geben unsrerseits, wie in den beiden vorigen Auflagen, eine Gruppierung der 48 Beispiele aus Ilias und Odyssee; auch durch Vergleichung der Art, wie da im einzelnen das Eisen erwähnt ist oder verwendet erscheint, läßt sich etwas lernen.

1. Verhältnismäßig zahlreich sind die Stellen (9), an denen Eisen überhaupt nur als Gegenstand des Besitzes genannt wird, ohne eine bestimmte Vorstellung von der Art wie es verwendet ist. Der Vers χαλκός τε χρυσός τε πολύκμητός τε σίδηρος steht dreimal (Z 48. K 379. Λ 133), um den Reichtum eines Mannes zu bezeichnen, und in ähnlichem Sinne Ξ 324. φ 10. Unter den Kampfpreisen, die Achilleus aussetzt, nennt der Dichter Ψ 612

16) Fimmen KMK. 145: »Das untere Ende der mykenischen Kultur fällt mit der Verbreitung des Eisens als Material für Werkzeuge und Waffen zusammen«. Ähnlich Beloch GrG.² I 2 S. 127. Die Grenze der beiden Perioden setzt Fimmen um 1250, während Beloch (a. O.) für den Übergang von Eisen zu Bronze am Ägäischen Meere keine bestimmte Zeit angibt. Vgl. oben S. 306.

γυναῖκας ἐυζώνους πολίων τε σίδηρον; und der gleichen Worte bedient sich I 366 der Held selber, wo er von der Beute spricht, die er mit nach Phthia nehmen werde: Gold, Kupfer, Frauen und Eisen. Als Tauschmittel führt der falsche Mentès α 184 αἶθωνα σίδηρον mit, um dafür Kupfer oder Bronze zu holen; und αἶθωνι σιδήρῳ kaufen H 473 manche Achäer Wein von den Schiffen aus Lemnos. In all diesen Fällen ist natürlich vorausgesetzt, daß das Eisen irgendwie zu Geräten oder Werkzeugen verarbeitet ist, seien es auch nur jene Stifte die später den Namen des griechischen Geldes geliefert haben; aber das Eisengerät bildet kein Glied im Zusammenhange der Handlung.

2. In ähnlicher Weise nur von ferne betrachtet erscheint das Metall da, wo es in übertragenem Sinne angeführt wird, meistens sprichwörtlich zum Ausdruck einer besonderen Festigkeit des Körpers oder der Seele, im ganzen 15 mal. Apollon ruft den Troern zu, sie sollen tapfer auf die Argeer eindringen, ἐπεὶ οὐ σφί λίθος χρώς οὐδὲ σίδηρος (Δ 510). Eurylochos staunt über die Zähigkeit, mit der Odysseus Mühen und Entbehrungen erträgt: ἦ ῥά νυ σοί γε σιδήρεα πάντα τέτυκται (μ 280). Wie der verkleidete König seiner Gemahlin gegenüber sitzt, wird er beinahe zu Tränen gerührt, bezwingt sich aber und seine Augen bleiben starr ὡς εἰ κέρα ἢ σίδηρος (τ 211). Nachher die alte Amme verspricht Stillschweigen zu halten ὡς ὅτε τις στερεὴ λίθος ἢ σίδηρος (τ 494). Öfter wird das Herz »eisern« genannt: ἦτορ Ω 205. 521. ψ 172, θυμός X 357. ε 191, κραδίη δ 293. Hektor will dem Achilleus entgegengehen, auch wenn er πυρὶ χεῖρας ἔοικε μένος δ' αἶθωνι σιδήρῳ (Υ 372). Ein paar mal bieten Erscheinungen der unbeseelten Natur Anlaß zur metaphorischen Anwendung des Wortes: das Feuer wird Ψ 177 als πυρὸς μένος σιδήρεον umschrieben, und von den Freiern heißt es ο 329. ρ 565, daß ihr Übermut σιδήρεον οὐρανὸν ἵκει. Damit verwandt ist die uneigentliche Bedeutung des Adjektivs in den Versen P 424 f.: ὡς οἱ μὲν μάρναντο, σιδήρειος δ' ὀρυμαγδὸς χάλκεον οὐρανὸν ἵκε δι' αἰθέρος ἀτρυγέτοιο. Ein Scholiast (B) umschreibt »eisern«: ὁ στερεὸς καὶ πολυίσχυρος, und die Neueren sind ihm bis auf einen (V. H. Koch: »das Gesprassel der eisernen Waffen«) alle gefolgt, doch wohl mit Recht. Bemerkenswert ist, wie sich der übertragene Gebrauch bei der Bronze stellt. Da gibt es gegen jene 15 Stellen vom Eisen (7 Il., 8 Od.) nur 4, alle aus der Ilias: χάλκεον ἦτορ B 490, χάλκεος ὕπνος Λ 241, ὅπα χάλκεον Σ 222, χάλκεος οὐρανός P 425; denn αὐγὴ χαλκείη N 341 ist nicht bildlich gemeint, sondern ist der ganz eigentliche Glanz des Erzes κορύθων ἀπολαμπομενάων. Diese Bevorzugung des Eisens in der bildlichen Rede-weise hängt mit der von Arthur Platt beobachteten Tatsache (vgl. oben S. 299) zusammen, daß auch die ausgeführten Gleichnisse bei Homer

nicht aus dem Bereiche des ritterlichen Lebens gegriffen sind, wie es die Helden der Vorzeit geführt hatten, sondern aus den alltäglichen Erfahrungen der Leute bescheidenen Standes, zu denen die ionischen Sänger gehörten. Man erkennt deutlich: das Eisen beschäftigte die Phantasie der Menschen; es war etwas Neues, dessen Besitz man schätzte, dessen Eigenschaften man bewunderte. Von seinem Vorkommen innerhalb der Ereignisse, die erzählt werden, geben die 24 bisher besprochenen Stellen kein Zeugnis.

3. Von ähnlicher Art sind 3 weitere Fälle, wo zwar Geräte oder Konstruktionsteile aus Eisen erwähnt werden, aber solche, die nur in der Vorstellung existieren. Jevons machte mit Recht darauf aufmerksam, daß der Dichter dem Tartaros (Θ 15) ein eisernes Tor geben konnte, ohne bei irgend einem Könige seiner Bekanntschaft ein Burgtor von Eisen gesehen zu haben (JH St. 13 [1892/3] p. 28); von ganz derselben Art ist die eiserne Achse am Wagen der Göttinnen (E 723). Und wenn Athene-Mentes versichert, Odysseus werde nicht mehr lange seinem Vaterlande fern sein, οὐδ' εἴ περ ἐσιδήρεα δέσµατ' ἔχησιν (α 204), so steht der Name des wunderbar harten Metalles hier ebenso sprichwörtlich wie in den übertragenen Beispielen der vorigen Gruppe; daß man zur Zeit des Dichters von α Ketten aus Eisen hergestellt habe, darf aus seinen Worten noch nicht geschlossen werden.

4. Den Boden der Wirklichkeit betreten wir erst da, wo aus Eisen verfertigte Stücke in der Handlung des Gedichts eine Rolle spielen. Zunächst und überwiegend sind es Werkzeuge, nicht Waffen: das hat schon Helbig (HED.² 330 f.) bemerkt. Man könnte geneigt sein zu folgern — wie ich selber einst getan habe —, daß die Griechen Pflug und Axt früher als Schwert und Lanze von Eisen gefertigt hätten. Viel wahrscheinlicher ist doch, daß für die Waffen das altertümliche Metall deshalb festgehalten wurde, weil die Kampfschilderungen, in denen sie vorkommen, aus alter Überlieferung stammten — so urteilt auch Burrows im Schlußkapitel seines Buches über Kreta (S. 216) —, während in den Zügen des gewerblichen Lebens, die ein Dichter von sich aus hinzutut, naturgemäß die eignen Erfahrungen und Anschauungen stärker mitsprachen. Auf dieselbe Weise erklärt sich ein charakteristischer Abstand zwischen der Theogonie (9 mal Bronze, 2 mal Eisen) von den ἔργα (jedes 5 mal). — Wie Achill eine schwere eiserne Scheibe als Preis für den besten Diskoswerfer aussetzt, sagt er (Ψ 832 ff.): wer die bekäme, würde vom entlegenen Landgut aus seinen Hirten oder Pflüger nicht in die Stadt zu schicken brauchen um Eisen zu holen, sondern würde für fünf Jahre daran genug haben. Gleich nachher bezeichnet der Verfasser von Ψ die Beile, die der Sieger im Bogenschuß erhalten soll, kollektiv als ἰόεντα σιδήρεον (850). Und

dasselbe Werkzeug ist Δ 485 f. gemeint: τὴν [d. i. αἵρειον] μὲν θ' ἄρματο-
πηγὸς ἀνὴρ αἴθωνι σιδήρῳ ἐξέταμ', ὄφρα ἵτον κάμψῃ περικαλλεῖ δίφρῳ.
Dazu stellt sich aus der Odyssee die ganze Reihe der Stellen, an denen
die Beile, durch deren Öffnungen man hindurchschießen soll, zusammen-
fassend σίδηρος genannt werden: τ 587. φ 3. 81. 97. ι 14. 127. 328. ω 168.
177. Ihnen muß wohl φ 61 f. hinzugefügt werden, wo Penelope die Ge-
räte für den Bogenkampf aus der Kammer hervorholt, τῇ δ' ἄρ' ἄμ' ἀμφί-
πολοι φέρον ὄγκιον, ἐνθα σίδηρος κείμε πολλὸς καὶ χαλκός, ἀέθλια τοῖο
ἄνακτος, obgleich hier der Ausdruck kaum weniger allgemein ist als in
dem oben (unter 1) angeführten Formelverse.

5. Und nun endlich die Waffen. Nicht öfter als 7, im Grunde sogar
nur 5 mal sind sie von Eisen, in zwei großen Epen, in denen doch von
Kampf und Mord reichlich die Rede ist. Dabei ist zu bemerken, daß es
zu den allgemein gebräuchlichen Waffen Beiwörter, die vom »Eisen«
hergenommen sind, überhaupt nicht gibt (vgl. S. 313); nur die Keule
des Bötters Areithoos, ein ganz ungewöhnliches Stück, heißt (H 141.
144) σιδηρεῖη κορύνη. Anders ist es Δ 123, wo die Spitze am Pfeile
des Pandaros kurzweg σίδηρος genannt, also vorausgesetzt wird,
daß den Zuhörern Pfeile mit eiserner Spitze bekannt sind. Und dazu
stimmen dann wieder zwei weitere Stellen: Antilochos, der dem Peliden
die Nachricht vom Tode seines Freundes gebracht hat, fürchtet μὴ λαιμόν
ἀπαμήσειε σιδήρῳ (Σ 34); und die Rinder, die dem Patroklos zu Ehren
geschlachtet wurden, ὀρέχθων ἀμφὶ σιδήρῳ σφαζόμενοι (Ψ 30 f.). In
beiden Fällen ist an ein Schwert, vielleicht genauer im zweiten an ein
Messer gedacht; daß dafür einfach σίδηρος gesagt wurde, war nur mög-
lich in einer Zeit, in der eiserne Waffen nichts Ungewohntes mehr waren.
Und dies gilt in noch höherem Grade für den sprichwörtlich ausgeprägten
Gedanken, der in der Odyssee zweimal in gleichem Zusammenhange er-
scheint, zur Rechtfertigung dafür daß Telemach die Waffen aus dem
Männersaale fortgeschafft hat (π 294, τ 13): αὐτὸς γὰρ ἐφέλκεται ἄνδρα
σίδηρος.

6. Ganz für sich steht die Erwähnung des Eisens in der Κυκλώπεια:
der heiße Pfahl im Auge des Polyphem zischt so laut wie ein Stück glü-
hendes Eisen, das der Schmied in kaltes Wasser taucht, um es hart zu
machen (ι 393). Dieser Vergleich setzt nicht nur Bekanntschaft mit
eisernen Geräten, sondern, mindestens beim Dichter, auch eine anschau-
liche Vorstellung von der Art, wie es bearbeitet wird, voraus. —

Nach diesem Überblick halten wir an der Grundanschauung fest, daß
die Häufigkeit und noch mehr die Aktualität im Auftreten des Eisens
ein Zeichen für relativ späten Ursprung einer Partie ist. Daß auch die
Ilias zum Abschluß gekommen ist in einer Zeit, als die Kenntnis des

Eisens schon weit verbreitet war, brauchte mir nicht entgegengehalten zu werden; denn das hatte ich selbst gesagt. Und wenn Polak¹⁷⁾ hinzufügt, die Erwähnung des Eisens habe sich von der zur Zeit der Dichter bestehenden Gebrauchsweise aus manchmal durch Zufall da eingeschlichen, wo dem traditionellen Stile gemäß Bronze hätte genannt werden sollen, so ist von diesem Gedanken aus nur noch ein Schritt, und kaum ein merkbarer Schritt, zu dem was ich behaupte. Lebten denn »die Dichter« alle zu gleicher Zeit? War für alle die Versuchung gleich dringend, an Stelle der in der poetischen Sprache noch herrschenden Bronze das Eisen einzusetzen? Vielmehr läßt sich derselbe Fortschritt, wie von der Ilias zur Odyssee und weiter (vgl. S. 313, 315), auch innerhalb der Ilias erkennen. Dem könnte nur widersprechen, wer dieses Epos in dem Sinne für ein Werk aus einem Guß hielte, wie etwa den Roman eines modernen Schriftstellers. Das aber ist eine Auffassung, zu der sich heute auch die eifrigsten Unitarier nicht mehr bekennen wollen.

III. Wenn man die Stellen ins Auge faßt, an denen in ziemlich stereotyper Weise geschildert wird, wie ein Held seine Rüstung anlegt — Paris Γ 328 ff., Agamemnon Λ 17 ff., Patroklos Π 130 ff., Achill Τ 369 ff. —, so meint man, daß dem Dichter Krieger vorschweben, die Brustpanzer, Helm, Beinschienen und Rundschild tragen. Durch die *ὀπλοποιία* in Σ wird dies bestätigt. Der Schild heißt öfters *εὐκυκλος* (M 426, Ξ 428; vgl. M 297); er wird mit Leichtigkeit gehandhabt (Υ 163, 278), die Gefährten des Diomedes benutzen ihn als Unterlage für den Kopf, wenn sie auf der Erde ausgestreckt schlafen (K 152). Aber neben den so gerüsteten Kriegern »wandeln, dem Dichter selbst unsichtbar, gespenstergleich Gestalten der Vorzeit, ungepanzert, mit nacktem Oberkörper und »bloßen Schenkeln; um die Hüften schlingt sich, durch einen umgeschnallten Riemen gehalten, der Chiton, zusammengerollt und in die »Höhe gerafft; das Haupt ist bedeckt mit einem flachen Helm, der nur »die Hirnschale schützt; als einzig wirksamer Schutz des Leibes dient »der lange, fast den ganzen Körper deckende Schild«. So beschrieb Hermann Kluge¹⁸⁾ die altertümliche Ausrüstung, deren Besonderheit er zuerst beobachtet hatte. Die Beobachtung war vortrefflich, nicht ganz glücklich formuliert die daran geknüpfte Frage, wie sich diese Gestalten

17) In der früher (S. 112) angeführten Abhandlung S. 423. 18) Kluge, Vorhomerische Kampfschilderungen in der Ilias, Fleckeisens Jahrb. 147 (1893) S. 81—94. Diese verdienstvolle Arbeit ist, obwohl hier schon früher darauf hingewiesen wurde, viel zu wenig beachtet worden. — Reichels »Homerische Waffen« erschienen 1894, die zweite Auflage, »völlig umgearbeitet und erweitert«, 1901, vom Verfasser vorbereitet, doch erst nach seinem Tode von R. Heberdey herausgegeben.

in die Scharen der erzgepanzerten Männer eingedrängt hätten; denn darin lag, unmerklich vorweggenommen, das Urteil, daß innerhalb unserer Ilias die jüngere Bewaffnung das zuerst Gegebene und Eigentliche, die Spuren der älteren etwas Eingefügtes seien. So lautete denn auch die Antwort: der Dichter selbst habe jene ungeschlachten Recken, die Zeugen einer fernen Vergangenheit, unbewußt und »unerkannt in die Schilderungen der eigenen Zeit hineingestellt«. Den umgekehrten Weg schlug Wolfgang Reichel ein, als er, ohne die Vorarbeit zu kennen, kurz darauf dieselbe Betrachtung durchführte. Er nahm nicht den jüngeren sondern den älteren Bestand zum Ausgangspunkt seiner Analyse, und folgerte so: wenn der normale Schild bei Homer der große, längliche, männerdeckende ist, so müssen Stellen, an denen ein runder Bügelschild nicht verkannt werden kann, jüngeren Ursprungs sein. Das traf für die Schilde in der Dolonie (K 152; vgl. 513) ohne weiteres zu, für den des Agamemnon in A war es nun anzunehmen. Das gleiche hatte von den Metallharnischen zu gelten, die der ursprünglichen homerischen Bewaffnung fremd, also, wo sie in der Ilias erscheinen, nachträglich eingedrungen seien.

In der Hauptsache kam Reichel dem Richtigen näher. Der Klugeschen Ansicht steht vor allem die Erwägung entgegen, daß man ihr zuliebe eine Unterbrechung in dem Entwicklungsgange der Poesie annehmen müßte: das ionische Epos wäre etwas Neues und Selbständiges gewesen, neben dem sich Stücke älterer Dichtung abgesondert erhalten hätten, aus denen die ionischen Dichter nur dies und das herübernahmen. Natürlich doch, daß in der kontinuierlichen Fortpflanzung des Heldengesanges mit anderen Zuständen und Einrichtungen auch die alte Bewaffnung wie etwas Selbstverständliches beibehalten wurde, daß nur allmählich und unwillkürlich Züge aus der eigenen Zeit der Dichter sich einschlichen und erst in den spätesten Schichten des Epos die jüngere Vorstellung zur herrschenden geworden ist. Aber allerdings, darin hat wieder Kluge recht, sie ist nun doch, in dem Epos das wir besitzen, die überwiegende. Während, wie schon erwähnt, mehrmals nach der jüngeren Weise erzählt wird, daß ein Held seine Rüstung anlegt, gibt es für den älteren Typus nur ein Beispiel der entsprechenden Beschreibung (O 478 ff.); und der Krieger, dem sie gilt, ist Teukros, der Bruder des Telamoniers Aias, der selbst mit dem schweren Turmschild so fest verbunden ist, daß die Sage seinen Vater wie seinen Sohn danach benannt hat. So werden wir uns auch in diesem Falle darauf beschränken müssen, Bestandteile ältester Überlieferung aus der Masse herauszufinden, und nicht hoffen können, durch Ablösung einzelner hinzugekommener Stücke einen in sich übereinstimmenden ursprünglichen Bestand herzustellen. Vollends unstat-

haft ist es, jüngere Partien, die sich bei dieser Vergleichung etwa erkennen lassen, als Interpolationen zu bezeichnen, wie Reichel getan hat. Denn in einer Zeit, in der, wie er selbst sich ausdrückt, »die Dichtung noch im Flusse war«, gab es noch keine Interpolation, nicht den Unterschied von »echt« und »unecht«, sondern nur von früheren und späteren Schichten. Wer nicht anerkennen will, daß innerhalb der homerischen Poesie beide gleichberechtigt sind, wird dazu gedrängt, so notwendige Teile der Ilias wie den letzten Kampf zwischen Hektor und Achill für »interpoliert« zu erklären. Reichel hat das allerdings nicht getan, sondern sich bemüht, die entscheidende Stelle (X 324 f.) auf altmykenische Bewaffnung zu deuten (S. 40; zweite Aufl. S. 35); aber da hat ihm eben, wie auch sonst manchmal, der Wunsch, Echtes und Altertümliches in möglichst ausgedehntem Maße zu konstatieren, die Unbefangenheit der Beobachtung etwas getrübt. Richtiger urteilte über den Charakter dieser Szene Robert (Studien zur Ilias [1901] S. 224 ff. 245), der die wertvolle Beobachtung machte, daß in allen Kampfszenen, die auf T folgen, fast nur die jüngere (»ionische«) Bewaffnung vorkommt. Freilich, aus dieser Erkenntnis den gegebenen Schluß zu ziehen hat auch er sich gestraubt. Er folgert, daß die echte, altertümliche Erzählung vom Tode Hektors verloren und durch ein neues Stück von ungefähr gleichem Inhalt ersetzt worden sei. Vielmehr zeigt sich hier deutlich, daß unsere Ilias auch in ihrem Grundstocke kein so altertümliches Gedicht ist, wie man früher angenommen hat, sondern daß der Plan dazu erst in der abschließenden Periode der epischen Poesie gefaßt worden ist.

Für das zeitliche Verhältnis von älterer und jüngerer Bewaffnung bieten auch Denkmäler einen Anhalt. Reichel und Kluge waren von solchen ausgegangen, in denen, wie auf der in Mykene gefundenen Dolchklinge mit Löwenjagd, der große, längliche Schild und seine Anwendung anschaulich hervortritt. Aber auf dem Bruchstück einer mykenischen Vase wie in dem Gemälde auf einer Grabstele gleicher Herkunft¹⁹⁾ sind die Krieger mit handlichem Bügelschild, Beinschienen und Wams oder Panzer bewaffnet. Dörpfeld weist hierauf hin, um zu zeigen, daß Reichel nicht recht getan habe nur die frühmykenische Bewaffnung zum Vergleich mit dem Epos heranzuziehen (Athen. Mitteil. 30 [1905] S. 284); offenbar hat sich hier noch innerhalb der mykenischen Periode der Übergang zu derjenigen Weise vollzogen, die Reichel schlechtweg als »ionisch« bezeichnete, und diese Entwicklung ist im Epos zu natürlichem Ausdrucke gekommen. Der Schild, den Agamemnon ergreift, wird A 32 ἀμφιβόρη genannt und doch nachher wie ein Kreisschild beschrieben. Umgekehrt

19) Drerup, Homer, Abb. 13 und 37. Ich zitiere so, weil dieses nützliche Buch jedem zur Hand ist; die Originalpublikationen sind dort angegeben.

heißt es N 715 von den Lokrern, sie hätten keine ἀσπίδας εὐκύκλους gehabt und deshalb ihrem Führer Aias dem Sohne des Oileus nicht ebenso helfen können wie dem Telamonier seine Gefährten, οἳ οἱ σάκος ἐξεδέχοντο, ὅπποτε μιν κάματος τε καὶ ἰδρὼς γούνατ' ἴκοιτο (710 f.); hier nennt der Dichter den Schild einen schöngerundeten, während die Situation, die ihm vor Augen steht, den Langschild erfordert. Reichel hat die Ausdrucksweise des Dichters in Λ 32 richtig beurteilt (2. Aufl. S. 42), während er das Beiwort εὐκύκλος — und so auch den κύκλος M 297 — auf ein Oval, also auf die längliche Form, deuten möchte (2. Aufl. S. 20 f.). Aber es ist gar nicht nötig eine immerhin zweifelhafte Interpretation zu Hilfe zu nehmen; daß ein Dichter »aus lebendiger Anschauung keine Vorstellung mehr vom homerischen Schilde hatte«, läßt sich für N so gut annehmen wie für Λ. Wenn in Bildwerken eine entsprechende Vermischung nicht vorkommt — mir ist wenigstens kein Beispiel bekannt, daß die verschiedenen Formen in derselben Darstellung nebeneinander erscheinen —, so erklärt sich das leicht aus dem anschaulichen Charakter der bildenden Kunst, während der Dichter nicht unbedingt genötigt war, von dem, was seiner Beschreibung entspräche, auch nur sich selber ein ganz deutliches Bild zu machen. Hier erinnern denn solche Proben konventioneller Unlebendigkeit besonders stark daran, wie weit hinter der Entstehung unsrer Ilias die Zeit noch zurückliegt, in welcher die Weise homerischer Kampfschilderungen, damals noch nicht stilisiert sondern treu die Wirklichkeit nachzeichnend, zuerst geschaffen worden war.

IV. Daß in den Kämpfen der Ilias die Pferde nicht zum Reiten sondern nur zum Fahren gebraucht wurden, ist vorher erwähnt. Aber über die Berechtigung der Wagen selbst wird gestritten. Edward Kammer hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß in den Büchern Υ—Χ Achill zu Fuß kämpft, obwohl T 392 ff. erzählt ist wie sein Wagen angeschirrt wird, und hat daraus gefolgert, daß der Schluß von T eine spätere Zutat sei. Dieser Gedanke ist dann von Niese dahin erweitert worden, daß überhaupt die Kämpfe der achäischen und troischen Helden ursprünglich zu Fuß gemeint und die Streitwagen erst in einer späteren Periode der Dichtung eingefügt worden seien²⁰). In der Tat könnte man vielleicht eine Zerlegung der Ilias in der Weise durchführen, daß man alle Kampfszenen, in denen ein Wagen erwähnt wird, als eine jüngere Schicht aussonderte und die andern für älter hielte, in denen die Helden zu Fuß sind. Aber das wäre eine Vergewaltigung, in Widerspruch zu dem, was wir sonst über die Geschichte des Wagenkampfes wissen. Schon den

²⁰) Kammer, Zur homer. Frage II (1870) S. 67, und wieder: Ästhet. Kommentar zur Ilias (1906) S. 330. 337. — Niese EHP. 119.

Denkmälern von Mykene und Kreta, vollends denen der geometrischen Periode sind Abbildungen von Streitwagen nicht fremd²¹); und innerhalb des Epos selbst erinnert der alte Beinamen des thessalischen Argos daran, daß die Äoler, schon ehe sie nach Asien hinüberzogen, die Zucht und den Gebrauch des Pferdes kannten. Durch solche Erwägungen ist Ed. Meyer dazu geführt worden, umgekehrt den Wagenkampf bei Homer für eine »Antiquität des traditionellen epischen Stils« zu halten (GA. II § 198). Sehr gut. Und wenn eine solche Antiquität, wo sie vorkommt, auffällt, so folgt hieraus eben, daß der Gesamteindruck des homerischen Kulturbildes kein einheitlicher und nicht der einer mit Absicht archaisierenden Schilderung ist (vgl. oben S. 298 f.), sondern ein zusammengesetzter, dessen oft seltsames Gemenge wir zu verstehen suchen müssen, indem wir die aus ihm gezogenen Beobachtungen mit dem zusammenhalten, was aus anderen Quellen über den Entwicklungsgang der Kultur bekannt ist. In bezug auf den Streitwagen ist dies zunächst von Otto Roßbach geschehen, der nachwies, wie überall bei den Griechen dieses Kampfmittel nie zu der ausgedehnten Anwendung gelangt ist, die es im Orient gefunden hat. Weder in den bildlichen Darstellungen noch bei Homer gebe es Beispiele davon, daß große Wagengeschwader aufeinander prallen; nur einzelne vornehme Krieger bedienen sich des Wagens, die Hauptkraft des Heeres bestehe schon bei Homer wie in historischer Zeit im schwerbewaffneten Fußvolk²²).

Uneingeschränkt gilt das nicht. Reichel (HW.² 120) macht darauf aufmerksam, wie der alte Neleus, um den jugendlichen Nestor an der Teilnahme beim Zuge gegen die Epeer zu hindern, das einfachste Mittel darin fand, daß er ihm die Rosse vorenthielt (Λ 718 f.); Pferde und Wagen waren also für den schwerbewaffneten Adligen ein unentbehrliches Stück der Ausrüstung. Und dabei handelte es sich, jedenfalls in Elis, nicht um einzelne Krieger, sondern um Scharen; sonst hätte Nestor, als es ihm doch gelang jenen Zug mitzumachen, nicht fünfzig Wagen erbeuten können, indem er ebenso viele Kämpferpaare erlegte (Λ 784 f.). Nur für die Achäer vor Troja ist das, was Roßbach sagte, richtig; bei den Troern spielen Wagen und Pferde eine weit größere Rolle. Auf diesen Unterschied — Τρώων θ' ἵπποδάμων καὶ Ἀχαιῶν χαλκοχιτώνων — hat van Leeuwen in einer anregenden Studie hingewiesen²³) und die

21) Vollständige Sammlung und historische Sichtung des Materials bietet Eugen v. Mercklin, »Der Rennwagen in Griechenland«, Erster Teil, Leipziger Dissertation 1909. Er beschäftigt sich allerdings, ausschließlicher als Reichel in dem betreffenden Kapitel der »Homerischen Waffen« (2 S. 120—145), nur mit den Abbildungen und der daraus zu erschließenden Gestalt des Wagens, nicht mit seiner Verwendung im Kampfe.

22) Roßbach, Zum ältesten Kriegswesen, Philol. 51 (1892) S. 7 ff. 23) De heroum Homericorum curribus bellicis. Mnemos. 34 (1906) p. 251—265; wieder CH. p. 148 sqq.

Cauer, Grundfragen der Homerkritik. 3. Aufl.

Frage aufgeworfen, woher und wie nun doch auch ins Heer der Belagerer die Streitwagen gekommen seien. Sie auf Schiffen mitzuführen^{23a)} sei etwas so Großes gewesen, daß der Dichter es doch wohl erwähnt hätte, wenn dies seine Meinung gewesen wäre; unter den Tieren im Lager, die von der Pest befallen werden, nennt er Pferde nicht: so scheine er überall da, wo ihm die Situation beider Parteien deutlich im Bewußtsein ist, den Unterschied zu wahren und die Achäer als Fußkämpfer zu denken, die darauf ausgehen den Gegner vom Wagen herunterzustecken; z. B. A 320f., wo Diomedes und Odysseus das tun.

Streng durchgeführt ist aber auch dieses Verhältnis nicht; es gibt Stellen genug, wo auch auf griechischer Seite der Wagen recht anschaulich in den Verlauf der Ereignisse eingestellt ist. Von der Szene P 605—625 sagt zwar Porphyrios (Schol. A) mit Recht: *λίαν τούτων πέπλεκται ὁ λόγος*; die Unklarheit schwindet aber, wenn man sich genau hinein-denkt²⁴⁾. Idomeneus kämpft sonst immer zu Fuß und beschränkt sich dabei auf den Stellungskampf (*σταδίη ὑσμίνη* N 509—515), weil zum Vorlaufen und Zurückspringen, wie es sonst die *πρόμαχοι* tun, die Füße des Bejahrten nicht mehr hurtig genug sind. Als nun nach dem Falle des Patroklos Zeus einen Rückschlag bewirkt (P 593 ff.), kann Idomeneus, der zu Fuß von den Schiffen hergekommen ist (612), nicht schnell genug mitfliehen: und er würde den Troern zum Opfer gefallen sein (*καί κε Τρωσὶ μέγα κράτος ἐγγυάλιξεν*), wenn nicht Koiranos, der Gefährte und Zügelhalter des Meriones, mit dem Wagen schnell zur Stelle gewesen wäre (614). Er nahm den Idomeneus auf und rettete ihn vor dem Verderben; aber ihn selbst ereilte es nun (615 f.). Denn der Kreterkönig schleuderte, ehe er sich mit dem Wagen zur Flucht wandte²⁵⁾, noch einmal die Lanze gegen Hektor; sie zersplitterte am Brustpanzer, und der Gegenwurf Hektors traf nun den Koiranos unter Kinnbacken und Ohr, daß er vom Wagen stürzte. Meriones, der unter den Fußkämpfern war (Π 609) und blieb (P 668. 717 ff.), bückte sich, hob die Zügel, die dem Sterbenden aus der Hand gefallen waren, vom Erdboden auf und gab sie dem

23a) In einem Siegelabdruck aus Knossos (zuerst veröffentlicht von Evans *Ann. Brit. School* XI [1994/5] p. 13, wiederholt von Malten, »Das Pferd im Totenglauben«, *Jahrb. arch. Inst.* 29 [1914] S. 179—256, Fig. 40) steht ein Pferd vor oder auf einem Schiffe. Malten bemerkt dazu, die Deutung sei nicht sicher. Nilsson, *Gött. gel. Anz.* 1914 S. 525 glaubt hier »ein Zeugnis des Importes nach Kreta« zu erkennen. Ein solcher muß jedenfalls — ob von N. oder von SO. wird gestritten — in sehr früher Zeit stattgefunden haben; die in der Ilias gemachte Voraussetzung enthält also nichts an sich Undenkbares.

24) Bentley vermutete P 610 Ἰδομενῆος statt Μηριόναο, Düntzer u. a. haben so gedruckt: nur scheinbar eine Hilfe. Das Richtige sah Eickholt, *Ztschr. f. Gymnw.* 22 (1869) S. 224 in einer Rezension von Düntzers Ilias. 25) Aber doch wohl nachdem er ihn bestiegen hatte; dies ist der einzige Punkt, der mir zweifelhaft bleibt.

Idomeneus, der dann sogleich den Schiffen zu fuhr (619 ff.). Mag der Dichter der nachschaffenden Phantasie diesmal etwas viel zugemutet haben: darüber kann kein Zweifel sein, daß er einen bewegten Vorgang vor Augen hatte, in dessen Mittelpunkt der Wagen stand. — Der Ätoler Diomedes kämpft in Λ, wie wir gesehen haben, zu Fuß. Dabei wird er verwundet und springt nun erst (396—400) auf den Wagen, der ihm also nahe geblieben war. Am Tage vorher hat er, als es zur Flucht ging, den bedrängten Nestor auf seinen Wagen genommen (Θ 99—117); beide fahren jetzt dem Hektor entgegen, dessen Wagenlenker der Tydide erlegt (119 f.); aber ein Blitzstrahl von Zeus bestimmt ihn den Alten gewähren zu lassen, der umkehren will: φύγαδ' ἔτραπε μώνυχας ἵππους (157). Vollends am ersten Tage, in seiner ἀριστεία, ist ausführlich und anschaulich erzählt, wie Diomedes vom Wagen herab kämpft: das sind altertümliche Bestandteile der Dichtung. Alter Überlieferung entspricht es doch auch, daß der Gerenische Reisige Nestor immer seinen Wagen zur Hand hat, auf dessen Benutzung er allerdings durch das Alter angewiesen ist. Die tödliche Verwundung eines seiner Pferde (Θ 81 ff.) gibt den Anlaß, daß Diomedes sich seiner annimmt; am folgenden Tage steht er selbst mitten im Kampfe (Λ 501), als Machaon verwundet wird, und besteigt nun mit diesem den Wagen, um den Arzt in Sicherheit zu bringen (513 f.). Doch zu den ältesten Gestalten der Sagen von Hektor gehört Aias mit dem riesenhaften Schilde; nirgends wird erwähnt oder daran gedacht, daß er einen Wagen bestiegen habe. Daß Odysseus keinen Wagen mitgebracht hat und immer zu Fuße erscheint, erklärt sich aus der Natur seines Heimatlandes. Aber der Pelide selbst, der ja in Thessalien zu Hause ist, besitzt zwar einen Wagen und weiß ihn grausam zu gebrauchen, doch nicht im Kampfe; und unter den Eigenschaften, durch die er alle überragt, wird die Schnelligkeit der Füße besonders oft und in stehenden Beiwörtern gerühmt. So läßt sich das Verhältnis von Kämpfern zu Wagen und zu Fuß im Achäerheere nicht auf eine einfache Formel bringen; das Problem harret noch der Lösung, d. h. der entscheidenden Fragestellung.

V. Nicht ganz so verwickelt liegen die Dinge auf einem Gebiete, das freilich im Epos nur gelegentlich berührt wird. Nachdem van Leeuwen gezeigt hatte, daß die Wohnungen der Helden sehr viel einfacher gedacht sind als man früher glaubte, hat Ferdinand Noack²⁶⁾ diese Beobachtung weitergeführt und durch Vergleichung der bei Homer gegebenen Andeutungen mit den in Kreta und Griechenland aufgedeckten

26) van Leeuwen, *De Ulixis aedibus*, Mnemos. 29 (1901) p. 221—231, wiederholt mit einigen Änderungen, in denen Noacks Buch berücksichtigt ist, CH. p. 187 sqq. Noack, *Homerische Paläste. Eine Studie zu den Denkmälern und zum Epos*. 1903.

Palästen eine wichtige Erkenntnis gewinnen helfen. Das Haus, das in den Schilderungen der Ilias vorausgesetzt wird und noch in denen der Odyssee die Vorstellung beeinflusst, besteht in einem einzigen Megaron; hier spielte sich das ganze Leben des Tages ab, hier saß die Frau mit den Mägden bei der Arbeit während der Hausherr seine Waffen putzte (Z 321 ff.), hier wurden die Gäste bewirtet, und im innersten Teile eben dieses Raumes (μυῶ δόμου ὑψηλοῖο) hatte das Ehepaar sein Lager. Für erwachsene, gar verheiratete Kinder gab es besondere θάλαμοι; aber ein Gast, auch der geehrteste, erhielt sein Lager in der Vorhalle angewiesen, weil weitere Räume fehlten. Daß diese Knappheit zu der Pracht des phäakischen Königspalastes nicht stimmt, liegt auf der Hand; trotzdem schläft auch dort Odysseus ὑπ' αἰθούσῃ ἐριδούπῳ (η 345. 336); so mächtig ist der Zwang des Konventionellen²⁷⁾. Der Dichter hat den Widerspruch gar nicht bemerkt. Aus entgegengesetztem Grunde ist die Unterbringung in der Vorhalle in Ω auffallend, wo ja nicht von einem festen Gebäude sondern von einer Lagerhütte (κλισίῃ), allerdings von einer sorgfältig angelegten (Ω 449—456), die Rede ist: den Dichter hat dies wenig gestört, weil er — mehr als irgend ein anderer in der Ilias — mit Formelversen arbeitet. Und doch scheint er hier irgendwie Anstoß genommen zu haben; denn er legt dem Achill (650 ff.) eine umständliche und unwahrscheinliche Erklärung in den Mund, weshalb der Greis draußen sein Lager angewiesen erhalte²⁸⁾. Noack sagt (S. 43), hier verrate sich der Epigone, der eine alte Sitte nicht mehr verstehe und sich gedrungen fühle sie zu entschuldigen. Dem hat Felix Bölte widersprochen: Achills Rede, die auf wirksamen mündlichen Vortrag berechnet sei, müsse scherzhaft verstanden werden; im Scherz stelle er es als eine ungewöhnliche Vorsichtsmaßregel hin, daß Priamos in der Halle schlafen soll, während es durch-

27) In der Erzählung, meinte ich, und möchte daran doch festhalten. Etwas anders Pfuhl (Festgabe Hugo Blümner usw. S. 202): Im Palaste von Tiryns »hätten Gäste gewiß »nicht in der Vorhalle des Megaron zu schlafen brauchen; aber das brauchten sie auch in den »homerischen Palästen nicht, wo genug Thalamoi frei oder freizumachen waren, wie in dem »gastreichen Hause des Kallias bei Platon ein Tameion (Protag. 3/4 ff.). Man folgte nur »einer alten Sitte aus der Zeit des einzelligen Hauses, wenn man die Fremden immer noch »im Prodomos bettete«. Der Verf. erläutert seinen Gedanken durch ein eignes Reiseerlebnis aus Eresos auf Lesbos.

28) Dietrich Mülher NJb. 17 (1906) S. 45, am Schluß eines Aufsatzes über »die Phäakendichtung der Odyssee«, vermutet auf Grund dieser Äußerung Achills, daß »in dem letzten Teile der Ilias der Bearbeiter in der Hauptsache einer Quelle gefolgt« sei, »in der Achill der Hauptheld, der alleinige, von eigenen Geronten umgebene Heerkönig war, in der Agamemnon überhaupt nicht vorkam«. Danach hätte sich im Ω das Schlafen in der αἰθούσα, aus Rücksicht auf mögliche Störung, naturgemäß ergeben und wäre von da in die Odyssee übernommen worden. Nach meiner ganzen Ansicht von der Natur des letzten Gesanges vermag ich solcher Auffassung nicht Raum zu geben.

aus dem Brauche entspreche²⁹⁾. Ich vermag Böltes feinsinniger Deutung in diesem Falle nicht ganz zu folgen, obwohl er ἐπικετομέων (649) richtig erklärt. Zu einem Scherz ist die Situation doch wenig angetan, und Achill könnte sich nicht wundern, daß es ihm damit bei Priamos nicht geglückt wäre (689). Vielmehr äußert sich in seinen Worten eben die Verlegenheit des Dichters, der, nachdem er einmal das Nachtlager als formelhaften Teil der Gastfreundschaft mit hereingenommen hatte, sich auch an die αἶθουσα gebunden glaubte.

Sehen wir nun aber die Grundrisse der ausgegrabenen Paläste an, so sind nicht nur die kretischen mit ihrer reichen Anlage völlig von der aus dem Epos noch erkennbaren Einfachheit verschieden, sondern auch die Königshäuser der mykenischen Blütezeit — in Arne, Mykene, Tiryns — gehen über jenen ursprünglichsten Typus hinaus, indem sie ihn vervielfacht zeigen. Noack, der dies einleuchtend darlegt (S. 20. 22), hat damit den Schluß vorbereitet, daß die Zeit, welche den epischen Stil geschaffen hat, noch am Anfang derjenigen Periode steht, die wir die mykenische nennen. Aber vor dieser Folgerung schreckt er zurück (S. 71 f.): man könne »sich ja nicht zu der Annahme versteigen, daß das Epos hierin vormykenische Zustände widerspiegele«. Warum denn »vormykenische«? Die Perioden sind doch nicht so fest abgegrenzt, daß wir gehindert wären, eine einfachste Form des Wohnhauses, die in den Bauten der Könige von Mykene und Tiryns als grundlegendes Element verwendet ist, der mykenischen Frühzeit zuzusprechen. Für den Ausgangspunkt epischer Kunstübung wird hierdurch nur das bestätigt, was wir bei den Schilden und noch auffallender bei den Metallen gefunden haben: in die fernste Vergangenheit wird er gerückt. Gewiß ein annehmbareres Resultat als der Ausweg, auf den sich Noack gedrängt sieht: zu postulieren, daß jene alte Hausanlage »als fester Typus die mykenische Zeit überdauert« und dann erst in die homerische Dichtung Eingang gefunden habe. Das erste ist ohne weiteres zugegeben — in dieser langen Zeit sind doch nicht bloß Paläste gebaut worden —; das zweite würde allem widersprechen, was wir bisher über die Entstehungszeit des epischen Stiles erkannt haben.

Die Willkür, mit der Noack eine von ihm selber fast schon gewonnene wichtige Erkenntnis zum Schluß wieder austreicht³⁰⁾, hat vielfachen Widerspruch hervorgerufen. Dörpfeld verwahrte sich dagegen, daß ein

29) Bölte, Rhapsodische Vortragskunst, NJb. 19 (1907); S. 575 f. 30) Mein Einspruch dagegen, hier aus NJb. 15 (1905) S. 7 wiederholt, hat ausdrückliche Zustimmung gefunden bei Goebler, »Die kretisch-mykenische Kultur und ihr Verhältnis zu Homer« (Preuß. Jahrb. 130 [1907] S. 468 f.). — Vollständig angenommen sind Noacks Ansichten von Pernice, Griech. u. röm. Privatleben (bei Gercke-Norden II [1910; 2. Aufl. 1912] S. 16—19).

so gewaltsam hervorgebrachtes Resultat »dazu benutzt werde, um die Entstehung der homerischen Gedichte in die nachmykenische Zeit zu verweisen«, und fand selbst zwischen mykenischen und homerischen Palästen, den des Odysseus eingeschlossen, Übereinstimmung in allem Wesentlichen³¹⁾. Das war nun doch wohl etwas allzu summarisch gesprochen; Dörpfeld scheidet nicht scharf genug zwischen Entstehung der epischen Sangeskunst mit ihrem die folgenden Geschlechter beherrschenden Stil und der fortführenden, zuletzt abschließenden Tätigkeit, durch die unsere Ilias und Odyssee geschaffen worden sind. Man kann — mit Noack — anerkennen, daß jene erste Entstehungszeit den einfachsten Haustypus vor Augen hatte, der den Gast für immer in die αἶθουσα gebracht hat, und doch seinen Versuch ablehnen, die ausgebildete Wohnung des Odysseus mit dem ὑπερώϊον der Königin durch Annahme nachträglicher Umdichtung und Interpolation zu eliminieren³²⁾. — Oelmann untersuchte die erhaltenen Grundmauern eines Herrenhauses in Gurnia im östlichen Kreta. Hier fand er bescheidnere Verhältnisse als in den Palästen und glaubte, »bei kritischer Betrachtung« durchgängige Übereinstimmung mit dem homerischen Hause zu erkennen³³⁾. An ihn konnte in diesem Punkte Ernst Pfuhl anknüpfen, als er zwei Jahre später »vorgriechische und griechische Haustypen« eingehend behandelte³⁴⁾. Auch er urteilt: »Die epischen Paläste sind wirklich von mykenischem Typus, mit der gleichen Freiheit im einzelnen. Es besteht kein prinzipieller, im ganzen nicht einmal ein gradueller Unterschied«. Auch was wir in der Odyssee über die Einrichtung einer Gynäkonitis im Oberstock erführen, betreffe mehr die Benutzung als die Anlage des Hauses. Dem kann ich nicht mehr zustimmen, und ebensowenig der grundsätzlichen Bemerkung, daß Noacks frühere Ansicht richtiger gewesen sei als seine spätere. Nach dem, was sich aus konventionellen Zügen in Homers Erzählung schließen läßt, besteht zwischen einem Königshaus, wie der Dichter es sich dachte, und denen, die in Kreta, Mykene, Tiryns ausgegraben sind, wirklich ein Unterschied. Ihn empfunden und im einzelnen nachgewiesen zu haben bleibt Noacks Verdienst. Den Entwicklungsgang aus der »Keimzelle« des geradlinigen Einzelhauses zur gegliederten Palastanlage, den Pfuhl verfolgt³⁵⁾, hat der epische Stil

31) Dörpfeld, »Die kretischen, mykenischen und homerischen Paläste«, Athen. Mitteil. 30 (1905) S. 257 ff. Die angezogenen Stellen S. 283 f. 279. 32) Von welcher Seite her in diesem Punkte Noacks Irrtum (S. 64 f.) entstanden ist, habe ich Njb. a. a. O. 8 dargetan.

33) F. Oelmann, Ein achäisches Herrenhaus auf Kreta. Jahrb. archäol. Inst. 27 (1912) S. 38—51; besonders S. 42. 34) An der schon Anm. 27 erwähnten Stelle: »Festgabe Hugo Blümner überreicht zum 9. August 1914«, S. 186—209. Die angeführten Stellen S. 202—204.

35) Wie sich das Nebeneinander von viereckigem Haus und Rundhaus (so die θόλος in χ) erkläre, wo jedes der beiden herstamme, wie und wo sie zusammen-

nicht mitgemacht. Er begleitete, im wesentlichen unverändert, die am Epos schaffenden Dichter von den frühesten zu den späteren; nur in der Odyssee, wo das Haus mit seinen Innenräumen den Schauplatz der Handlung bildete, drängte sich das Bewußtsein von seiner moderneren, reicheren Gestalt auch in der Darstellung hervor.

VI. In ferne Vergangenheit zurück führen uns auch manche Einzelheiten des Formelwesens bei der Bestattung, des sachlichen wie des sprachlichen. Herrschend ist die Sitte, den Toten zu verbrennen (Ψ , Ω ; vgl. H 408/10. λ 74. μ 3. ω 67). Indem aber das Verbum $\tau\alpha\rho\chi\acute{\upsilon}\epsilon\iota\nu$, das doch eigentlich »einpökeln, dörren« bedeutet, in dem allgemeineren Sinne von »bestatten« angewendet wird (H 85. Π 456f.), verrät sich eine Erinnerung an den Brauch, der den Vorgängern im Heldengesange vertraut gewesen sein muß, daß die Leichname künstlich konserviert wurden, so daß sie beigesetzt werden konnten. Dafür spricht auch der sonst unverständliche Zug (Ψ 170. ω 68), daß Gefäße mit Honig — der einst benutzt worden war, um den Körper luftdicht einzuhüllen — auf den Scheiterhaufen gestellt werden. Helbig (HED. ² 55 f.) hat aus beiden Tatsachen den richtigen Schluß gezogen, auch nicht verkannt, daß dadurch der Abstand zwischen homerischem und mykenischem Ritus vermindert wird. In den Schachtgräbern wurden die Verstorbenen unverbrannt beigesetzt, unter Beifügung von Gebrauchsgegenständen und Schmuckstücken, die sie in ihr verändertes Dasein mitnehmen sollten. Das heißt $\kappa\acute{\tau}\epsilon\rho\epsilon\alpha$ $\kappa\tau\epsilon\pi\acute{\epsilon}\iota\zeta\epsilon\iota\nu$, »die Besitztümer mitgeben«, wie von Menelaos, dessen wackerer Steuermann Phrontis bei Sunion starb, erzählt wird, er sei dort an Land gegangen, $\delta\phi\rho'$ $\epsilon\tau\alpha\rho\omicron\nu$ $\theta\acute{\alpha}\pi\tau\omicron\iota$ $\kappa\alpha\iota$ $\epsilon\pi\iota$ $\kappa\acute{\tau}\epsilon\rho\epsilon\alpha$ $\kappa\tau\epsilon\rho\acute{\iota}\sigma\epsilon\iota\nu$ (Υ 285). Das Gleiche konnte auch im Kenotaphion geschehen (α 291 = β 222). Und die Sitte wurde beibehalten, als man dazu übergegangen war, die Leiche zu verbrennen; da wurden, dem ursprünglichen Sinne des Mitgebens nicht mehr entsprechend, Waffen und Geräte mitverbrannt (Z 418. λ 74. [und μ 13]; doch wohl auch Ω 38). Endlich wurde das Verbum $\kappa\tau\epsilon\pi\acute{\epsilon}\iota\zeta\epsilon\iota\nu$ auch mit persönlichem Objekt verbunden und bedeutete dann, wie $\tau\alpha\rho\chi\acute{\upsilon}\epsilon\iota\nu$, »feierlich bestatten« (Λ 455. Σ 334. X 336. Ψ 646. Ω 657). Von diesem ganzen Stufengang finden sich bei Homer die Beispiele. Auch der Begriff des $\theta\acute{\alpha}\pi\tau\epsilon\iota\nu$ hat sich verschoben: der Ausdruck umfaßt (Ψ 71. Ω 665. μ 12) das Verbrennen mit, nachdem dies Brauch geworden war. Doch gibt es Stellen, an denen sich die Erweiterung des Sinnes nicht bemerkbar macht (T 228. Φ 323. Ψ 630); und in einem Falle wie dem des

gekommen sind, ist eine interessante Frage, auch für die homerischen Verhältnisse nicht ohne Belang, der wir jedoch hier nicht nachgehen können. Schuchhardt, Alteuropa (1919) S. 133, 239, stimmt der Hypothese von Henning (1887) zu, daß das Megaron-Haus mit Vorhalle altarisch sei und sich vom Norden aus nach der Balkan-Halbinsel verbreitet habe.

Phrontis ist wohl nur daran gedacht, daß der Leib in der Erde geborgen wurde. Dieselbe ursprüngliche Bedeutung möchte ich Ω 611 f. annehmen, wo kurz berichtet wird, daß die Kinder der Niobe von den Göttern begraben worden seien, und vielleicht ω 417, sofern der Verfasser dieser Stelle selber eine klare Vorstellung gehabt hat, was er meine. Habe ich für γ 285 und Ω recht, so hat das Verfahren der einfachen Beerdigung neben dem der Verbrennung noch in der Zeit unseres Epos bestanden; hätte ich nicht recht, so bliebe doch sicher, daß es noch bestanden hat, als der epische Stil sich bildete, also der Heldengesang schon in der Entwicklung begriffen war.

Ein Bewußtsein davon, daß die Sitte des Verbrennens nicht die ursprüngliche war, zeigt noch der Dichter des H, indem er erzählt, wie man dazu gekommen sei. Nestor, wo er den Rat gibt das Lager zu befestigen, habe auch empfohlen die Gefallenen zu verbrennen, so daß nur die Knochen übrig blieben und in die Heimat mitgenommen werden könnten, für die Kinder, H 332 ff.:

αὐτοὶ δ' ἀγρόμενοι κυκλήσομεν ἐνθάδε νεκροὺς
 βουσί καὶ ἡμιόνοισιν· ἀτὰρ κατακήομεν αὐτοὺς
 τυτθὸν ἀποπρὸ νεῶν, ὥς κ' ὅστέα παισὶν ἕκαστος
 335 οἶκαδ' ἄγῃ, ὅτ' ἂν αὖτε νεώμεθα πατρίδα γαῖαν.
 τύμβον δ' ἄμφι πυρὴν ἕνα χεύομεν ἑξαγαγόντες
 ἄκριτον ἐκ πεδίου· ποτὶ δ' αὐτὸν δείμομεν ὦκα
 πύργους ὑψηλοὺς κτέ.

Der sprachliche Ausdruck, παισὶν ἕκαστος, ist allerdings recht ungeschickt. Aus anderen Gründen hat Aristarch 334/5 athetiert: ὅτι οὐ διὰ τοῦτο ἐκαίοντο, ὅπως τὰ ὅστα κομίσωνται, ἀλλὰ συνηθεία· καὶ γὰρ οἱ ἐπὶ τῆς ἰδίας τελευτῶντες ἐκαίοντο. καθόλου οὖν οἶδε πυρὶ καιομένους τοὺς πάλαι, καὶ ἐνταῦθα τιθεμένους ὅπου καὶ ἐτελεύτησαν. ἐναντιοῦται δὲ καὶ τὰ ἐξῆς »τύμβον δ' ἄμφι πυρὴν ἄκριτον ἐκ πεδίου«, ἀδιαχώριστον, ἀδιάστατον, τουτέστι πολυάνδριον· πῶς οὖν, »ὥς κ' ὅστέα παισὶν ἕκαστος«; Das Argument der συνηθεία haben wir bereits erledigt. Für das andre vergleichen wir Ψ 252—256, wo auch ἄμφι πυρὴν ein Hügel aufgeschüttet, die Gebeine des Patroklos aber in einer goldnen Schale im Zelte des Peliden verwahrt werden³⁶). Trotzdem haben sich viele neuere Gelehrte dem Urteil des Alexandriners angeschlossen, ohne recht zu bedenken, daß das doch ein ungewöhnlich gescheiter Interpolator gewesen sein müßte. Nicht nur hätte er eine ver-

36) Hier ist es, auch ohne Rücksicht auf H, das Natürliche, an den auch aus historischer Zeit bezeugten Brauch zu denken, daß die Gebeine des Verstorbenen in seine Heimat gebracht werden (vgl. z. B. Thukyd. II 34; VI 71). Dem tut es keinen Abbruch, daß in der Odyssee (γ 109 ff. ω 76 ff.) eine andre Vorstellung besteht.

nünftige Frage im stillen aufgeworfen und darauf eine mindestens vernünftige, vielleicht sogar richtige Antwort gegeben — daß das unstete Dasein der auf Eroberung Ausgezogenen in Kleinasien mitgewirkt habe, eine Änderung der heimatlichen Sitte herbeizuführen, war auch Rohdes Vermutung (*Psyche* I² 41. 47 f. 3 vgl. unten Kap. 5 II) —; der Interpolator hätte sich auch in die Eigenart der Partie, die er erweitern wollte, besonders gut hineingedacht. Denn auch, was unmittelbar folgt, dient dem Zweck historischer Erklärung: wie es gekommen sei, daß in späteren Gesängen der *Ilias* eine Lagerbefestigung vorhanden ist, um die gekämpft wird. Das wird denn doch wohl derselbe Autor gewesen sein. Aber allerdings, die Bedenken, denen er mit seinen Erfindungen zu begegnen sucht, sind nicht die von naiven Zuhörern; sie lassen eher ein lesendes Publikum vermuten, mit denen es dieser späte Dichter schon zu tun gehabt hätte. Daß er wirklich zu den spätesten derer gehörte, die an der *Ilias* gearbeitet haben, kann erst in größerem Zusammenhange, bei Analyse der gesamten Komposition, bestätigt werden.

Hier aber erhebt sich nun eine andre Frage. Wenn tatsächlich in der Zeit zwischen den Anfängen des Epos und seiner Vollendung ein Wechsel der Sitte stattgefunden hat, wie ist es dabei zugegangen? So einfach, wie im *H* erzählt wird, natürlich nicht, daß eines Tages ein kluger Mann aufstand und den Vorschlag machte. Gerade in Gebräuchen des Totenwesens sind überall die Völker besonders konservativ. Bisher hatte man alle Sorgfalt darauf verwandt, den Leichnam unzerstört zu erhalten durch Einreiben fäulniswehrender Essenzen, Einflößen durch die Nasenlöcher (wovon *Π* 670. T 38 f. noch eine Vorstellung geben, vgl. Hdt. II 86), durch Umhüllen mit Honig; wie konnte man sich entschließen, ihn statt dessen auf einmal zu Asche zu verbrennen? — Darüber hat Wilhelm Dörpfeld nachgedacht, und ist auf die Vermutung gekommen³⁷⁾, das Feuer habe bei dem früheren Verfahren schon Verwendung gefunden, um dem Körper durch Dörrung Feuchtigkeit zu entziehen und ihn so widerstandsfähiger zu machen. Das Neue, wozu man unter dem Zwang äußerer Verhältnisse überging, sei also kein völlig Neues gewesen. Für

37) Dörpfeld, »Verbrennung und Bestattung der Toten im alten Griechenland«, *Mélanges Nicole* (1905) p. 95—104, und wieder: »Die Totenbestattung im alten Griechenland«, *Südwestdeutsche Schulblätter* 1908 Nr. 8. Auf Punkte in seiner Theorie, die noch der Aufklärung bedürften, hat Burrows hingewiesen, *Discoveries in Crete* (1907) p. 211 f. Sehr entschieden gegen Dörpfeld erklärten sich Ernst Pfuhl, *Gött. Gel. Anz.* 1907 S. 667—671 (in einer Rezension der Schrift von Zehetmaier »Leichenverbrennung und Leichenbestattung im alten Hellas«, 1907), und Carl Rouge, »Bestattungssitten im alten Griechenland«, *NJb.* 25 (1910) S. 385—399, wo auch weitere Literatur zu finden ist. Rouge hat die schwachen Punkte in Dörpfelds Theorie scharf hervorgehoben, für das Positive darin keinen Blick gehabt. Dörpfelds Antwort, »Zu den altgriechischen Bestattungssitten«, *NJb.* 29 (1912) S. 1—26.

diese Annahme hätte er sich auf den Wortlaut der Bitte berufen können, die der flehende Hektor noch an den Sieger richtet, X 342 f.:

σῶμα δὲ οἶκαδ' ἐμὸν δόμεναι πάλιν, ὄφρα πυρὸς με
Τρῶες καὶ Τρώων ἄλοχοι λελάχῃσι θανόντα.

Wörtlich ebenso H 79 f., und noch zweimal ähnlich. Dem Feigling hat Hektor gedroht O 349 f.: οὐδέ νυ τόν γε γυντοί τε γυνταί τε πυρὸς λελάχῃσι θανόντα. Und von dem schlafenden Peliden nimmt die Seele des verstorbenen Freundes Abschied Ψ 75 f.: οὐ γὰρ ἔτ' αὐτὶς νίσσομαι ἔξ Ἀΐδαο, ἐπὶν με πυρὸς λελάχητε. Die Aoristform λέλαχον ist überhaupt ganz selten; bei Homer findet sie sich nur an diesen vier Stellen, und nur hier in der eigentümlich faktitiven Bedeutung. Es ist eine alte Formel, und muß entstanden sein in einer Zeit, wo es richtig war, daß man den Toten, wie wir sagen könnten, »vom Feuer etwas abbekommen ließ«³⁸). Dörpfeld hat von diesem charakteristischen Zuge keinen Gebrauch gemacht; sein Beweis stützt sich auf sachliche Beobachtungen und Erwägungen.

Schon früher hatten Schliemann und Stamatakis »aus der Asche, welche »über dem Boden [der mykenischen Schachtgräber] und bisweilen über »die Skelette selbst verbreitet war, den Schluß« gezogen, »daß die »Leichname in den Gräbern selbst einem dürftigen Feuer ausgesetzt »und demnach unvollkommen verbrannt worden seien«³⁹). Daran knüpfte Dörpfeld an, indem er die Aschenreste ebenso erklärte. Zu allen Zeiten seien bei den Griechen Brennung und Beisetzung verbunden gewesen; das Neue bei den Trojakämpfern habe nur darin bestanden, daß man sich entschloß aus dem καίειν ein κατακαίειν zu machen. Entsprechend habe es später, um zu der älteren Weise zurückzukehren, keines eigentlichen Bruches der Tradition bedurft; die Behandlung der Leiche mit Feuer, die zeitweise verstärkt worden war, sei nur wieder schwächer gemacht worden. Dieser Ansicht diene zur Bestätigung die bekannte Stelle in Platons Phädon 64 (p. 114 D/E), wenn man sie nur richtig verstehe. Kriton hat den Meister gefragt: »Auf welche Weise sollen wir dich bestatten?« und bekommt die Antwort: »Wie ihr wollt, vorausgesetzt, daß ihr meiner habhaft werdet«. Damit wendet sich Sokrates zu den übrigen und bittet sie, den Freund zu beruhigen und ihm gegenüber die entgegengesetzte Bürgschaft zu übernehmen, wie Kriton sie seinerzeit den Richtern angeboten habe: Οὗτος μὲν γάρ, ἢ μὴν παραμενεῖν. ὑμεῖς δὲ ἢ μὴν μὴ παραμενεῖν ἐγγυήσασθε, ἐπειδὴν ἀποθάνω, ἀλλὰ

38) Nicht ganz klar ist der Ausdruck πυρὸς μελίσσόμεν (H 410) »vom Feuer aus begütigen«. Daß dabei an lustrale Reinigung gedacht sei, vermutet gegen Rohde (I² 31) Albrecht Dieterich, *Nekyia* (1893) S. 197. 39) Der kurze Bericht nach Helbig HE. I [1884] S. 39 (= 51 f.), wo die genaueren Nachweise gegeben sind.

οἰχῆσθαι ἀπὸντα, ἵνα Κρίτων ῥᾶον φέρῃ καὶ μὴ ὀρῶν μου τὸ σῶμα ἢ καϊόμενον ἢ κατορυπτόμενον ἀγανακτῇ ὑπὲρ ἐμοῦ ὡς δεινὰ πάσχοντος, μηδὲ λέγῃ ἐν τῇ ταφῇ, ὡς ἢ προτίθεται Σωκράτῃ ἢ ἐκφέρει ἢ κατορύττει. Wie mit den letzten Worten nicht drei Arten der Bestattung, sondern drei aufeinanderfolgende Teile der feierlichen Handlung gemeint sind, so sei es auch vorher bei ἢ καϊόμενον ἢ κατορυπτόμενον. Kritons Frage zu Anfang habe sich auf die genauere Ausgestaltung der Feier bezogen, nicht etwa auf eine Wahl zwischen Verbrennung und Beerdigung.

Der Grundgedanke der Hypothese, dem ich von vornherein lebhaft zugestimmt habe, scheint mir immer noch richtig. Er würde es bleiben, auch wenn sich herausstellen sollte, daß der Zustand in historischer Zeit ein etwas anderer gewesen ist, als Dörpfeld annimmt. Und das dürfte allerdings zutreffen. Hier sind wir nicht auf Schlußfolgerung aus gelegentlichen, literarisch überlieferten Äußerungen angewiesen, sondern haben unmittelbare Zeugnisse in zum Teil umfangreichen Grabanlagen, die das eine Verfahren neben dem andern zeigen. Auf dem Dipylon-Friedhofe sind Bestattungsgräber um ein wenig zahlreicher als Brandgräber; in den Nekropolen von Megara Hybläa, Syrakus, vollends Samos Bestattungen gegen Verbrennungen stark im Übergewicht⁴⁰). Danach ist es doch mindestens nicht unmöglich, Kritons Frage an Sokrates im Sinn einer Alternative zu fassen und dem entsprechend nachher das ἢ καϊόμενον ἢ κατορυπτόμενον zu erklären. Den Nachweis zu führen, daß auch »in der klassischen Zeit« alle Toten, ehe man sie beisetzte, gebrannt wurden, ist Dörpfeld nicht gelungen; auch aus einer Stelle wie Lukian *περὶ πένθους* 21 folgt es nicht⁴¹). Das verträgt sich aber sehr wohl mit der Annahme, daß von den Ausgängen der heroischen Zeit an der Anteil des Feuers allmählich verringert worden sei; die Verringerung hätte denn eben so weit geführt, daß manche ganz darauf verzichteten, wobei, wie Pernice erinnert (Gercke-Norden II²), rein praktische Gründe, z. B. Kostbarkeit des Brennmaterials, mitbestimmend gewesen sein können. Jedenfalls bleibt es nicht nur ein Verdienst von Dörpfeld, die Frage gestellt und ernsthaft angegriffen zu haben, auf welche Weise und aus welchen Ursachen sich zweimal die Sitte gewandelt habe, sondern auch mit dem Grundsätzlichen der Antwort ist er den anderen überlegen. Dies am deutlichsten mit bezug auf den Übergang aus der mykenischen in die homerische Zeit. An sich liegt es ja nahe, mit Rouge (NJb. 1910 S. 396f.) das Vorhandensein entgegengesetzter Bestattungsarten auf

40) Genaneres, mit Angabe der Literatur, bei Pernice (Gercke-Norden II), Privatleben IV. 41) Bei Dörpfeld NJb. 1912 S. 17. Auf andere bemerkenswerte Stellen, die er anführt, kann ich hier nicht eingehen; nur auf Euripides Alk. 365. 607 (S. 24) sei noch hingewiesen.

Mischung der Bevölkerung zurückzuführen; nur hat bisher nicht ausgemacht werden können, welche der beiden Arten die indogermanische, also den Griechen angestammte, welche die von Fremden übernommene war; und vollends unerklärt bliebe die Tatsache, daß derselbe Wechsel zweimal, in entgegengesetzten Richtungen, stattgefunden hat. Da ist es doch eine natürliche Vermittlung, anzunehmen, daß die Elemente beider Sitten schon in mykenischer Zeit verbunden gewesen seien.

Der Vermutung allerdings, daß die Aschenreste in den Schachtgräbern von Leichenbrand herrührten, hat schon Helbig widersprochen (oben Anm. 39); und wenn Dörpfeld in seiner Antwort an Rouge hervorhebt, »daß es im allgemeinen sehr schwer, ja fast unmöglich ist, die Nichtanwendung von Feuer an den Gräbern positiv festzustellen« (NJb. 1912 S. 5), so schiebt er die Pflicht des Beweises dem Gegner zu, während es doch eigentlich heißen muß: *Affirmanti incumbit probatio*. Aber nun hat er (S. 18) seine Deutung des Befundes durch ein paar wertvolle Zeugnisse alexandrinischer Wissenschaft gestützt, zunächst Schol. AB zu Δ 99 πυρῆς ἐπιβάντ': ὅτι οἱ ἀρχαῖοι τὰ σώματα οὐκ ἔθαπτον ὑπὸ γῆν, εἰ μὴ πρότερον ἔκαυσαν. Der Urheber dieser Notiz wußte natürlich nichts von unsrer Unterscheidung zwischen mykenischer und homerischer Kultur; die »Alten« waren ihm die Menschen der homerischen Zeit, und von denen war ihm klar, daß sie ein aus Brennung und Beerdigung zusammengesetztes Verfahren der Totenbestattung geübt hatten. Dieselbe Ansicht tritt im Scholion A zu A 52 hervor, αἰεὶ δὲ πυραὶ νεκῶν: τὸ παλαιὸν τὰ σώματα τῶν θνησκόντων πρότερον ἐκαίετο διὰ τὸ ἀπέριττα γίνεσθαι, εἰθ' οὕτως ἐθάπτετο ὑπὸ γῆν. Diesmal ist auch der Grund des Brennens vor der Beisetzung angegeben, mit dem ärztlichen Kunstausdruck ἀπέριττα⁴²⁾: um dem Körper die überflüssige Feuchtigkeit zu entziehen. Aus dem Epos geschöpft konnte diese Kenntnis nicht sein; aber sie fügt sich mit dem, was wir aus ihm entnehmen, aufs beste zusammen. Denn es ist nicht richtig, was Dörpfeld und seine Gegner übereinstimmend meinen, daß Homer nur Verbrennung, nichts von Beerdigung unverbrannter Leichen bezeuge. Auch auf dieser Seite des Kulturlebens bietet er das Bild einer Entwicklung, und zwar einer Entwicklung, der der Verfasser jener Partie des H schon als Beobachtender gegenübersteht. Ihre eigentlichen Träger waren diejenigen, Zuhörer und Dichter, für die und von denen der aus der Heimat mitgebrachte epische Stil den Vorgängen und Verhältnissen der Wanderzeit angepaßt wurde.

42) Was in den Scholien A weiter folgt (ἢ δὲ αἰτία τοῦ καίεσθαι τὰ σώματα παρὰ τοῖς Ἕλλησιν αὕτη κτέ.), ist eine ätiologische Erzählung aus Andron, mit der von uns hier verwerteten antiquarischen Notiz nur äußerlich zusammengerückt.

VII. Nur auf dem Grenzgebiet zwischen sagenhaften und historisch bezeugten Zeiten bewegen wir uns, wenn wir die Form der Eheschließung ins Auge fassen. Aristoteles berichtet (Polit. II 5 [8] p. 1268 b, 39 ff.): τοὺς ἀρχαίους νόμους (φαίη ἄν τις) λίαν ἀπλοῦς εἶναι καὶ βαρβαρικούς· ἐσιδηροφούντο τε γὰρ οἱ Ἕλληνες καὶ τὰς γυναῖκας ἐωνοῦντο παρ' ἀλλήλων. Der ursprüngliche Zustand ist bei Homer noch der herrschende. Von Andromache heißt es (X 472), „Hektor habe sie in sein Haus geführt ἐκ δόμου Ἡτίωνος, ἐπὶ πόρε μυρία ἔδνα. Dieselbe Begründung kehrt mit gleichen oder ähnlichen Worten in anderen Fällen wieder (Π 178. 190. λ 282), so daß man, mag auch die Etymologie des Wortes ἔδνα zweifelhaft sein, deutlich sieht: es bezeichnet den Kaufpreis, den der Bräutigam für das Mädchen dem Vater bezahlt. So bei Antenors Sohn Iphidamas (Λ 243), bei Odysseus' Schwester Ktimene (ο 367). Zuweilen wird statt der ἔδνα eine Dienstleistung gefordert oder angeboten: so wollte Neleus seine Tochter Pero nur dem geben, der die Rinder des Iphiklos aus Phylake holen würde (λ 288 f.); und Othryoneus hoffte die schönste von Priamos' Töchtern, Cassandra, ohne Kaufpreis (ἀνὰ ἐδνον) zu gewinnen, wenn er die Achäer aus Troas vertrieben hätte (N 366). Ganz unentgeltlich sein Schwiegersohn zu werden bietet Agamemnon dem Achill an, den er versöhnen will (I 146 = 288); und die gleiche Bereitwilligkeit erklärt (η 314) Alkinoos seinem Gaste, um den hilflos und natürlich besitzlos ans Gestade Geworfenen zu ehren und wegen der Bedenken, die er selbst soeben geäußert hat, zu beruhigen. Solche Ausnahmen bestätigen nur die Regel, daß die Braut gekauft werden mußte. Wie wenig man darin etwas Anstößiges oder nur Unzartes empfand, beweist Odysseus, der es in seiner wohl überlegten Anrede an die phäakische Königstochter erwähnt: er preist den glücklich (Ζ 159), ὅς κέ σ' ἐέδνοισι βρίσας οἰκόνδ' ἀγάγῃται. Trotzdem blieb das Bewußtsein lebendig, daß es sich um ein Geschäft handelte, bei dem jeder Teil sein eignes Interesse im Auge hatte, und das rückgängig gemacht werden konnte wenn der eine sich übervorteilt sah (vgl. Hephästos und Aphrodite θ 317 ff.).

Ein Scholion A zu N 382, das wenigstens zum Teil auf Aristonikos zurückgeht, lautet: ἡ διπλή ὅτι ἔδνα ἐδίδοσαν οἱ μνηστήρες· »ἐέδνωται« δὲ κηδεσταί, πενθεροί· οὗτοι γὰρ τὰ ἔδνα παρὰ τῶν μνηστευομένων ἐδέχοντο (so Cobet für ἐνεδέχοντο). Das abgeleitete ἐέδνωται kommt nur an dieser Stelle vor und ist in seiner Bedeutung völlig klar; für ἔδνα selbst aber stimmen die Aussagen der Alexandriner nicht ganz überein. Zu Π 178 hat Aristonikos notiert, ὅτι ἔδνα τὰ ὑπὸ τῶν γαμούντων διδόμενα ταῖς γαμουμέναις, wonach die Geschenke nicht dem Vater sondern der Braut selbst gegeben worden wären. Mit Rücksicht darauf hat Friedländer zu N 382 den zweiten Teil der Bemerkung, die Erklärung von

ἔδνωται, dem Aristonikos abgesprochen und nicht mitgedruckt. Diese Erklärung ist zwar die sachlich richtige, steht aber vereinzelt da, während die zu ihr nicht recht passende von ἔδνα mehrfach wiederkehrt. Sie findet sich z. B. im Lexikon des Apollonios: »ἔδνα« τὰ ὑπὸ τῶν μνηστήρων ταῖς μεμνηστευμέναις διδόμενα δῶρα, und ähnlich bei Hesychios: »ἔδνα« φερνή, τὰ ὑπὸ τῶν μνηστήρων ταῖς μνηστευόμεναις διδόμενα. »μεῖλια« δὲ τὰ ὑπὸ τῶν γονέων ταῖς γαμουμέναις. Hier ist konfuserweise der Begriff der φερνή (Mitgift) mit herangezogen; außerdem, wohl in entfernter Erinnerung an I 147, ein Zusatz über μεῖλια gemacht. Als gemeinsame Quelle dieser Erklärungen sieht Cobet Aristarch an, und Friedländer hat ebenso geurteilt. Man könnte einwenden, daß die richtige Auffassung, die in dem zweiten Teil des Scholions zu N 382 gegeben ist, besser für Aristarch passe, die Unklarheit in den übrigen Zeugnissen auf Rechnung seiner Nachfolger zu setzen sei; aber das würde sich schwer beweisen lassen. Es kommt auch nicht allzuviel darauf an. Selbst wenn Aristarch irrtümlich sich ἔδνα als Geschenke dachte, die der Braut vom Bräutigam gegeben wurden, so verdient er dafür nicht den Spott und Tadel, den Cobet (MCr. 243) über ihn ausgießt. Denn der Übergang von der Sitte des Brautkaufes zu der der Mitgift hat sich tatsächlich bei manchen Völkern⁴³⁾ in der Weise vollzogen, daß die Gewohnheit aufkam der Tochter den vom Schwiegersohn erhaltenen Preis ganz oder teilweise zur Ausstattung mitzugeben. Ob dies auch in Griechenland so gewesen ist und ob dem Aristarch etwas davon bekannt war, wissen wir freilich nicht; vielleicht sind die Worte des Chores in Äschylos' Prometheus 559 f. ὅτε τὰν ὁμοπάτριον ἔδνοις ἄγαγες Ἡσιόταν πιθὼν δάμαρτα κοινόλεκτρον, die Cobet (p. 249) als Probe eines mißverständlichen poetischen

43) Beispiele für dieses Übergangsstadium aus den Sitten jetzt lebender Völker findet man bei A. H. Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts (1889) S. 179 f. Lehrreich ist auch der allmähliche Wandel, der sich auf dem Gebiete des germanischen Rechts vollzogen hat. Daß die Ehe hier jemals ein »Kauf des Weibes« gewesen sei, bestritt Felix Dahn (z. B. Deutsche Geschichte I 1 [1883] S. 135), ist aber mit dieser Ansicht nicht durchgedrungen; vgl. Rob. Bartsch, Die Rechtsstellung der Frau als Gattin und Mutter (1903) S. 62. Doch von Anfang an bestand schon in den Zeiten, wo das Institut der Kaufehe noch ganz lebendig war, daneben der feste Brauch, daß auch die Frau dem Manne etwas an Besitz zubrachte. Darüber berichtet Tacitus Germ. 18. Noch in fränkischer Zeit vollzog sich bei einem großen Teile der deutschen Stämme die Eheschließung in der altertümlichen Form des Brautkaufes; »vielfach muß aber die Sitte bestanden haben, daß der »Vormund den erhaltenen Preis (*Wittum*) der Braut ganz oder teilweise in die Ehe mitgab. — So wurde der Kaufpreis, ohne zunächst seine juristische Natur zu ändern und seine »Notwendigkeit für jede vollgültige Ehe zu verlieren, zu einer von dem Vormunde ausbedungenen Dos des Bräutigams an die Braut«. Die Entwicklungsstufe, die Richard Schröder (Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte² [1894] S. 291 f.; vgl. S. 300) in diesen Sätzen bezeichnet hat, entspricht genau der Auffassung der ἔδνα, wegen deren Aristarch von Cobet getadelt wird.

Sprachgebrauches anführt, natürlicher Ausdruck des Überganges zu einer geänderten Sitte. So viel aber steht fest, daß schon die homerische Dichtung bis in die Zeit herabreicht, in der der ältere Brauch allmählich verlassen wurde und der jüngere aufkam. Wie Priamos von der Hoffnung spricht, Lykaon und Polydoros, die ihm Laothoe die Tochter des Altes geboren hat, aus der griechischen Gefangenschaft zurückzukaufen, gedenkt er der Schätze, welche diese seine Gemahlin von ihrem Vater mitbekommen hat: πολλὰ γὰρ ὥπασε παῖδι γέρων ὀνομάκλυτος Ἴδης (X 51). Und Agamemnon begnügt sich nicht damit, Achill gegenüber auf eine Zahlung für die Tochter die er ihm geben will zu verzichten, sondern fügt das Versprechen hinzu (I 147 f.): ἐγὼ δ' ἐπὶ μείλια δώσω πολλὰ μάλ', ὅσ' οὐ πῶ τις ἦ ἐπέδωκε θυγατρὶ ⁴⁴).

Aber diese Stelle ist für Cobet ein Grund mehr Aristarch zu schelten: er habe so verschiedene Dinge wie ἔδνα und μείλια verwechselt; das trete besonders in der Anmerkung zu β 53 hervor. Dort klagt Telemach in öffentlicher Rede über die Zudringlichkeit der Freier (52 ff.);

οἱ πατὴρς μὲν ἐς οἶκον ἀπερρίγασιν νέεσθαι
Ἰκαρίου, ὅς κ' αὐτὸς ἐδνῶσαιτο θυγάτρα,
δοίη δ', ὥς κ' ἐθέλοι καὶ οἱ κεχαρισμένος ἔλθοι.

55 οἱ δ' εἰς ἡμέτερον πωλεύμενοι κτλ.

Dazu bemerkt Aristonikos: κυρίως μὲν ἔδνα ἐστὶ τὰ διδόμενα ὑπὸ τοῦ γαμοῦντος τῇ γαμουμένη· νῦν δὲ καταχρηστικῶς κεῖται ἡ λέξις ἀντὶ τοῦ »χρήματα ἐπιδόη«. Cobet macht sich über die Wendung νῦν δὲ καταχρηστικῶς lustig und verlangt, daß auch hier die echte Bedeutung von ἔδνα zugrunde gelegt, ἐδνῶσαιτο also übersetzt werde: »für Brautgeschenke verkaufen würde«. Wie sollen wir uns entscheiden?

44) Ein mittelbares Zeugnis für eben diesen Gebrauch meint Finsler (Ἔδνα, Herm. 47 [1912] S. 414—421) in Telemachs Worten β 132 f. zu finden: κακὸν δέ με πόλλ' ἀποτίνειν Ἰκαρίῳ, αἶ κ' αὐτὸς ἐκὼν ἀπὸ μητέρα πέμπω. Damit sei nicht Buße gemeint für die der Mutter angetane Schmach [»denn eine Schmach wäre die Rücksendung nicht«], sondern Rückzahlung des Wittums. Diese Deutung ist von seiten ihrer Voraussetzungen willkürlich; Telemachs Rede ist ja ganz beherrscht von der Abwehr des Schimpflichen, das ihm zugemutet wird. Götter und Menschen werden es ahnden (στρυγερὰς ἀρήσει' ἔρινος, νέμεσις ἔξ ἀνθρώπων); sollte der Vater Ikarios der einzige sein, bei dem nur an die geschäftliche Seite der Sache gedacht wird? Keineswegs: ἐκ γὰρ τοῦ πατὴρς κακὰ πείσομαι. Weiter aber wird Finsler zu sehr üblen Konsequenzen geführt. Innerhalb des β hat er nun zwar Einheitlichkeit des Sprachgebrauches; aber zwischen Telemachie und Odyssee konstruiert er einen Unterschied, der doch wieder nicht klar eingehalten wäre. Und vollends einer Reihe von Ilias-Stellen muß er Gewalt antun, um die Spuren davon zu beseitigen, daß unter ἔδνα ursprünglich der für die Frau dem Vater gegebene Kaufpreis verstanden wurde (ἀνάεδνον I 144. N 365; ἐδνωταί N 38). Auch die Chronologie der Bedeutungen — vielmehr die chronologische Verwirrung — die sich für ihn ergibt (S. 417), spricht gegen seine Theorie.

Daß die Hand der Penelope, wie jeder anderen Frau, dem gebühre, der den größten Preis zahlt, darüber herrscht nirgends ein Zweifel. Als Telemach dem fremden Bettler gegenüber seine Notlage schildert, sagt er, seine Mutter schwanke ob sie noch länger im Hause bleiben solle: ἢ ἤδη ἅμ' ἐπεται, Ἀχαιῶν ὅς τις ἄριστος μνάται ἐνὶ μεγάροισιν ἀνὴρ καὶ πλείστα πόρῃσιν (π 76f.). Von den Freiern gibt Agelaos dem Telemach in freundlicher Absicht den Rat, er möge seiner Mutter zureden, γήμασθ', ὅς τις ἄριστος ἀνὴρ καὶ πλείστα πόρῃσιν (υ 335). Die gleiche Anschauung liegt den resignierten Worten zugrunde, mit denen φ 161f. Leodes den Bogen, den er nicht spannen konnte, bei Seite stellt. Und Penelope selbst deutet an, nach welchem Maßstabe sie, wenn überhaupt, den neuen Gemahl wählen wird (τ 528f.): ὅς τις ἄριστος μνάται ἐνὶ μεγάροισι πορῶν ἀπερείσια ἔδνα. Charakteristisch ist auch die Art, wie Athene in ο die Verdächtigung, Penelope denke daran dem Eurymachos die Hand zu reichen, begründet (17f.): δ γὰρ περιβάλλει ἅπαντας μνηστήρας δώροισι καὶ ἐξώφελλεν ἔδνα. Danach kann auch β 53 ἐδνῶσαιτο nicht anders gemeint sein. Telemach will sagen: »Die Freier sträuben sich in das Haus des Ikarios zu gehen, der seine Tochter dem Meistbietenden unter ihnen verkaufen würde«. Sonst würde man gar nicht verstehen, warum die Freier sich gegen dieses Verfahren sträuben (ἀπερρίγασι); wenn die Aussicht bestünde, daß der glückliche Bewerber noch Geschenke dazu bekäme, so hätten sie ja alle Ursache einverstanden zu sein.

Die Stelle in Telemachs Rede ist also von Cobet richtig erklärt; aber nun die Forderung, die Eurymachos dagegen erhebt (β 194 ff.):

Τηλεμάχῳ δ' ἐν πᾶσιν ἐγὼν ὑποθήσομαι αὐτός·
 195 μητέρα ἦν ἐς πατρός ἀνωγέτω ἀπονέεσθαι·
 οἱ δὲ γάμον τεύξουσιν καὶ ἀρτυνέουσιν ἔδνα
 πολλὰ μάλ', ὅσσα ἔοικε φίλης ἐπὶ παιδὸς ἔπεσθαι.

Hier können ἔδνα unmöglich als Kaufpreis verstanden werden, wenn hinzugefügt wird, daß sie »die liebe Tochter begleiten« sollen. Deshalb sieht sich Cobet genötigt den letzten Vers hier und α 278, wo dieselben Worte dem Mentos in den Mund gelegt sind, für interpoliert zu erklären⁴⁵⁾.

45) Ihm schließt sich Belzner an (vgl. oben Anm. 11b), Hom. Probl. I (1911) S. 64—75 in ausführlicher Auseinandersetzung, durch die das Urteil, mit dem er sie abschließt, in doppelter Beziehung von ihm selber widerlegt ist. Er meint, von »kulturgeschichtlichen Verschiebungen« könne »auch hier nicht die Rede sein«, und hat doch zehn Seiten lang davon geredet; und er behauptet »die Auffassung der ἔδνα sei einheitlich«, nachdem er von dem Aushilfsmittel der Athetese Gebrauch gemacht, damit also zugegeben hat, daß der überlieferte Tatbestand des homerischen Sprachgebrauches in diesem Punkte nicht einheitlich ist. Wegzuschneiden, was sich nicht fügen will, ist immer das Einfachste. Indem Aristarch und Cobet damit anfangen, haben sie uns die Möglichkeit und folglich die Aufgabe geschaffen, weiter zu kommen.

Aber die Schwierigkeit ist damit noch nicht gehoben. Daß einer der Freier οἱ δέ sagen und damit sich und seine Genossen meinen könne, würde Cobet (M^{Cr.} 245) nicht behauptet haben, wenn ihn nicht der Eifer gegen eine irrige Auffassung des Wortes ἔδνα fortgerissen hätte. Der Anstoß wäre um so stärker, als der ganze Gedanke, wie Kirchhoff gesehen hat, in β seinen eigentlichen Platz hat, in α, wo Athene-Mentes ihn auspricht, erst nach dem Muster der Rede des Eurymachos wenig geschickt angebracht ist; da wäre es doch wunderbar, wenn die Beziehung des οἱ δέ und damit der Sinn des ganzen Vorschlages an der ursprünglichen Stelle so viel weniger deutlich geraten wäre als an der nachahmenden. Jedenfalls darf uns nicht zugemutet werden einen solchen Widerspruch durch gewaltsamen Eingriff in den überlieferten Text selber herzustellen. Es bleibt wirklich nichts übrig, die ἔδνα sind β 196 und α 277 das was wir Mitgift nennen: dies hat unter anderen Kirchhoff (Od.² 243 f.) mit Entschiedenheit erkannt. Auch die Griechen selbst haben die Stelle so verstanden; denn bei späteren Dichtern wird mehrfach das von der Braut Mitgebrachte ἔδνον genannt, wofür Cobet (p. 248 sq.) aus Pindar und Euripides Beispiele anführt. Aber wie ist das Wort zu der geänderten Bedeutung gekommen?

Vergegenwärtigen wir uns doch, wer denn den Vorschlag macht, daß die ἔδνα von den Eltern gegeben werden sollen. Es ist Eurymachos, mit der frechste unter den Freiern. Er und seine Genossen haben natürlich kein Interesse daran die ältere Sitte zu bewahren; ja wir erfahren geradezu, daß sie sich ihr zu entziehen suchen. Zwar heißt es in der Schilderung, die Teiresias, und später in der, die Athene von ihrem Treiben gibt (λ 117. v 378): μνώμενοι ἀντιθέην ἄλοχον καὶ ἔδνα δίδόντες. Aber das kann ein formelhafter Ausdruck für »Bewerbung« sein und braucht nicht anders beurteilt zu werden, als wenn der Dichter von Kallypso erzählt; sie habe für Hermes Nektar »gemischt« (ε 93), oder wenn er den Odysseus zu Nausikaa sagen läßt (Ζ 149. 168 f.): γουνοῦμαί σε ἄνασσα — — δεῖδια δ' αἰνῶς γούνων ἔψασθαι. Viel wichtiger, weil durchaus ernst gemeint und anschaulich ausgeführt, ist die Beschwerde, mit der in σ Penelope den Freiern gegenübertritt (275 ff.):

- 275 μνηστήρων οὐχ ἦδε δίκη τὸ πάροιθε τέτυκτο.
οἱ τ' ἀγαθὴν τε γυναῖκα καὶ ἀφνειοῖο θύγατρα
μνηστεύειν ἐθέλωσι καὶ ἀλλήλοις ἐρίσωσιν,
αὐτοὶ τοί γ' ἀνάγουσι βόας καὶ ἵφια μῆλα,
κούρης δαῖτα φίλοισι, καὶ ἀγλαὰ δῶρα διδοῦσιν,
280 ἀλλ' οὐκ ἀλλότριον βίον νήποιον ἔδουσιν.

Die Worte haben bekanntlich den Erfolg, daß die einzelnen Freier aus ihren Wohnungen Geschenke für die Königin holen lassen. Man hat an

diesem Auftreten der »treuen Gattin« Anstoß genommen, und Wilamowitz (HU. 29—34) hat die ganze Episode als ein Stück, »das fast in die Parodie überspielt«, ausgeschieden und der spätesten Zeit, etwa der des Archilochos, zugewiesen. Aber wir werden sehen, daß darin noch ein anderer ursprünglicher und für das Verständnis der Odyssee grundlegender Gedanke enthalten ist. Und wenn das auch nicht wäre, wir dürfen unser Urteil über die sittlichen Anschauungen längst vergangener Zeiten nicht durch modernes Empfinden bestimmen lassen. Daß Penelope wirklich mit ihrem Vorwurf den Angelpunkt der Situation trifft, zeigt von der andern Seite die Rede, die Antinoos nach dem vergeblichen Unternehmen gegen Telemach vor den Freiern hält: wie durch ein Wunder ist der verhaßte Erbe des Odysseus den Nachstellungen entgangen; jetzt soll man ihn auf dem Lande überfallen und töten, seine bewegliche Habe verteilen, sein Haus der Mutter geben und dem der sie heiraten wird. »Wenn euch dieser Plan nicht gefällt,« so schließt der Redner (π 387 bis 392), »dann wollen wir nur aufhören hier zusammenzukommen und »sein Gut zu verzehren; dann mögt ihr gleich ganz und gar euch dem »Herkommen beugen und schlicht bürgerlich mit Brautgeschenken, »jeder von seiner Wohnung aus, um die Königin werben.« Die Hörer verstehen, was er meint; alle verstummen, bis der verständige Amphinomos einen Vorwand findet die Entscheidung hinauszuschieben. Der Versuch, durch spottende Beruhigung zu entschlossenem Handeln aufzustacheln, ist gescheitert.

In anderer Form verwandten Sinn hatte die ernsthafte Zumutung, die Eurymachos in der Volksversammlung an Telemach gerichtet hat: er solle seine Mutter zu ihren Eltern zurückschicken, damit die sie mit Geschenken ausgestattet einem der Bewerber zur Ehe gäben. Wir haben aus zwei vorher (S. 335) angeführten Ilias-Stellen gesehen, daß auch das ältere Epos erst in einer Zeit vollendet sein kann, in der die spätere Gewohnheit einzudringen begann. Wunderbar wäre es, wenn der Wandel der Anschauungen sich glatt und friedlich, ohne Anstoß vollzogen hätte: und nun versetzt uns die Odyssee mitten hinein in die Kämpfe, die hier geführt sein müssen. In ihr vertreten Penelope und Telemach den älteren Brauch, die Freier sind rücksichtslose Vorkämpfer des neuen; und der natürliche Gegensatz, in den beide Parteien dadurch gestellt sind, ist eines der wesentlichen Motive, auf denen die dramatisch bewegte Handlung des Gedichtes beruht.

Ein Zweifel scheint noch übrig zu bleiben: war wirklich die Zeit, in der das Epos sich bildete, als Periode des Übergangs selber schwankend in dem was sie für recht hielt? oder stammt etwa die Unsicherheit daher, daß die Stellen, an denen verschiedene Anschauungen hervortreten, in verschiedenen Zeiten entstanden sind? Für die Beispiele aus der Ilias

steht der zweiten Annahme nichts im Wege; für die Odyssee aber ist es unmöglich die einander widersprechenden Anwendungen des Wortes $\epsilon\delta\nu\alpha$ in β (53 und 196) auf diese Weise abzutun und damit ein in sich so geschlossenes Stück wie die Verhandlung mit den Bürgern zu zerreißen. Hier drängt alles zu der Auffassung, die wir angedeutet haben, daß die Dichtung deshalb Gegensätze darstellt, weil die Menschen, von denen und für die sie geschaffen wurde, selbst vom Streit um diese Gegensätze bewegt waren. Und dies wird durch eine weitere Beobachtung bestätigt. Auch darüber nämlich erhalten wir aus der Odyssee nicht ganz klare Auskunft, wer eigentlich, falls der König nicht heimkehrt, die Hand seiner Witwe zu vergeben hat. Telemach lehnt es ab (β 130), stellt dann aber doch, für den Fall daß er bestimmte Kunde von dem Tode des Vaters erhält, ein energisches Eingreifen in Aussicht (β 223 $\acute{\alpha}\nu\epsilon\rho\iota \mu\eta\tau\acute{\epsilon}\rho\alpha \delta\acute{\omega}\sigma\omega$). Die Freier verlangen von ihm, daß er ein Ende machen soll, aber in der Form, daß er die Mutter ins Haus ihres Vaters zurückschickt, damit der sie einem Manne verlobe (β 113 f. 195), und diesen Ausweg scheint Telemach selbst am meisten zu wünschen (β 53). Der Gesamteindruck endlich, den man bei Lektüre der Odyssee gewinnt, ist der, daß Penelope selbst die Entscheidung hat (o 20. π 391. ϕ 161). Wie sie sich dessen bewußt ist (τ 157. 524. 571 ff.), so wird sie von andern, je nach deren Stellung, für ihre Standhaftigkeit gelobt (λ 181) oder gescholten (β 91. 124). Das Ursprüngliche ist nun überall, daß der nächste männliche Verwandte der Witwe, in erster Linie ein erwachsener Sohn, demnächst ihr Vater, berufen ist sie einem neuen Manne zu verloben; erst eine spätere Zeit hat ihr das Recht der eigenen Entschließung zugestanden. Wenn in der Odyssee beide Rechtsanschauungen trotzdem nebeneinander zu gelten scheinen, so ist auch hier die Erklärung ausgeschlossen, daß die Spuren der jüngeren im allmählichen Wachstum der Dichtung hinzugekommen seien; denn auf dem inneren Konflikt, in den Penelope versetzt ist, beruht ja gerade das Interesse der Handlung. Dagegen ist es sehr wohl begreiflich, daß zu einer Zeit, als die spätere Sitte sich befestigte, noch eine Erinnerung an die ältere im Volksbewußtsein lebendig war; oder, von der anderen Seite angesehen, daß die neue Anschauung eben deshalb aufkam, weil man sich mehr und mehr scheute das alte Recht in voller Strenge auszuüben. Ein Beispiel dieser Gesinnung bietet Telemach. Er ist der natürliche Vormund seiner Mutter, so daß deren Vater erst dann eintreten könnte, wenn Telemach auf sein Recht ausdrücklich verzichtete; das will er nicht. Aber er mag auch nicht so handeln, wie es ihm von rechtswegen zukäme; denn er ehrt den Schmerz seiner Mutter und ist eben erst erwachsen. Obendrein hat Odysseus selbst, als er nach Troja fortzog, seiner Frau zwar befohlen

sich wieder zu verheiraten, wenn der Sohn erwachsen und er bis dahin nicht zurückgekehrt sei, aber die Wahl des Gatten ihr selbst anheimgestellt (σ 269 f.):

αὐτὰρ ἐπὶν δὴ παῖδα γενεήσαντα ἴδῃαι,
γῆμασθ' ὧς κ' ἐθέλῃσθα τεὸν κατὰ δῶμα λιποῦσα.

Das ist ein Stück jenes Abschnittes, den Wilamowitz als späte Eindichtung ausgeschieden hat. Der Auftrag des scheidenden Königs wird uns noch weiterhin beschäftigen; zunächst fragen wir nur: welche Voraussetzungen ergeben sich aus ihm für die rechtliche Stellung der Penelope? Sie soll selbst entscheiden, wen sie zum Gemahl nehmen will; aber das Recht dazu hat sie nicht ohne weiteres, sondern es ist ihr durch ausdrückliche Erklärung ihres Mannes zugestanden worden. In diesem Zuge der Erfindung zeigt sich deutlich, wie der Dichter selbst fühlte, daß er seine Zuhörer in die Zeit des Fortschrittes von einer Stufe des Rechtsbewußtseins zu einer späteren versetzte. —

VIII. Der Gottesdienst fand auch bei den Griechen in ältester Zeit nicht in Tempeln statt sondern unter freiem Himmel. Wo ein schattender Hain, eine Quelle von Bäumen umstanden, ein vorspringender Fels dazu einlud, dort errichtete man einen Altar um den Himmlischen zu opfern; wer ihnen Geschenke weihen wollte, befestigte sie an den Seiten des Altars oder an den Bäumen, die ihn umgaben ⁴⁶). Jene primitiven Kultusstätten waren zunächst wohl nach allen Seiten offen und jedem zugänglich; dann stellte sich das Bedürfnis heraus sie durch ein Gehege oder eine Mauer einzuschließen; zuletzt baute man der Gottheit, die man nun auch im Bilde nachzuahmen und festzuhalten suchte, ein bedachtes Haus. Homer führt uns auch hier in die Periode des Übergangs; das hat Helbig richtig erkannt. Danach ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß wir im Vorkommen von Tempeln einen neuen Maßstab gewinnen für die Abschätzung des relativen Alters der Lieder.

A. An folgenden Stellen wird zweifellos ein Tempel erwähnt.

1) Das Haus der Stadtgöttin von Athen finden wir zweimal genannt: im Schiffskatalog, wo es von Erechtheus heißt (B 547 ff.):

— — — — ὄν ποτ' Ἀθήνη
θρέψε Διὸς θυγάτηρ, τέκε δὲ Ζεῖδωρος ἄρουρα·
κάδ δ' ἐν Ἀθήνῃς εἶσεν ἑὼ ἐνὶ πτόνι νηῶ,
550 ἔνθα δὲ μιν ταύροισι καὶ ἄρνειοῖς ἱλάονται
κοῦροι Ἀθηναίων περιτελλομένων ἐνιαυτῶν,

46) Zur Erläuterung dieser Sitte verwies Helbig (HED.² 417) besonders auf die Ausgrabungen von Olympia und Cypern. Inzwischen ist das Material, das ihm bekannt war und das er zum Teil brieflichen Mitteilungen von Ohnefalsch-Richter verdankte, durch dessen großes Werk über Cypern (1893) wesentlich vermehrt worden.

und η 80 f., wo Athene das Land der Phäaken verlassen hat,

ἵκετο δ' ἐς Μαραθῶνα καὶ εὐρυάγυιαν Ἀθήνην,
δοῦνέ δ' Ἐρεχθίδος πυκινὸν δόμον.

An der ersten Stelle hat offenbar der Dichter von dem Tempel und dem Platz, den er im Kultus einnimmt, eine deutliche Vorstellung; an der zweiten erscheint die Göttin als Gast des Königs in dessen Hause. Trotz dieses Unterschiedes, den Reichel (Hom. Waffen² 154) hervorgehoben hat, sind beide Zeugnisse im Gedankenkreise unserer Ilias und Odyssee etwas Fremdartiges. Sie gehören der jüngsten Schicht an, die in Athen zur Zeit des Peisistratos dem Bestande der Ilias zugewachsen ist (oben S. 117—121).

2) Ein Athenetempel steht auf der Burg von Ilios, in dem Hekabe nach Anweisung des Sehers Helenos die γέραιραι versammelt, um der Athene einen Peplos und Gelübde darzubringen (Z 88. 274. 279. 297 f.; vgl. 379). Die γέραιραι sind ein Kollegium von Priesterinnen, das namentlich in Athen bestand, wo vierzehn dazu auserwählte Matronen der βασίλισσα zu Diensten waren (s. Wilh. Schulze Qe. 501 sq.; Wilamowitz III. 303), und das hier für Troja vorausgesetzt wird, ebenso wie ein Kultusbild der Gottheit, das einzige bei Homer. Diesen Tatbestand verwertet Bethe (Njb. 43 [1919] S. 8 ff.) als einen der Beweise für seine Ansicht, daß die Ilias mit ihren jüngsten, aber noch integrierenden Bestandteilen bis ans Jahr 600 herabreiche. Gewiß richtig⁴⁷⁾. Von dem Bilde wird noch die Rede sein. — 3) Ebenfalls auf dem Burghügel befindet sich ein Tempel des Apollon, in den der Gott den vom Kampf erschöpften Äneas entrückt (E 446), der dann im ἄδυτον (448) von Leto und Artemis gepflegt wird. Dieses Tempels gedenkt Hektor in H; hier will er, wenn er seinen Gegner besiegt, die Rüstung des Erschlagenen aufhängen, προτὶ νηὸν Ἀπόλλωνος ἐκάτοιο (H 83).

4) Von besonderer Art ist der Apollontempel in Chryse; auch von diesem wird nur gesagt, daß er gebaut worden sei, in der Handlung selbst spielt er keine Rolle. Wie der Priester zu seinem Gotte betet, hebt er das Verdienst hervor, das er sich unter anderem durch Tempelbau erworben habe (A 39 ff.): εἴ ποτέ τοι χαρίεντ' ἐπὶ νηὸν ἔρεψα, κτέ. Nachher aber, wie Odysseus die geraubte Tochter und das Sühnopfer nach Chryse bringt, wird eines Tempels dieser Stadt mit keiner Silbe gedacht. Von Chryseis heißt es (A 440 f.): τὴν μὲν ἔπειτ' ἐπὶ βωμὸν ἄγων

47) Daß Bethe trotzdem die Überlieferung von der peisistratischen Redaktion als »novellistische Legende« ablehnt, wurde schon (S. 134) erwähnt. Gegen seine Folgerungen aus Tempel, Kultbild und Bittgang hat Drerup ausführlichen Einspruch erhoben BphW. 1919 Nr. 51 (im ersten von zwei Artikeln über »die Zeit unserer Ilias«). Vgl. auch unten Anm. 51.

πολύμητις Ὀδυσσεὺς πατρὶ φίλῳ ἐν χερσὶ τίθει, und von der Hekatombe wenige Verse später (447 f.): τοὶ δ' ὤκα θεῶν κλειτὴν ἐκατόμβην ἐξείης ἔστησαν ἐϋδμητον περὶ βωμόν. Man sieht: wo es gilt, mit eigener Phantasie den Hergang auszumalen, da tritt das Bild des Tempels zurück und wir haben wieder den im Freien errichteten Altar als einzigen festen Mittelpunkt der heiligen Handlung. Und doch soll Chryses nicht nur einen Tempel errichtet, sondern wiederholt solche für seinen Gott gedeckt haben? So verstand Platon die Stelle (ἐν ναῶν οἰκοδομήσεσιν, Staat 394 A), und so war sie, ähnlich wie A 394 f., wohl wirklich gemeint. Deshalb vermutet Leaf in seiner Ausgabe, daß hier an die ursprüngliche Form eines Gotteshauses gedacht sei, *a mere roof to protect the image of a god standing in a grove*. Und van Leeuwen⁴⁸⁾ hat diesen Gedanken weiter ausgeführt, indem er mit Recht auf das Bildnis verzichtet und dem — vielleicht aus Zweigen schnell hergestellten — Dache nur den Zweck zuschreibt, daß dem zum Opfermahle geladenen Gott ein würdiger Sitzplatz bereitet werden sollte. Sehr willkommen, wie nun auch von dieser Seite her ein Blick in die Zeit des Überganges eröffnet wird; und verdienstlich, was van Leeuwen zur Erläuterung aus späterer Literatur der Griechen beibringt. Nur hätte er nicht versuchen sollen dieselbe Deutung auch für die anderen Stellen geltend zu machen. Ist das schon beim Erechtheion und den Tempeln auf der Burg von Ilios ohne große Gewaltigkeit nicht möglich, so vollends bei den Beispielen, die noch fehlen.

5) Wo der Dichter die Ansiedelung der Phäaken schildert, sagt er von Nausithoos: ἀμφὶ δὲ τεῖχος ἔλασσε πόλει καὶ ἐδείματο οἴκους καὶ νηοὺς ποίησε θεῶν καὶ ἐδάσσατ' ἀρούρας (Ζ 9 f.). Daß es sich hier nicht um gelegentliche Herrichtung einer Opferstätte sondern um Bauten, die Bestand haben sollten, handelt, zeigen die vorhergehenden wie die nachfolgenden Worte. Aber für die Handlung des Epos haben diese Gotteshäuser keine greifbare Bedeutung; ihr Bau wird nur als Tatsache hervorgehoben, die Stätten des Gottesdienstes sind nachher anders beschrieben oder vorausgesetzt (Ζ 291 f. 266 f.). — 6) Ebenso ist zweifellos ein wirklicher Tempel der, den Eurylochos mit den übrigen Gefährten dem Sonnengotte zu bauen verspricht, wenn sie glücklich nach Ithaka heimgekehrt sein würden (μ 346).

B. Diesen sechs Beispielen steht eine merklich größere Zahl solcher Stellen gegenüber, an denen, wie im Grunde ja auch in Chryse, ein Gottesdienst im Freien angenommen oder eine altertümliche Kultstätte ausdrücklich erwähnt wird.

48) van Leeuwen, NHOΣ quid est? Mnemos. 34 (1906) p. 181—190, wieder CH. p. 218 sqq.

1) Ehe die Griechen von Aulis abfuhren, haben sie den Göttern geopfert auf heiligen Altären, die eine Quelle umgaben, über der eine schöne Platane emporragte (B 305 ff.). Auch die Beschreibung des Wunders, das sich hier zugetragen hat, zeigt deutlich daß an einen Tempel nicht gedacht wird. — 2) Zeus gegenüber rühmt sich Agamemnon, er sei auf dem Wege nach Ilios an keinem seiner Altäre vorbeigefahren ohne zu opfern (Θ 238 f.). — 3) Als Ägisthos die Frau des Atriden geheiratet hatte, feierte er ein großes Fest (γ 273 f.): πολλὰ δὲ μηρί' ἔκκε θεῶν ἱεροῖς ἐπὶ βωμοῖς, πολλὰ δ' ἀγάλματ' ἀνήψεν, ὑφάσματά τε χρυσόν τε. Das ist ganz jene alte Sitte, von der, wie schon erwähnt wurde, auf Cypren noch deutliche Spuren nachgewiesen sind. — 4) Odysseus vergleicht den schlanken Wuchs der Nausikaa mit dem eines Palmbaums, den er einst auf Delos Ἀπόλλωνος παρὰ βωμῷ (Ζ 162) gesehen habe. Der Altar stand also im Freien und war das eigentliche Heiligtum des Gottes.

5) Einen für den Gottesdienst geweihten Platz bezeichnet auch die heilige Eiche des Zeus in der troischen Landschaft, die zweimal vorkommt: als Zufluchtsort für den zum Tode verwundeten Sarpedon (Ε 693) und als Aussichtspunkt für die dem Kampfe zuschauenden Götter (Η 60). Daß ein Altar dabeigestanden habe, erfahren wir nicht. — 6) Auch von der Eiche des Zeus in Dodona (Ξ 328. τ 297), aus deren Rauschen Orakel vernommen wurden, wird dies nicht ausdrücklich gesagt, ist aber hier doch wohl als selbstverständlich anzunehmen.

Besonders oft werden Wälder als Sitze der Gottesverehrung genannt: 7) Ein Hain des Poseidon, Ποσιδήιον ἄγλαον ἄλσος (B 506), befand sich zu Onchestos in Böotien. — 8) Das Heiligtum der Athene außerhalb der Stadt der Phäaken, bei dem Odysseus eine Zeitlang warten soll, wird zweimal (Ζ 201. 351) ausdrücklich ἄλσος genannt und an der ersten Stelle so genau beschrieben, daß sicherlich ein Tempel, wenn hier sein Bild dem Dichter vorgeschwebt hätte, mit erwähnt worden wäre. — 9) Der Priester des Apollon in Ismaros, der von Odysseus verschont wurde und ihm zum Dank dafür so köstlichen Wein schenkte, wohnte ἐν ἄλσει δενδρήεντι Φοῖβου Ἀπόλλωνος (ι 200 f.). — 10) Ausführlich und male- risch beschreibt der Dichter den Altar der Nymphen auf Ithaka, bei dem Odysseus und Eumäos dem Ziegenhirten begegnen (ρ 210): er steht auf der Höhe eines Felsens, an dessen Fuß eine Quelle entspringt, die im Schatten von Schwarzpappeln ihren Lauf beginnt. Man mag damit die ganz ähnliche Situation vergleichen, die Ohnefalsch-Richter bei Gelegen- heit seiner Wanderungen auf Cypren angetroffen und sogleich mit unserer Homerstelle in Verbindung gebracht hat (Kypros, die Bibel und Homer I 230). — 11) Das Apollonfest auf Ithaka, das den Hintergrund

für die Veranstaltung des Bogenkampfes abgibt, wird mit einer feierlichen Hekatombe begangen, die von Herolden durch die Stadt geführt wird, während sich die Bürger ἄλσος ὑπο σκιερὸν ἑκατηβόλου Ἀπόλλωνος versammeln (v 278). Der Dichter sagt nichts von einem Tempel, und das ist auch an dieser Stelle ein sicherer Beweis dafür, daß er an einen solchen nicht dachte.

Als technischer Ausdruck für den heiligen Raum, der einem Gotte gehört, begegnet wiederholt τέμενος: 12) Von Zeus wird erzählt, er sei auf den Gipfel Gargaron des Idagebirges gekommen, ἔνθα δέ οἱ τέμενος βωμός τε θυήεις (Θ 48). Möglicherweise ist, worauf Helbig hindeutet, dieses Heiligtum identisch mit der Opferstätte des Zeus auf dem Ida, die X 171 erwähnt und für die als Priester Π 604f. Onetor genannt wird. — 13) Als Achilleus seinem Freunde das Totenopfer bringt, betet er zu dem heimischen Flußgotte Spercheios und gedenkt des Gelübdes, das vor der Ausfahrt nach Troja sein Vater getan hat (Ψ 145 ff.):

κεῖσέ με νοστήσαντα φίλην ἐς πατρίδα γαῖαν
 σοί τε κόμην κερέειν ῥέξειν θ' ἱερὴν ἑκατόμβην,
 πεντήκοντα δ' ἔνορχα πάρ' αὐτόθι μῆλ' ἱερεύσειν
 ἐς πηγάς, ὅθι τοι τέμενος βωμός τε θυήεις.

Der Zusatz ἐς πηγάς zeigt, daß der Dichter sich den Hergang beim Opfer deutlich vorstellt; für einen Tempel ist dabei kein Raum. — 14) Dieselbe Formel kehrt endlich wieder im Liede des Demodokos, der berichtet, Aphrodite sei nach ihrer Befreiung nach Paphos gegangen, ἔνθα δέ οἱ τέμενος βωμός τε θυήεις (Θ 363), und dort sei sie von den Chariten gebadet, gesalbt und in schöne Gewänder gekleidet worden. Nichts nötigt uns die Worte so zu verstehen, wie sie der Dichter des Aphrodite-Hymnos allerdings verstanden hat.

C. Zwei Heiligtümer bleiben übrig, bei denen es zweifelhaft ist, ob der Dichter einen Tempel oder nur einen heiligen Bezirk gemeint hat: 1) Die Absicht nach Phthia zurückzukehren begründet Achill damit, daß es keine Schätze gebe, die ihn für den Verlust des Lebens entschädigen könnten (I 404f.),

οὐδ' ὅσα λάινος οὐδὲς ἀφήτορος ἐντὸς ἔεργει
 Φοίβου Ἀπόλλωνος Πυθοῖ ἐνι πετρῆεσσι.

Diese steinerne Schwelle des Apollon wird dann noch einmal Θ 80 erwähnt: Agamemnon habe sie überschritten, als er vor dem Aufbruch zum Kriege sich dort ein Orakel erteilen ließ. Helbig (2. Aufl. 421) meint, der Ausdruck »nötige zum mindesten nicht zur Annahme eines Tempels, »da er mit gleichem Rechte auf den Peribolos des heiligen Raumes bezogen werden könne«. Nach dem Tatbestand, wie wir ihn hier dar-

gelegt haben, ist diese Deutung die wahrscheinlichere; und van Leeuwen (Mnemos. 34 f. 189 = CH. 226) kommt ihr zu Hilfe durch die Vermutung, daß an Aufbewahrung in einer Höhle des Felsens gedacht sei. Aber freilich wird niemand gezwungen werden können dies anzuerkennen. —

2) Den Markt der Phäaken beschreibt Nausikaa (Z 266 f.) mit den Worten:

ἐνθα δέ τέ σφ' ἄγορῃ καλὸν Ποσιδήιον ἀμφίς,
ῥυτοῖσιν λάεσσι κατωρυχέεσσ' ἀραρυῖα.

Hier schwanken die Erklärer: einige halten das Ποσιδήιον für einen Tempel andere nicht. Mir scheint es auch an dieser Stelle, besonders mit Rücksicht auf die Art wie für dieselbe Stadt das Heiligtum der Athene beschrieben wird, so gut wie sicher, daß es sich nicht um ein Haus, sondern um einen heiligen Platz handelt, der vielleicht durch eine Baumgruppe geschmückt war, also dem Ποσιδήιον ἄλσος in Onchestos (B 506) sachlich ebenso nahe stand wie in der Benennung.

Damit ist das Material erschöpft. Es zeigt sich, daß von den sechs Tempeln (Gruppe A), die überhaupt vorkommen, einer (1) auf Rechnung des athenischen Einflusses zu setzen ist, einer (4) kein wirkliches Haus gewesen zu sein scheint, zwei weitere (5, 6) gar nicht als bestehend vom Dichter vorgestellt werden; nur das Verdienst sie gebaut zu haben oder das Versprechen sie bauen zu wollen gab den Anlaß zu ihrer Erwähnung. Wo im Zusammenhange dessen, was uns der Dichter erzählt, wirklich Gottesdienst ausgeübt oder eine Stätte des Kultus betreten wird, da sind es 14 mal Heiligtümer der älteren Art, nur in zwei Fällen richtige Tempel, der Athene (2) und des Apollon (3) in Ilios. Wenn wir nun sehen, daß von diesen beiden der eine in Z der andere in H vorkommt, und uns erinnern, daß in Z allein die Kunst des Schreibens, in demselben Buche das einzige Götterbild, das Homer kennt, erwähnt wird, in H und Δ zwei von den spärlichen Anfängen eiserner Waffen hervortreten, so gewinnt, denke ich, der eigentümliche und relativ moderne Charakter einer ganzen Partie deutlicheres Ansehen. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß in diesen Büchern nicht auch sehr Altes enthalten sein könne, oder daß jede der Stellen, an denen (Gruppe B) ein heiliger Hain oder Bezirk genannt wird, selbst älter sei als sie. Für eines der Beispiele (14) wäre dies sogar sicher falsch; denn es steht in dem Liede, das Demodokos bei den Phäaken vorträgt. Hier hat denn eben, wie so oft, die konventionelle Weise der Schilderung, der im Schulbetrieb erlernte poetische Stil sich mächtiger erwiesen als die Anschauungen, die der Dichter mit eigenen Augen in dem Lebenskreise, der ihn umgab, hätte sammeln können. Erst im Hymnos auf Aphrodite (58 ff.), wo das Heiligtum auf Paphos und der Dienst, den dort die Chariten der Göttin leisten, in ähnlichem Zusammenhange und großenteils mit denselben Worten wie in θ beschrieben

werden, ist ein Tempel dazugekommen. Andererseits gehört das eine der zwei Zeugnisse für den Apollontempel auf Pergamon (E 446. 448) der altertümlichen Aristie des Diomedes an, ein auffallendes Zusammenreffen, das wir vorläufig als Tatsache verzeichnen.

Das Wort $\nu\eta\acute{o}\varsigma$ ist seiner lautlichen Gestalt wegen schon einmal erörtert worden (S. 158). Es war eines der wenigen Beispiele für ionische Färbung des Vokals in jener Lautgruppe, die gemeingriechisch und auch äolisch als $\bar{o}$ erscheint; und dieses Beispiel fiel um so mehr auf, weil das seiner Bildung nach gleichartige Wort $\lambda\alpha\acute{o}\varsigma$ immer den äolischen Vokal $\bar{a}$ bewahrt hat, nur in einigen abgeleiteten Namen das η zeigt. Der Unterschied blieb damals unerklärt: jetzt ordnet er sich aufs leichteste in einen natürlichen Zusammenhang ein. Die Blütezeit der epischen Poesie, und das war die in welcher sie von den Äolern geschaffen wurde, kannte keine Tempel; sie gehören der späteren Periode an, in der ionische Dichter die Kunst weiter pflegten und die auf uns gekommenen großen Epen gestaltet haben: diese mußten wohl den neuen Begriff, den sie einführten, in der Form benennen, die ihrer eigenen Sprache gemäß war. Hier das Wirken eines Zufalls zu sehen (van Leeuwen 187 sq. = CH 225) kann nur dem gelingen, dem auch das Zusammenstehen von Formen wie $\alpha\mu\mu\iota$ und $\eta\mu\epsilon\acute{\iota}\varsigma$ (z. B. η 203) nicht den Trieb erweckt eine Erklärung zu suchen. Ich denke, die Resultate, die auf verschiedenen Wegen der Forschung gewonnen worden sind, könnten gar nicht besser übereinstimmen und sich gegenseitig stützen, als es hier der Fall ist.

IX. Weniger klar liegt, auf den ersten Blick wenigstens, ein letztes Beispiel des Eindringens späterer Anschauungen. Bei dem Athena-Tempel auf der Burg von Ilios wurde schon erwähnt, daß dies der einzige sei, für den ein Kultbild der Gottheit vorausgesetzt wird. Denn die Priesterin Theano legt ein Gewand, das als Geschenk dargebracht wird, der Göttin auf den Schoß: $\eta\delta'\alpha\pi\acute{\epsilon}\pi\lambda\omicron\nu\epsilon\lambda\omicron\upsilon\sigma\alpha\theta\epsilon\alpha\nu\acute{\omega}\kappa\alpha\lambda\lambda\iota\pi\acute{\alpha}\rho\eta\omicron\varsigma\theta\eta\kappa\epsilon\nu\text{'}\text{Αθηναίης ἐπὶ γούνασιν ἡυκόμοιο}$ (Z 302f.; vgl. 92). Daß dergleichen sonst bei Homer nicht vorkommt, zeigt aufs neue, wie im Vorstellungskreise des Epos die kretisch-mykenische Kultur fortlebt; denn auch diese ist, wie ohne Tempel, so ohne Kultbilder⁴⁹). Wo in Werken der Kleinkunst Opferszenen abgebildet sind, war die Meinung wohl die, daß man sich die Gottheit selbst vorstellen sollte, der Menschen huldigend

49) Vgl. Karo, »Alt-kretische Kultstätten« (Arch. für Religionswiss. VII, 1904); dort S. 142: »So bezeugt uns jeder neue Fund den bildlosen Kult der alten Achäer, d. h. den »Mangel an Kultbildern, wenn auch menschengestaltige Götterbildchen mehrfach vorkommen«. Und Fimmen (Die kret.-myken. Kultur [1921] S. 66) konstatiert: »Große, kultischen Zwecken geweihte Gebäude hat man bisher nicht nachweisen können; Bergkuppen »und freie Plätze genügten vielmehr dem Kult«.

sich nahen. Und das vereinzelte Auftauchen der späteren Sitte in Z paßt zu dem ganzen Charakter dieses Gesanges; nur daß wir uns hüten — das muß immer wieder gesagt werden —, dabei von »Interpolation« oder »Einschub« zu sprechen! Reichel, der sich von dem Gedanken nicht losgemacht hatte, den »echten« Bestand der Ilias auf eine einheitliche Kulturstufe zu bringen (vgl. oben S. 318f.), wollte schlechthin »für die epische Zeit keine Kultbilder zugeben« und meinte dieses eine durch andere Deutung des Textes eliminieren zu können. Es sei doch möglich den Wortlaut so zu verstehen, daß der Dichter gar nicht an ein Bild gedacht habe; vielmehr hätten wir hier einen Rest uralten Gottesdienstes, die Priesterin hätte das Gewand »mittelbar in den Schoß der unsichtbar gegenwärtigen Göttin« gelegt. Ob freilich die Stelle so alt sei, als sie sein müßte um diesen Sinn haben zu können, darüber war Reichel selber zweifelhaft⁵⁰). So schien es mir doch das Richtige, bei der natürlichen Auffassung des $\epsilon\nu\ \tau\omicron\upsilon\nu\alpha\sigma\iota$ zu bleiben⁵¹).

Aber nun sind zwei kretische Siegelsteine gefunden worden, auf denen das Rockopfer, ganz wie Reichel es annahm, d. h. ohne Sitzbild der Göttin, dargestellt zu sein scheint. Auf dem einen schreitet eine schlanke weibliche Gestalt, auf dem rechten Arm eine Falbelrobe tragend, mit der Linken, über die Schulter gelegt, das Doppelbeil; auf dem anderen sind dieselben Gegenstände an zwei Frauen verteilt⁵²). Karo erkennt hier Priesterinnen und sieht in Rock und Labrys göttliche Symbole. Arnold von Salis, dem ich den Hinweis auf diese eigenartigen Stücke verdanke, ist geneigt sie auf ein Peplos-Opfer, wie Hekabe es niederlegen läßt, zu beziehen. Solch überraschender Illustration zu der Stelle des Z uns zu freuen kann uns der Umstand nicht hindern, daß deren Dichter sich durch den $\nu\eta\acute{o}\varsigma$ wie durch die Person der Göttin⁵³) als Ionier verrät, und Ionier bleiben muß. Auch die Hoplopöie wird niemand des-

50) Reichel, Hom. Waff.² 153, wo er die erste Darlegung seiner Ansicht (Vorhellenische Götterkulte [1897] S. 54f.) gegen den Widerspruch verteidigt, den sie von Otto Kern (Strena Helbigiana [1900] S. 155f.) erfahren hatte. 51) Gdfr.² 259. In dieser Auffassung vermag mich auch Drerup nicht irre zu machen (BphW. 1919 Nr. 51/52), der ihr gegenüber drei Möglichkeiten zur Wahl stellt: 1) $\epsilon\nu\ \tau\omicron\upsilon\nu\alpha\sigma\iota$ formelhaft, unkörperlich zu nehmen; 2) bei dem Bild an eine Statuette oder Puppe zu denken (dergleichen wir ja aus kretischer Kunst besitzen); 3) anzunehmen, »daß der Dichter von Z rein aus seinem »künstlerischen Vermögen heraus ein lebensgroßes Götterbild sich vorgestellt hat, auch »wenn er ein solches noch nicht mit Augen gesehen hatte. Mochte er doch aus dem Munde »von Seefahrern von der Existenz solcher Bilder in fremden Ländern schon gehört haben.« Auf jede dieser drei Arten könnten die Schlüsse, die Bethe zieht, ausgeschlossen werden. Vgl. Anm. 47. 52) Von Karo in dem vorher zitierten Aufsatz Fig. 31. 32 nach den englischen Originalpublikationen (von Evans und von Hogarth) wiederholt. 53) Vgl. Wilamowitz, Die Athena von Ilion (1. Beilage in I.H.); für die Chronologie des Tempels in Z und des wirklichen auf dem Burgberge besonders S. 394 f.

halb für ein altertümliches Gedicht halten, weil ihr Verfasser Bildwerke im Sinne gehabt zu haben scheint, die entweder mykenisch-kretischen oder phönizischen Ursprunges waren (S. 307). Dieselbe Mischung von Altem und Jungem fanden wir in der goldenen Fibel des Odysseus, die mit einer Gruppe von Hund und Hirschkalb verziert war (ebd.). Die Beispiele stützen sich gegenseitig, ergeben dann aber zusammen die Frage: wie sollen wir uns den Zusammenhang vorstellen? Auf welche Weise kann ältere Anschauung fortgewirkt haben, um noch bei späten Dichtern die Erfindung zu beeinflussen? Auf den Fall des Z angewandt heißt das: waren heilige Handlungen wie diese öfter besungen worden, so daß der Spätling das Wesentliche seiner Erzählung aus überlieferter epischer Kunst nehmen konnte? oder hatte er Bildwerke wie jene Siegelsteine vor Augen, die einen frommen Brauch der Vorzeit darstellten? oder hatte sich dieser Brauch selber bis in die Zeit des Dichters erhalten? Auf jede Weise konnte und beinahe mußte es geschehen, daß er den ursprünglich bildlosen Gottesdienst mit einem Kultbilde, wie es für seine Generation das Gegebene war, in Verbindung brachte. Wenn wir an den Peplos denken, der regelmäßig im Panathenäen-Zuge der Stadtgöttin dargebracht wurde, so werden wir nicht zweifelhaft sein, uns für die letzte der drei Möglichkeiten zu entscheiden. Damit fällt dann freilich Reichels Vermutung, daß ἐν τοῦνασι bei Homer unkörperlich zu verstehen sei, endgültig fort. Aber sie hat geholfen die poetische Erzählung mit historischem Blicke zu durchschauen, und zu erkennen, daß in diesem Punkt eine Durchdringung archaischer und moderner Züge nicht aus der Entwicklung des Epos sich ergeben hatte, sondern in der Wirklichkeit eines reifer und reicher werdenden Gottesdienstes erwachsen war. Das Verhältnis ist dem ähnlich, das wir auf anderem Gebiete bei den ἔθνα gehabt haben. —

Blicken wir zurück. Altertümliche Stücke mit rein mykenischer Kultur scharf abzugrenzen ist ebenso unmöglich wie die Herausschälung und Zusammenstellung der Bestandteile, die eine »äolische Ilias« gebildet haben könnten. War darum die Arbeit vergeblich, ist ihre Fortsetzung aussichtslos? Vielmehr sind wir gerade durch den Gang, den die Untersuchung auf beiden Gebieten, selbständig doch übereinstimmend, genommen hat, erst recht dazu gelangt, von dem nicht stückweise gemachten sondern in kontinuierlicher Entwicklung gewordenen Wachstum des Epos eine Anschauung zu haben. In der Mehrzahl der Fälle und im ganzen war ja dies das Resultat. Und ein greifbarer Gewinn ist doch auch für die Chronologie des Epos zu verzeichnen. Wie der äolische Laut des Digamma der Mundart, in der Ilias und Odyssee vollendet wurden, fremd, diese Mundart also schon die ionische war, so umgab da-

mals auch schon ionische Kultur die Sänger und ihr Publikum. Ohne $\mu\eta\iota\varsigma$ gab es keine Ilias, und das Gedicht davon ist ionisch nicht nur durch die Sprachform, sondern auch durch den Tempelbau, dessen es den Priester sich rühmen läßt⁵⁴).

Zu einer verwandten Ansicht bekannte sich Finsler auf Grund einer speziellen Studie über »das homerische Königtum« (NJb. 17 [1906] S. 313 ff.), in dem er nicht die mächtige alte Monarchie, von der die Bauten zeugen, sondern eine dem erblichen Archontat der historischen Zeit ähnliche Einrichtung zu erkennen glaubte. In der Hauptsache wohl richtig; im einzelnen würde sich bei erneuter Prüfung das Bild etwas weniger einheitlich gestalten, als es ihm erschien. Das gleiche gilt von einem Versuche, wie ihn Robert Holsten gemacht hat, »Griechische Sittlichkeit in mykenischer Zeit« auf Grund des Epos und der Denkmäler darzustellen (1908). Hier sind umgekehrt die jüngeren Elemente zu sehr zurückgedrängt, allzu ausschließlich diejenigen Züge verwertet, die von Homer aus in die Vergangenheit deuten und, da diese dem rückschauenden Auge in hellerem Lichte zu schimmern pflegt, in ihrer Zusammenfassung ein Bild friedlichen und reinen Daseins ergeben, wie es niemals und nirgends, auch auf griechischem Boden nicht, der Wirklichkeit angehört hat. Die Aufgabe, den Bestand des Epos nach Gesichtspunkten des staatlichen Lebens schichtweise abzustufen, schien Louis Erhardt erkannt zu haben; er hat sie dann aber, einer eignen Kompositionstheorie zuliebe, freiwillig wieder aus den Augen gesetzt (s. oben Anm. 11^c). Solche Analyse wird einmal in großem Zusammenhang unternommen werden müssen; und das wird mit Erfolg nur geschehen können, wenn sie in dem Geiste durchgeführt wird, in dem Wilamowitz die Heeresversammlung in B, den Patrouillengang in K betrachtet und nach ihren gesellschaftlichen und politischen Voraussetzungen charakterisiert hat.

Daß überall in den Verhältnissen geistigen Lebens die Ansetzung bestimmt sich abhebender Perioden noch schwieriger ist als da, wo Bauten, Geräte, Waffen der Vergleichung feste Anhaltspunkte bieten, liegt in der Natur der Sache. Trotzdem wollen wir es wagen das wichtigste dieser Gebiete in den Kreis unsrer Untersuchung hereinzuziehen.

54) Etwas genauer begründet ist dieser Gedanke im Zusammenhang einer Prüfung von Roberts »Studien zur Ilias«, aus der ich ihn gewonnen habe (NJb. 9 [1902] S. 98). Früher schon hatte Wilamowitz erkannt, daß das Dogma von der Ursprünglichkeit des A aufgegeben werden mußte (Göttinger Nachrichten 1895 S. 231).

FÜNFTES KAPITEL

OLYMP UND HADES

Wenn in den äußeren, räumlichen Veranstaltungen für den Gottesdienst eine Entwicklung bei Homer sich verfolgen läßt, deren Hauptstufen sich so deutlich voneinander abheben, daß die jüngere geradezu als die »ionische« festgestellt werden konnte, so liegt die Frage nahe, ob nicht auch in den religiösen Anschauungen selber ein Wandel erkennbar sei; denn daß er stattgefunden hat, kann wohl im voraus als sicher gelten. Die Untersuchung läßt sich in doppelter Richtung anstellen: einmal vom oberen Ende her, indem Äußerungen altertümlicher, im Epos schon überwundener Denkweise aufgespürt und in erklärenden Zusammenhang gebracht werden; dann umgekehrt, von der fertigen Dichtung ausgehend, so daß man die Rolle, welche die persönlichen Götter in der Handlung spielen, zunächst da ins Auge faßt, wo sie am entschiedensten den Eindruck des Unursprünglichen macht, und nun, wie das Fortwuchern der Analogie in Formen und Formeln, so hier den Entwicklungsgang wieder zu erkennen sucht, der ein Element poetischer Technik vom Natürlichen zum Nachgemachten geführt hat und feierlichen Ernst in übermütigen Scherz ausklingen läßt. Jeder dieser Aufgaben soll ein Kapitel gewidmet sein.

I.

Wie höchst ungeeignet im Grunde unser modernes Denken ist hellenische Göttervorstellungen aufzufassen, zeigt sich in einer ans Lächerliche streifenden Schwierigkeit, mit der doch jeder Herausgeber des Homer sich irgendwie auseinandersetzen muß: wo er Ἥως mit großem, wo mit kleinem Anfangsbuchstaben drucken soll. Wo ist es die Morgenröte selbst, wo die Göttin der Morgenröte? — so drängt es uns zu fragen, als wären die Naturerscheinung und deren »Personifikation« verschiedene Dinge. Der Grieche sah unmittelbar in dem, was vorging, die Gottheit. Κῆτος, ὃ μὲν πρὶν βόσκει ἀράστονος Ἀμφιπύρην (μ 97): das ist nicht die persönliche Göttin, die über das Meer waltet und in ihm Delphine und Seehunde und allerlei Getier gedeihen läßt, sondern die dumpftönende

See ist es selbst, die große Nährmutter für alles was in ihr lebt. Wenn Telemach von der Möglichkeit spricht, daß sein Vater ἐν πελάγει μετὰ κύμασιν Ἀμφιτρίτης den Tod gefunden habe (γ 91), so übersetzen wir »in den Wogen der Amphitrite«, mit richtigem Genetiv, und sind doch in Gefahr uns dabei etwas ganz anderes zu denken, als der Dichter gemeint und jeder seiner Zuhörer empfunden hat. So ist φλόξ Ἥφαίστοιο (z. B. I 468. ω 71) nicht die dem Hephästos heilige Flamme, sondern die Flamme, in der Hephästos selbst brennt. Wie könnte sonst gesagt werden: σπλάγχνα δ' ἄρ' ἀμείραντες ὑπείρεχον Ἥφαίστοιο (B 426)? Der uns fremdere Gebrauch rückt den unserm eigenen Denken näher liegenden erst in das rechte Licht¹⁾.

Wer stilistisch geschult ist, denkt ja unwillkürlich an Metonymie. Doch wenn solche Kunstausdrücke schon das Verständnis der literarisch gereiften Rede oft mehr hemmen als fördern, so versagen sie vollends bei dem anschaulichen Denken einer Sprache, die längst vergangen war, als Grammatiker auf den Gedanken kamen ihre Äußerungen zu beobachten und zu registrieren. Daß wir es hier in der Tat nicht mit einer fortgeschrittenen Freiheit poetischer Übertragung sondern mit dem Überrest einer natürlich kraftvollen, gegenständlichen Denkweise zu tun haben, zeigt die Mannigfaltigkeit der Wendungen, in denen der Name des Kriegsgottes den Kampf selber, ja das Werkzeug des Kampfes bezeichnet. Beispiele wie ἔριδα ζυνάγοντες Ἄρης (Ξ 149), μένος κρίνηται Ἄρης (π 269) ließen sich allenfalls in ein modernes Schema einspannen; aber Homer sagt auch ζυνάγωμεν Ἄρηα (B 381), στυγερῷ κρίνονται Ἄρηι (Σ 209). Persönlich gefaßt werden könnte μίνομεν δ' ἔνν Ἄρηα (P 721); aber wenn es wiederholt heißt ἐγείρομεν δ' ἔνν Ἄρηα (B 440. Δ 352. Θ 531. Σ 304) oder ἐπ' ἀλλήλοισι φέρον πολύδακρυν Ἄρηα (Γ 132), so ist das, was geweckt oder gebracht werden soll, doch der Kampf selber, untrennbar verbunden mit der unheimlichen Kraft, die sich in ihm betätigt. Daher sind Verbindungen wie διαπραθέειν Ἄρηι (I 532), κτείνειν μεμαῶτες Ἄρηι (υ 50), μαχέσασθαι Ἄρηι (P 490), oder, mit altertümlich grausigem Bilde, δηῖω μέλπεσθαι Ἄρηι (H 241) unserm Dichter geläufig. Und es zeigt sich nur wieder, wie fern unser nüchternes Verstehenwollen seinem sinnlichen Denken steht, wenn wir uns versucht fühlen zu sagen, hier sei der Göttername als Appellativum gebraucht. Gewiß, Ἄρης ist hier der Kampf selbst, aber zugleich der Gott selbst, der überall da gegen-

1) Dieser Darstellung kommt jetzt zu statten, was Malten (Jb. arch. Inst. 27 [1912] S. 246. 250) über die ursprüngliche Natur gerade des Hephästos ausführt: nicht der Gott des Feuers, sondern das Feuer selbst als göttliches Wesen gedacht (vgl. unten S. 374). Daß Malten in der begrifflichen Verwendung von Ἄρης »die umgekehrte Erscheinung«, also doch eben Metonymie, zu erkennen meint, soll nicht unerwähnt bleiben; doch könnte darauf erst eingegangen werden, wenn er diese seine Auffassung näher begründen wollte.

wärtig ist, wo die im Kampfe wirkende Kraft hervortritt. Meriones trifft den Adamas αἰδοίων τε μεσηγὺ καὶ ὀμφαλοῦ, ἐνθα μάλιστα γίγνεται Ἄρης ἀλεγεινὸς διζυροῖσι βροτοῖσιν (N 568 f.). Von hier aus kann, im Augenblick der Aktion, sogar die Waffe die den Tod bringt als Träger einer selbständigen Kraft angesehen werden. Sei es, daß sie einen Unglücklichen durchbohrt hat oder, darüber hinausfliegend, in die Erde gefahren ist, noch zittert der Schaft der Lanze: ἐνθα δ' ἔπειτ' ἀφίει μένος ὄβριμος Ἄρης (N 444. Π 613. P 529).

Züge dieser Art richtig zu würdigen hat Usener gelehrt durch seine umfassende und tiefgründige Deutung von »Sondergöttern« und »Augenblicksgöttern«, mit der er eine Hauptquelle religiöser Vorstellungen aufdeckte²⁾. Bei Homer allerdings fließt sie nur noch spärlich; ihre erkennbaren Wirkungen sind zurückgetreten, während ein reiches persönliches Leben sich vor unsern Augen in der Götterwelt abspielt und auch die beiden, Ares und Hephästos, mit ergriffen hat. Ebenso ist es denjenigen Gottheiten ergangen, die, einem zweiten großen Ursprungsgebiet entstammend, früheren Tierdienst nur noch eben erschließen lassen. Daß Beiwörter wie γλαυκῶπις und βοῶπις nicht einen gewagten Vergleich ausdrücken, sondern das Rudiment eines Glaubens sind, der die Göttin mit dem Kopfe des benannten Tieres vorstellte, wird heute kaum jemand bezweifeln, obwohl ich nicht zu sagen weiß, von wem es zuerst ausgesprochen worden ist³⁾. Was zu der Einsicht verholfen hat, war die vergleichende Betrachtung, die, spät genug in unserm klugen Zeitalter, den Gedanken des Thukydides (I 6) wieder aufnahm, τὸ παλαιὸν Ἑλληνικὸν ὁμοίωτροπα τῷ νῦν βαρβαρικῷ διαιτῶμενον nachzuweisen.

Eine breitere Masse theriomorpher Erinnerungen, an denen der ἐρίγδουπος πόσις Ἥρης reichen Anteil hat, ist in den Sagen erhalten, die von der gelegentlichen Verwandlung eines Gottes in ein Tier berichten; wo solche Sage entstanden ist, da war früher der Gott in Tiergestalt verehrt worden⁴⁾. Auch bei Homer finden sich Spuren dieser Anschauung.

2) Usener: Götternamen. Versuch einer Lehre von der religiösen Begriffsbildung. 1896. Beispiel einer Lanze, die als helfender Gott gleichsam um ihren guten Willen gebeten wird, S. 285. Der Grundsatz des attischen Strafrechtes, den wir aus Demosthenes 23 (geg. Aristokrates), 76 erkennen, und daß Perikles einen ganzen Tag darüber zugebracht haben soll, im Gespräch mit gelehrten Männern die Frage zu erörtern, ob bei einer unfreiwilligen Tötung der, welcher den verhängnisvollen Wurf getan, oder die Lanze selbst für schuldig zu erklären sei, wird in diesem Zusammenhang verständlicher (Plutarch Per. 36).

3) Auch Beloch, der jetzt (GrG.² I 1 [1912] S. 170) diese Erklärung angenommen hat, gibt sie ohne solchen Nachweis. 4) So Zeus als Stier die Europa entführend. Dies und Verwandtes bei de Visser, De Graecorum diis non referentibus speciem humanam (Leyden 1900) p. 266sq. Von der langen Dauer theriomorpher Göttervorstellungen bei den Doriern handelt Usener Rhein. Mus. 53 (1898) S. 361.

Ob wirklich, wie Usener meinte (Sintflutsagen 229), der ἱερὸς ἰχθύς Π 407 dazu gerechnet werden dürfe, war mir von vornherein zweifelhaft. Die Erinnerung wäre dann auch hier zu einem bedeutungslosen Beiwort verblaßt; und das war in der feierlichen Sprache des Kultus, der nach wie vor der γλαυκῶπις Ἀθήνη galt, leichter möglich als in der alltäglichen und dabei lebendigen Rede, mit der Fischerleute sich über ihr Geschäft verständigten. Jetzt belehrt mich Franz Dölger, daß der Fisch, von seiner religiösen Bedeutung in Kleinasien und dem weiteren Orient abgesehen, in Thrakien und auf den Inseln als Opfer für die Toten wie für die Todesgottheiten heilig gehalten wurde. (Dem Tode) geweiht, im echten, feierlichen Sinne, konnte also ein Fisch genannt werden, den man mit der Angel ans Land hob, wie Patroklos den Thestor mit der Lanze über den Wagenrand zog und kopfunter in den Sand warf.

Aber ausdrücklich erzählt Homer ein paarmal, daß Götter die Gestalt von Tieren — immer von Vögeln — angenommen hätten. Allerdings müssen von den Beispielen einige Stellen in Abzug gebracht werden, an denen der Dichter bloß einen Vergleich machen will⁵⁾. Athene kommt so wenig als Falke T 351 vom Himmel herab wie Δ 75 als Sternschnuppe; nur die blendende Schnelligkeit ihres Fluges soll bezeichnet werden. Das Gleiche gilt von Apollon O 237. Es heißt zwar: $\beta\eta\delta\epsilon\kappa\alpha\tau'\text{Ἰδαίων ὀρέων ἱρῆκι ἑοικώς φασσοφόνῳ, ὅς τ' ὤκιστος πετηνῶν;}$ doch nachher in der Begegnung mit Hektor ist er durchaus nicht als Vogel gedacht. Was zum Irrtum verführen könnte, ist nur der Ausdruck ἑοικώς , die adjektivische Wendung statt der adverbialen; aber eben diese Schiebung des Gedankens treffen wir bei Homer sehr oft: einen Begriff, der im Grunde so gemeint ist daß er die Handlung näher bestimmt, schließt der Dichter an das persönliche Subjekt oder Objekt an, weil dieses seinem gegenständlichen, nicht abstrakten Denken lebhaft vor Augen steht und seiner Phantasie den festeren Anhalt bietet. So will er auch von den troischen Greisen Γ 151 nicht sagen, daß sie wie Zikaden ausgesehen hätten, obgleich er sie $\text{ἀγορηταὶ ἐσθλοὶ, τεττίεσσιν ἑοικότες}$ nennt; nur ihre Stimme soll durch den Vergleich beschrieben werden⁶⁾. Das rechte Verständnis für diesen Sprachgebrauch scheint allerdings schon früh ermattet zu sein; und so hat irgend ein Pedant des Altertums zu ε 353 die Ergänzung 337 hinzugefügt. Wenn Leukothea als Wasserhuhn Abschied nimmt, muß sie doch auch als Wasserhuhn gekommen sein, meinte er, und merkte nicht, daß hier nur, ebenso wie N 62 und α 320,

5) Georg Weicker, Der Seelenvogel in der alten Literatur und Kunst (1902), S. 34, ist in der Anerkennung der Beispiele etwas allzu bereitwillig. 6) Über diese Stelle wie über die allgemeine hier herangezogene Beobachtung vergleiche Rhein. Mus. 47 (1892) S. 88f. 91.

ein plötzliches Verschwinden anschaulich gemacht werden soll⁷⁾. Aber wie scharf man sieht, es bleiben einige Fälle, in denen wirklich verlangt wird, daß wir Götter in Vogelgestalt uns vorstellen sollen: Apollon und Athene als Geier das Schlachtfeld beobachtend (H 59), der Schlafgott, der in ähnlicher Verwandlung an Zeus heranschleicht (Ξ 290), Athene als Schwalbe im Gebälk des Daches sitzend um dem Freiermorde zuzusehen (χ 240). An einer Stelle (τ 372) kann man zweifelhaft sein, ob die Göttin, die φήνη εἰδομένη von den Pyliern enteilt, nach der Meinung des Dichters der Gestalt eines Adlers oder nur der Kraft seines Fluges sich bedient. In der Verwendung eines poetischen Motives gibt es vielfach abgestufte Möglichkeiten. Und um ein poetisches Motiv handelt es sich hier überall nur, nicht etwa um unmittelbar erhaltene Züge des Mythos. Aber daß überhaupt der Erzähler auf den Gedanken kam, Götter in Tiergestalt an der Handlung teilnehmen zu lassen, war nur möglich, weil ein Glaube, der sie in dieser Gestalt verehrte, nicht ganz verklungen war⁸⁾.

Wenn dabei die befiederten Geschöpfe bevorzugt werden, die im luftigen Bereiche frei sich bewegen und wunderbar schnell kommen und verschwinden, so ist das an sich begreiflich. Es hat aber noch einen besonderen Grund darin, daß die Phantasie der Alten in ihren Kreis die Seelen versetzt hatte, die, aus menschlichen Leibern abgeschieden, ein übermenschliches Dasein weiterführen. Der Einfluß des Seelenkultes auf den Götterglauben ist bei den verschiedensten Völkern so mächtig, daß die Meinung gewagt werden konnte, er habe ihn überall erst entstehen lassen. Das ist nun freilich einseitig, und als kraftvoller Protest gegen diese Übertreibung trat Useners Buch über Götternamen (1896) hervor. Daß er nicht gewillt war in das entgegengesetzte Extrem zu treiben, zeigte er dann in den »Sintflutsagen« (1899), besonders in dem Kapitel über die »Mehrdeutigkeit mythischer Bilder«. Das Land der Seligen mußte von dem Götterlande abgezweigt werden, »als man die seligen Geister ehemaliger Menschen schärfer von den Göttern unterschied« (S. 201). Aber die Fahrt ins Jenseits »wurde durch dieselben Bilder veranschaulicht, die für den Lichtaufgang ausgebildet waren«. Das Schiff, so lernen wir, das aus dämmeriger Ferne heranschwebt, bringt den Gott, aber es dient auch dazu die Verstorbenen hinüberzufahren; und Hermes ist so gut der Träger des neugeborenen Götterknäbleins wie der Geleiter

7) Das Beispiel der Leukothea ε 353 und ebenso das des Hermes, λάρψ ὄρνιθι ἐοικώς ε 51, sind also bei Sam Wide, Griech. Religion (Gercke-Norden II², 1912) S. 173 zu streichen.

8) Mit dieser allerdings starken Modifikation können wir wohl heute noch gelten lassen, was Nägelsbach (Homerische Theologie² [1861] S. 161) über jene Fälle von Verwandlung in Vögel urteilte: sie seien »als Versuche zu betrachten, die dem menschlichen Verstand »unbegreifliche Plötzlichkeit und Unmittelbarkeit des Da- und Verschwindenseins oder die »nicht minder unbegreifliche unsichtbare Gegenwart und Augenzeugschaft des Gottes »einigermaßen erklärlich und probabel zu machen«.

der Seelen in den Hades (S. 214. 217). Die Beziehungen, durch die der Seelenglaube im Bilde des Vogels oder vogelartigen Wesens sich Ausdruck verschafft hat, sind von Weicker in seiner schönen Monographie ausführlich dargelegt, wobei auch Stellen aus Homer, die noch Spuren dieses Glaubens enthalten, ihre Würdigung fanden (λ 605. ω 5 f. Ψ 101: Weicker S. 21). Vor allem aber hat hier Rohdes »Psyche« (1890. 94; 2. Aufl. 1898) Licht geschaffen, indem sie einen starken Bestand von göttlicher Verehrung der Toten auch bei Homer nachwies. Der Beweis bringt die sorgfältig gesammelten und gedeuteten Merkmale mit einer ganz auf sich stehenden Ansicht vom Wesen der homerischen Poesie in Verbindung.

II.

Rohde lehnt (Psyche I² 38) den Gedanken ab, daß »in irgend einer mystischen Weise das 'Volk' bei der Hervorbringung des Epos beteiligt gewesen wäre«, und fährt dann fort: »Viele Hände sind an den beiden »Gedichten tätig gewesen, alle aber in der Richtung und dem Sinne, die »ihnen angab nicht das 'Volk' oder 'die Sage', wie man wohl versichern »hört, sondern die Gewalt des größten Dichtergenius der Griechen und »wohl der Menschheit, und die Überlieferung des festen Verbandes von »Meistern und Schülern, der sein Werk bewahrte, verbreitete, fortführte »und nachahmte. Wenn nun, bei manchen Abirrungen im einzelnen, »im ganzen doch ein Bild von Göttern, Mensch und Welt, Leben »und Tod aus beiden Dichtungen uns entgegenscheint, so ist dies das »Bild, wie es sich im Geiste Homers gestaltet, in seinem Gedichte »ausgeprägt hatte und von den Homeriden festgehalten wurde«. Und kurz darauf heißt es (S. 39) mit bezug auf Homers Vorstellung vom Hades: »Wenn er nur ein Reich der Unterwelt von einem Götterpaar beherrscht, »als Sammelplatz aller Seelen, kennt, und dieses Reich von den Men- »schen und ihren Städten so weit abrückt wie nach der anderen Seite »die olympischen Wohnungen der Seligen — wer will bestimmen, wie »weit er darin naivem Volksglauben folgt? Dort der Olymp als Ver- »sammlungsort aller im Lichte waltenden Götter, — hier das Reich des »Hades, das alle unsichtbaren Geister, die aus dem Leben geschieden »sind, umfaßt: die Parallele ist zu sichtlich, als daß nicht eine gleiche »ordnende und konstituierende Tätigkeit hier wie dort angenommen »werden sollte«. In solchen Sätzen ist allerdings die Einheit und Persön- lichkeit des schöpferischen Genius, Homer, stark betont. Aber dabei wird doch zugestanden, daß die Schule der Sänger, die ihm nachfolgte, nicht nur sein Werk weitergegeben, sondern auch seine Weise zu denken und zu dichten weiter geübt hat, und so geschäftig gewesen ist durch eigene Zutaten den ursprünglichen Bestand der Dichtung zu erweitern.

Als ein Beispiel solches Zuwachses sucht Rohde I² 49 ff. die Nekyia zu begreifen, und zwar nicht etwa als »Interpolation«, sondern als die Erfindung eines unter den Homeriden, der, um seiner poetischen Zwecke willen, ältere, gar vorhomerische Gebräuche und Anschauungen wieder aufnahm (S. 57) und in sein Werk verarbeitete, mit diesem dann aber den Rahmen schuf, in den spätere Dichter, auch sie noch Träger der homerischen Tradition, neue und immer neue Züge und Szenen eingefügt haben (S. 59 ff.). Auf der andern Seite wird daran erinnert (S. 13), »daß vor Homer, um bis zu Homer zu gelangen, das Griechentum viel »gedacht und gelernt, mehr noch überwunden und abgetan haben muß«. Dem genialen Spürsinn, mit dem Rohde einzelne Vorgänge, Sitten, Redewendungen, die innerhalb der homerischen Welt fremd und unverstanden dastehen, aus einer älteren, wesentlich andersgearteten, bei Homer sonst zurückgedrängten Allgemeinansicht zu deuten suchte, verdankt er die tiefen Einblicke in die Geschichte der griechischen Religion, die er gewonnen hat. Als eines der mächtigsten Rudimente einer abgetanen Kulturstufe weist er die feierlichen Handlungen nach, die an der Leiche des Patroklos vollzogen werden: die Weinspenden, die Ausgießung fließenden Blutes, die Tötung und Verbrennung von Tieren und Menschen, alles dies, wodurch die Psyche des Verstorbenen erquickt werden solle, lasse einen altertümlichen, dem Dichter sonst fremden Seelenkult erkennen; daß Homer den inneren Grund von dem was er hier schildert selbst nicht mehr verstehe, verrate sich in der auffallenden Kürze, »mit der das Gräßlichste, die Hinschlachtung der Menschen samt den Pferden und Hunden, »erzählt wird«. Ὡς ἀθανατῶν ὁ ποιητὴς φησι »κακὰ δὲ φρεσὶ μῆδετο ἔργα« (Schol. B zu Ψ 176). »Man merkt überall: er ist es wahrlich nicht, »der so grausige Vorgänge zum erstenmal aus seiner Phantasie erzeugt; »übernommen (woher auch immer), nicht erfunden hat Homer diese Bilder heroischen Seelenkultes: so urteilt Rohde (S. 18). Und in einer Anmerkung wird die Möglichkeit in Erwägung gezogen, daß Homer diese Partie »aus Schilderungen älterer Dichtung« herübergenommen habe.

Die Frage nach der Existenz des einen Dichters Homer ist von solchen die sie bejahten öfters in dem Sinne maßvoll erörtert worden, daß eine lange und mannigfaltige Entwicklung der epischen Poesie anerkannt und nur entweder an den Anfang oder ans Ende »Homer« gestellt wurde, je nachdem man ihm die Rolle der ursprünglichen Erfindung des Planes oder die einer nachträglichen Zusammenfassung und Gestaltung zuwies. Keins von beidem trifft bei Erwin Rohde zu: sein Homer steht mitten inne in dem Gange des Werdens und Wachsens; er hat ältere Anschauungen, darunter auch solche, die ihm selbst schon unklar waren, beibehalten, zum Teil vielleicht im Anschluß an frühere poetische Bearbeitungen

dargestellt, dann aber ist sein eigenes Werk der Grundstock für ein weiteres Wachstum geworden, das sich durch Generationen hinzog. Wieviel Berechtigung unter diesen Umständen der Nachdruck hat, mit dem Rohde sein Festhalten an der Annahme eines eigentlichen Homer betont, bleibt zu fragen; die wichtigsten praktischen Konsequenzen jedenfalls sind seiner Auffassung und der unsrigen gemeinsam. Reicht die Übereinstimmung noch weiter?

Der Verfasser der »Psyche« hat eine Scheidung äolischer und ionischer Elemente in den überlieferten Epen nicht versucht, die Tatsache ihrer Mischung überhaupt nicht berührt: Homer ist ihm ein Ionier, ein Repräsentant ionischer Geistesbildung. Und nur in eingeschränktem Sinne hält er den Götterstaat, wie die Ilias ihn schildert, für eine Erfindung des Dichters (I² 40 f.): »was er vorbringt, muß auch zum Volksglauben gehört haben; die Auswahl, die Zusammenfügung zum übereinstimmenden Ganzen wird des Dichters Werk sein. Wäre nicht der homerische Glaube so geartet, daß er, in seinen wesentlichen Zügen, Volksglaube seiner Zeit war oder sein konnte, so wäre auch, trotz aller Schulüberlieferung, die Übereinstimmung der vielen an den zwei Gedichten tätigen Dichter fast unerklärlich. In diesem eingeschränkten Sinne kann man sagen, daß Homers Gedichte uns den Volksglauben wiedererkennen lassen, wie er zu der Zeit der Gedichte sich gestaltet hatte — nicht überall im vielgestaltigen Griechenland, aber doch gewiß in den ionischen Städten der kleinasiatischen Küste und Inselwelt, in denen Dichter und Dichtung zu Hause sind.« Dieser Zusammenhang wird dann weiter mit eindringendem Verständnis dargelegt und zur Erklärung der auffallenden Erscheinung verwertet (S. 37 f.), daß »in dieser Frühzeit griechischer Bildung eine solche Freiheit von ängstlichem Wahn auf dem Gebiete, in dem der Wahn seine festesten Wurzeln zu haben pflegt, erreicht werden konnte«. Das Irrationelle, Unerklärliche sei das Element des Seelen- und Geisterglaubens, die homerische Religion lebe im Rationellen, ihre Götter seien griechischem Sinn völlig begreiflich, griechischer Phantasie hell erkennbar, ein echtes Erzeugnis desjenigen griechischen Stammes, der in späteren Jahrhunderten die Naturwissenschaft und Philosophie »erfunden« habe (S. 43 f.). Mit dem älteren Glauben stand es in Einklang, daß man die Toten unversehrt bestattete, ihre Gräber möglichst prächtig ausstattete und ihnen einen Teil ihres irdischen Besitzes mitgab; das Verbrennen des Leibes hingegen war geeignet die Vorstellung zu unterstützen, daß die Seele des Verstorbenen eingegangen sei »in eine unerreichbare Welt der Unsichtbarkeit«, aus der sie nicht mehr zurückkehren, von der aus sie nicht mehr wirken könne. Aus der Tatsache, daß in mykenischer Zeit die Beisetzung, bei Homer Verbrennung herr-

schender Gebrauch war, folgert Rohde (S. 30), daß die Absicht, eine »gänzliche Verbannung der Seele in den Hades zu erreichen, der Entstehungsgrund des Leichenverbrennens« gewesen sei. Den Umschwung der Anschauungen aber, der darin zum Ausdruck kam, bringt er — wie schon (oben S. 329) erwähnt — in ursächlichen Zusammenhang mit der allgemeinen Umwälzung der Verhältnisse und Zustände des griechischen Volkes, die in der Zeit der großen Wanderungen stattgefunden hat und durch die schließlich der ionische Stamm zum Träger der epischen Poesie geworden ist.

Ob mehr die Sitte der Verbrennung durch den geänderten Glauben oder ein Wandel des Glaubens durch die aus äußerem Anlaß eingeführte Sitte gefördert worden ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war das ein Vorgang, den ein einzelner Mensch nicht herbeiführen konnte. Und überhaupt, Homers Vorstellungen von den Göttern und dem Jenseits, die so durchaus den Geist eines bestimmten Erfinders verraten sollten, erscheinen nun doch als der unwillkürliche Ausdruck des Volksgeistes, nicht der Griechen überhaupt aber der Ionier. Hier möchte man fast vermuten, daß der Glaube an die Persönlichkeit Homers, wie Rohde ihn bekennt, ein fremdartiges Element innerhalb seiner sonstigen Anschauungen ist, stehen geblieben als Überrest von einer im Grunde überwundenen Entwicklungsstufe des Erkennens. Aber anstatt bei diesem Punkte zu verweilen, wollen wir uns lieber der lebendigen und fruchtbaren Ideen freuen, die um ihn her erwachsen sind. Treffend charakterisiert Rohde die Geistesrichtung des ionischen Stammes, indem er die Tatsache, daß aus ihm die Begründer der griechischen Wissenschaft hervorgegangen sind, in Zusammenhang bringt mit der von Furcht und im Grunde auch schon von Ehrfurcht freien Art, wie Homer über die Götter spricht.

Damit verbindet sich jedoch ein anderes Element. Man erinnert sich der grellen Beleuchtung, in die das Bild ihres Lebens und Treibens durch Herman Grimm gerückt worden ist⁹⁾. Er verglich das Verhältnis der homerischen Götter zu den Menschen mit dem zwischen einem übermütigen und rücksichtslosen Adel und einem an sittlicher Tüchtigkeit überlegenen, doch immer noch willig sich unterordnenden Bürgerstande. Wie in der Sphäre, in die uns Schillers »Kabale und Liebe« versetzt, die Mitglieder der Hofgesellschaft sich gegenseitig nichts Gutes zutrauen, vielfach gegeneinander intrigieren, aber darin übereinstimmen, daß sie von dem niederen Stande unbedingte Verehrung erwarten und ihn nur als Spielball ihrer Launen ansehen, so seien die Götter in der *Ilias* im

⁹⁾ Homer. *Ilias*, erster bis neunter Gesang. 1890. Dasselbe, zehnter bis letzter Gesang. 1895. (Vgl. meine Besprechung des wunderlichen Buches BphW. 1892 Sp. 517 ff.) Von den Göttern handelt der Verf. I 29 ff. 221.

eigenen Verkehr oft kleinlich und würdelos, würden aber majestätisch und unnahbar, sobald ein Wesen niederer Ordnung erscheine. Grimm wagte die Vermutung, daß sich »die homerische Götterwirtschaft vielleicht aus den eigenen Erfahrungen des Dichters erkläre«, daß er Zustände und Vorgänge in einer adligen Kaste seiner Zeit geschildert, zugleich aber dadurch, daß er den Schauplatz auf den Olymp verlegte, den Anschein einer hämischen Kritik habe vermeiden wollen. Das ist ja nun sicher eine verfehlte Deutung, und selbst unter den modernen Geistern konnte wohl nur ein Herman Grimm auf sie verfallen. Aber etwas von Wahrheit liegt auch hier in dem, was er vorträgt. »Wie hoch steht Hektor mit seiner Familie sittlich über den Göttern, die ihn mit Lug und Trug zu Tode hetzen!« solcher Satz drückt eine berechtigte Empfindung aus, von der wir kaum glauben können, daß sie den Griechen ganz fremd gewesen sei. Sie war es in der Tat nicht; an Protesten gegen die homerische Weltanschauung hat es in geschichtlicher Zeit nicht gefehlt. Und wenn die Macht der Poesie groß genug gewesen ist, um den Vorstellungen vom Dasein der Götter, die im Epos fixiert waren, für alle spätere Kunst und Dichtung die Herrschaft zu sichern, so ist damit die Entstehung jener Vorstellungen noch nicht erklärt.

Doch Grimms Auffassung scheint auch von seiten der Wissenschaft bestätigt zu werden durch Sam Wide¹⁰⁾, indem er es als etwas für die homerische Kultur Wesentliches hervorhebt, »daß sie einer oberen Schicht der damaligen Gesellschaft, der Ritterschaft, angehört«. Durch indische, persische und germanische Parallelen erläutert er dieses Verhältnis: »welche Umgestaltungen eine Religion erfährt, wenn eine »ritterliche Gesellschaft Träger derselben wird. — Der Götterhimmel »wird zu einem Spiegelbilde des Daseins; in den Erzählungen von dem »Tun und Treiben der Götter spiegeln sich die kühne Tatkraft, der »ritterliche Leichtsinn, das frohe Kampfgetümmel und die heiteren »lage der Verehrer«. Das ist einleuchtend; da steht denn die Weltanschauung der Vornehmen dem Volksglauben gegenüber. Vorher aber meinten wir, mit Erwin Rohde, den Grundzug des homerischen Götterwesens in ionischem Freisinn zu erkennen. Treffen diese beiden Arten, die Elemente zu scheiden, überein?

Die »aristokratische Gesellschaft«, in deren Kreisen der Heldengesang entstanden ist, war die argeische und achäische in Thessalien. Das ionische Publikum, für das unsere Ilias und Odyssee gedichtet sind, bildeten zum überwiegenden Teile nicht mehr die Angehörigen eines bevorzugten Standes, sondern Leute aus dem Volke, die von ihrer Hände Arbeit lebten, auf deren Vorstellungskreis der Dichter eingehen mußte, auch

10) Sam Wide in der (Anm. 7 zitierten Darstellung der »Griechischen Religion« S. 170 f.

wenn der Stoff, den er ihnen lebendig machen wollte, den Traditionen der Adelsfamilien entnommen war. Vermittelt wurde diese Anpassung durch eine Hauptgruppe unter den Gleichnissen; das ist ein Zusammenhang, den wir schon berührt haben (S. 299), der in einem späteren Kapitel vollends deutlich werden wird. Schon jetzt dürfen wir feststellen: das Bild der homerischen Götterwelt, die sich in heiterem Dasein um den Olymp gruppiert, kann in seinen Grundzügen und in eben jenem Charakter, den der Vergleich mit einer sterblichen Herrenkaste treffend bezeichnet, nicht erst in der ionischen Periode des Epos geschaffen worden sein. Ins Mutterland und in die Vorzeit weisen auch gerade solche Erinnerungen, in denen am unbefangenen Götter und hochgeborene Menschen als verwandte, einander nahe berührende Lebenskreise angesehen werden. Von dieser Art ist die Sage von Peleus, den die Olympier so vor anderen liebten, daß sie ihm eine Göttin zur Frau gaben und alle zur Hochzeit kamen (Ω 61 f. 537); dahin gehört auch, was Diomedes und Athene selbst von dem Beistand zu sagen wissen, den die Göttin vormals dem Tydeus geleistet hat (E 116. 801 ff.). Weiter hinaus lenkt den Blick eine Betrachtung, zu der Erik Hedén in einem scharfsinnigen und ergebnisreichen Buche anregt¹¹).

An unmittelbarem Verkehr mit Menschen hat in Odyssee und Ilias Zeus keinen Anteil. Die Wirkungen, die von ihm ausgehen, sind entweder geistiger Art, so daß sein bloßer Wille etwas herbeiführt oder hindert, oder durch andere Götter persönlich vermittelt; nur einmal greift er selber zu — $\chi\epsilon\iota\rho\iota\ \mu\acute{\alpha}\lambda\alpha\ \mu\epsilon\gamma\acute{\alpha}\lambda\eta$ —, indem er den Hektor vorwärts drängt, den Schiffen zu (O 695). In früheren Sagen muß das anders gewesen sein; woher kämen sonst seine irdischen Kinder? Geschenke von Göttern an Personen des Epos werden ein paarmal erwähnt: der Helm Hektors (A 353), der Schleier der Andromache (X 470 ff.). Andere Stücke — der Panzer des Tydiden, ein Mischkrug, den Menelaos aus Ägypten mitgebracht hat, — sind zwar von Hephästos verfertigt (θ 195. δ 617); wie sie aber in menschlichen Besitz gekommen sind, erfahren wir nicht. Öfter wird ausdrücklich gesagt, daß ein göttliches Geschenk einem Ahnherrn oder dem Vater des jetzigen Besitzers gegeben war: Hengste, von denen die Rosse des Äneas abstammen, an Tros (E 265), das Szepter des Agamemnon an Pelops (B 100 ff.), ein göttliches Gespann an Peleus (P 443 ff.), ebenso die Rüstung, in der Patroklos fällt (vgl. oben S. 231). Das sind also Erbstücke aus älterer Zeit; und einer früheren Generation gehörte auch Areithoos an, der seine Rüstung von Ares bekommen hatte (H 146). Das einzige große und ausführlich beschriebene Geschenk,

¹¹ Erik Hedén, »Homerische Götterstudien«. Akademische Abhandlung, Upsala 1912. Vgl. meine Anzeige BphW. 1915 Sp. 289—296.

das bei Homer einem lebenden Menschen zuteil wird, sind die neuen Waffen des Achilleus; und dieser stand durch seine Mutter den Göttern näher als irgend ein anderer. Früher waren freundliche wie feindliche persönliche Beziehungen zu ihnen allgemeiner. Daß ein Mensch gegen Götter kämpft, gilt in der Ilias als etwas Unerhörtes (E 150 f. 407. 441 f. 819 ff. Z 129. X 19 f.); nur auf ausdrücklichem Antrieb der Athene wagt es Diomedes. Aber Aphroditens Mutter Dione, die ihm deswegen kurzes Leben prophezeit, weiß ein ganzes Verzeichnis von Fällen anzugeben, in denen Ähnliches einst geschehen sei (E 383 ff.); und weitere Beispiele aus der Vergangenheit werden sonst erwähnt (Z 130 ff. I 558 ff., vgl. θ 224). Aus solchen Beobachtungen gewinnen wir mit Hedén (S. 40 ff.) den Eindruck: die Menschen früherer Generationen müssen — nach der epischen Überlieferung — unbefangener und mehr auf dem Fuße der Gleichheit mit den Göttern verkehrt haben als die Trojakämpfer. Mit anderen Worten: in der älteren Sage, im älteren Glauben muß, verglichen mit homerischer Weltanschauung, das Verhältnis der Menschen zu den Göttern als ein freieres, weniger auf Ehrfurcht gegründetes empfunden worden sein. Auch das Verhalten der Götter unter einander war einst weniger respektvoll; »die Sage war brutaler als das Epos«, so urteilt Hedén treffend (S. 43). Darauf werden wir im folgenden Kapitel noch zurückkommen (S. 392 f.).

Dort erst wird auch die Frage zu ihrem Rechte kommen, wo denn nun der Anteil ionischer Geistesart bleibe. Denn sie wird doch wohl zur Ausbildung der homerischen Göttervorstellungen mitgewirkt haben, wenn sich uns auch Rohdes Ansicht nicht behauptet hat, daß diese recht eigentlich aus ihr erzeugt worden seien. Erwachsen sind sie noch auf europäischem Boden, bei dem achäischen Adel, aus der besonderen materiellen und geistigen Lebenshaltung, zu der dieser gelangt war: als glücklicher Eroberer des reichen thessalischen Landes und als Erbe einer hochentwickelten, überalterten Kultur. Die Hypothese, nach der sich gerade aus solcher Anschauung die Eigenart des homerischen Zeitalters erklärt, haben wir kennen gelernt und uns angeeignet (S. 305). Zu dieser Eigenart gehörte, auch in der germanischen Völkerwanderung, eine rücksichtslose Betätigung der Persönlichkeit, ein Ledigwerden von manchen Bindungen der Sitte und des Denkens; und dazu stimmt aufs beste der wahnfreie, fröhliche, ja leichtsinnige Zug in der olympischen Götterwelt. Die Eroberer, achäisch-dorischen Stammes, die sich dieses Bild schufen um daran ihre Freude zu haben, hatten die — äolische — Sprache der unterworfenen Einwohner angenommen (S. 226. 273); ihren frommen Glauben ließen sie ihnen. Hier fügt sich denn ein, was Rohde über den Unterschied zwischen homerischer und hesiodischer Weltan-

schauung erkannt hat. In Hesiods Erzählungen von den Dämonen und den »Seligen«, die aus den Menschen des goldenen und des silbernen Geschlechtes hervorgegangen seien (ἐργ. 121 ff. 140 ff.), fand er die Nachwirkung eines Unsterblichkeitsglaubens, der weit über Homers Gedichte hinaufreicht (Γ 91 ff.). Bei aller Verwandtschaft und Abhängigkeit steht Hesiods Poesie zur homerischen in deutlichem Gegensatz. Daß sich dieser auch in bewußter Kritik betätigt habe, schloß Rohde aus den Worten, die der Dichter den Musen, da wo sie ihn zu seinem Berufe weihen, in den Mund gelegt hat (θεογ. 26 ff.):

ποιμένες ἄγραυλοι, κάκ' ἐλέγχεα, γαστέρες οἶον,
ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα,
ἴδμεν δ' εὖτ' ἐθέλωμεν ἀληθέα γηρύσασθαι.

Von hier aus versteht es sich leicht, daß Hesiod Reste von altem, ernstem Brauch und Glauben wieder zu beleben suchte, die sich »im festländischen« Griechenland, im Lande der böotischen Bauern und Ackerbürger, in »abgeschlossenen Lebenskreisen« erhalten hatten. Dieser Boden, auf dem seine Poesie erwuchs, war altäolisches Gebiet.

III.

Versuchen wir von der gewonnenen Erkenntnis aus im einzelnen die an Alter und Herkunft verschiedenen Bestandteile der homerischen Religion zu sondern, so wiederholen sich in verstärktem Maße die Schwierigkeiten, mit denen wir im vorigen Kapitel zu tun hatten. Wenn gestritten werden konnte, ob die auffallende Handlungsweise der Penelope in σ auf der frivolen Erfindung eines Homeriden beruhe oder ein Ausdruck uralter Rechtsanschauung sei, wenn so handgreifliche Dinge wie Streitwagen und eiserne Waffen, wo sie im Epos vorkommen, von den einen für moderne Eindringlinge, von andern für eine Antiquität gehalten wurden (S. 312. 320f.): so wird vollends im Kreise religiöser und mythologischer Vorstellungen Irrtum und Zweifel darüber möglich sein, ob solche Züge, die bei Homer nur vereinzelt begegnen, noch oder schon mit der Entwicklungsstufe verbunden sind, die er sonst vertritt. Daß ferner die Teile der Sage, die bei Homer überhaupt nicht sondern erst bei späteren Dichtern bezeugt sind, notwendig nach der Zeit des Epos erdacht sein müßten, wird niemand behaupten; gleich die Geschichte der Weltalter bei Hesiod spricht für das Gegenteil. Altertümliche Vorstellungen, die im Gedankenkreise des heroischen Zeitalters zurückgedrängt waren, können im Kultus und im Volksglauben lebendig geblieben und von da nachher wieder in die Dichtung eingedrungen sein. Aber wie sind die einzelnen Fälle zu beurteilen? Die Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus, die zuerst bei Hesiod (θεογ. 924) und in den Hymnen (Athen. 28, 4f.

und Apoll. 130f. [308]) erwähnt wird, ist sie ein alter Mythos oder freie Dichtung? Von Achills Unverwundbarkeit weiß die Ilias nichts, und man kann, wie Preller getan hat, die Stufen verfolgen, durch welche dieser Zug der Sage später sich entwickelt hat. Aber Beloch (GrG.² I 1 S. 190) meint, Achilleus sei schon nach der ursprünglichen Volksage nur an einer Stelle verwundbar gewesen, so gut wie andere Sonnenhelden z. B. unser Siegfried, und die Ilias habe nur »mit feinem Takt diesen Zug »fallen lassen und die durch Thetis im Feuerbad undurchdringlich gemachte Haut durch eine undurchdringliche goldene Rüstung (Y 264 ff. »Φ 165; X 291) ersetzt, die der Feuergott auf Thetis' Bitte geschmiedet«. Das wäre nicht unmöglich, müßte aber doch etwas kräftiger bewiesen werden als durch den Vergleich mit Siegfried und die Berufung auf den feinen Takt des Iliasdichters. Auch wäre die Bitte der Thetis auszu-schalten; denn schon die von Peleus überkommene Rüstung war ja undurchdringlich.

Die Methode, nach welcher Rohde die Rudimente eines vorhomerischen Seelenkultes zu erkennen sucht, ist vortrefflich; im einzelnen aber sind manche seiner Deutungen doch anfechtbar. Gewiß hat er recht die feierlichen Begehungen an der Leiche des Patroklos als wertvollstes Zeugnis für die ältere Religion geltend zu machen; nicht berechtigt aber scheint mir der Schluß, den er ohne weiteres zieht, daß nun auch die Kampfspiele, die nachher veranstaltet werden, zum ältesten Bestande der Ilias gehören müßten. Sie können sehr wohl als ausschmückende Zutat in den ursprünglich kürzeren und einfacheren Verlauf der Feier nach-träglich eingefügt sein. Rohde selbst führt (I² 19) einige Homerstellen an, aus denen hervorgeht, daß die Veranstaltung von Wettspielen zu Ehren verstorbener Fürsten eine ganz gewöhnliche Sitte war, und erinnert an die Häufigkeit solcher ἄγωνες ἐπιτάφιοι in der späteren Dichtung. Daß die ἸΑθλα in Ψ einer der jüngsten Bestandteile der Ilias, inhaltlich aber nach älterer Vorlage gedichtet sind, ist die übereinstimmende Ansicht zweier Forscher von scheinbar entgegengesetzter Richtung, Mülher (IQ. 273) und Wilamowitz (IIH. 68 f.).

Einer etwas eingehenderen Untersuchung bedürfen die Fragen, zu denen in der Odyssee die Nekyia den Anlaß gibt¹²⁾. Rohde bezeichnet es (S. 49) als »eines der wenigen sicheren Ergebnisse einer kritischen »Analyse der homerischen Gedichte, daß die Erzählung von der Fahrt

12) Gegen Rohdes Behandlung dieses Gegenstandes wandte sich Ed. Meyer teils im 2. Bande seiner Geschichte des Altertums (1893) teils im Hermes (30 [1895] S. 241 ff.): »Der Ursprung des Odysseusmythus. Mit einem Anhang über Totendienst und Heroenkult«. Darauf antwortete Rohde im Rhein. Museum (50 [1895] 22 ff. 600 ff.): »Paralipomena« und »Nekyia«, wobei er im zweiten Aufsätze zugleich auf das betreffende Kapitel meiner »Grundfragen« einging, die darin geäußerten Bedenken größtenteils widerlegend.

»des Odysseus in die Unterwelt im Zusammenhang der Odyssee ursprünglich nicht vorhanden war«. Damit wird eine Ansicht aufgenommen, die zuletzt Niese (EHP. 166f.) vertreten hatte, dagegen die von Kirchhoff und Wilamowitz stillschweigend abgelehnt, die den Grundstock der Nekyia zu den ältesten Teilen des Epos rechnen. Wer recht habe, wird sich erst entscheiden lassen, wenn die verschiedenen Elemente, aus denen die Nekyia besteht, dem relativen Alter nach abgestuft sind. Kammer (Die Einheit der Odyssee [1873] S. 474 ff.) und Wilamowitz (HU. I 7), die vor Rohde am eindringendsten diese Aufgabe behandelt haben, gehen von entgegengesetzten Grundanschauungen aus, stimmen aber in der Abgrenzung und zum Teil auch in der Beurteilung der einzelnen Partien überein.

Mit beiden (Kammer S. 525, Wilamowitz S. 144 f.) dürfen wir zunächst die Elpenor-Episode als nachträgliche Zutat ausscheiden. Das Gleiche gilt von dem Abschnitt (λ 566—631), der von Minos, Herakles und den Büßern handelt und auf einer theologischen Anschauung beruht, die »dem Vorstellungskreise der homerischen Zeit fern liegt« (Kammer S. 529). Dies darf als gesichert gelten und wird auch von Rohde anerkannt, der freilich Wilamowitz' Deutung, wonach diese Interpolation orphischen Ursprung hätte, ablehnt¹³). Es bleiben noch drei Stücke: die Unterhaltung mit Teiresias und Antikleia, der Frauenkatalog und die Gespräche mit den Genossen des troischen Krieges. Das mittlere verweist Kammer (S. 527) in die Zeit rhapsodischer Weiterbildung; und Wilamowitz ist (S. 147 ff.) den mutmaßlichen Quellen dieses Heroinnenverzeichnisses nachgegangen. Die beiden Szenengruppen, um die es sich schließlich nur noch handelt — Teiresias und Antikleia auf der einen Seite, Agamemnon, Achill, Aias auf der anderen — sind dadurch geschieden, daß in der ersten vorausgesetzt ist, die Schatten müßten Blut trinken um zum Bewußtsein zu kommen, während Achill und Aias den Besucher ohne weiteres erkennen und sofort imstande sind mit ihm zu sprechen. Nur von der Seele des Agamemnon heißt es beim ersten Auftreten (390): ἔγνων δ' αἶψ' ἐμὲ κεῖνος, ἐπεὶ πῖεν αἶμα κελαινόν. Aber die zweite Hälfte des Verses lautet in manchen Handschriften, ebenso wie 615, ἐπεὶ ἴδεν ὀφθαλμοῖσι; und diese Lesart könnte, wie sie dort durch eine Äußerung des Befremdens im Harlejanus (πῶς μὴ πῶν τὸ αἶμα γινώσκει;) bestätigt wird, so auch an der früheren Stelle (390) die ursprüngliche sein. Dabei wäre es möglich, wie Kammer (S. 497) und Wilamowitz annehmen, daß die Erwähnung des Blutes in V. 390 durch eine Korrektur schon von dem Redaktor hereingebracht worden wäre,

¹³) Vgl. oben S. 117. Rohde, Rhein. Mus. 50 (1895) S. 627 ff. In dieser Ablehnung trifft er zusammen mit Milchhoefer, »Orphisch-Unterweltliches«, Philol. 53 (1894) S. 393 ff.

der die Unterhaltung mit Agamemnon und den Seinen an die Begegnung mit Teiresias und Antikleia anknüpfte. Die Entscheidung der Frage, welche der beiden Szenengruppen die ältere sei, wird auf anderem Wege gefunden werden müssen.

Kammer hält das Bluttrinken wie in Vers 390 so in der ganzen Schilderung der Unterwelt für einen später eingefügten Zug (S. 495) und spricht deshalb der Begegnung mit Agamemnon, Achill, Aias im Vergleich zu der mit Teiresias und Antikleia das höhere Alter zu, sieht also in dem Gespräche mit den griechischen Helden das ursprünglichste Stück der ganzen Nekyia (S. 510, 517). Umgekehrt entscheidet sich Wilamowitz (S. 158): das Gespräch mit Teiresias und Antikleia sei ein »Stück einer älteren und in jeder Weise originalen Poesie«. Wie stellen sich die Dinge dar, wenn wir mit der durch Rohde gebrachten Erkenntnis an sie herantreten? Wenn es jetzt feststeht, daß die finsternen Gebräuche, mit denen Achill die Leichenfeier für Patroklos begeht, innerhalb der homerischen Poesie einer älteren, vergessenen oder absichtlich zurückgedrängten religiösen Vorstellung angehören, muß dann nicht über das Opfer, das Odysseus im Hades darbringt, ebenso geurteilt werden? Rohde hat diesen Schluß nicht gezogen. Er faßt Antikleia nicht mit Teiresias sondern mit den früheren Kriegsgefährten zusammen und hält — ähnlich wie Kammer — diese Begegnungen des Helden für den eigentlichen Kern der Hades-Dichtung (I² 51); diese ganze Partie habe ein Dichter erfunden, um »den Odysseus, der nun schon so lange fern von »den Reichen der tätigen Menschheit einsam umirrt, in geistige Verbindung zu bringen mit den Kreisen der Wirklichkeit, zu denen seine »Gedanken streben, in denen er einst selbst wirksam gewesen ist und »bald wieder kraftvoll tätig sein wird«; die Befragung des Teiresias sei nur ein Vorwand, um den Verkehr des Odysseus mit der Mutter und den alten Genossen herbeizuführen (S. 53). Der Gedanke, daß die Bewußtlosigkeit der Schatten durch das Trinken frischen Blutes für eine Weile unterbrochen werden kann, ist nach Rohde eine Fiktion eben dieses Dichters, der eines solchen Mittels bedurfte, um in den Rahmen der homerischen Weltanschauung, die ein irgendwie inhaltvolles Dasein nach dem Tode überhaupt nicht kannte, die Erzählung die er geben wollte einzufügen; und wieder, um diese Fiktion anknüpfen zu können, hat der Dichter die Schilderung eines altertümlichen Totenopfers, wie es zu seiner Zeit nicht mehr gebräuchlich war, aus der Vegessenheit hervorgeholt. »Auch hier also sehen wir«, heißt es S. 57, »versteinerte, sinnlos gewordene Rudimente eines einstmals im Glauben voll begründeten »Brauches vor uns, vom Dichter um dichterischer Zwecke willen hervorgezogen und nicht nach ihrem ursprünglichen Sinne verwendet.«

Diese Erklärung hat etwas für sich; vor allem, daß danach das Gespräch mit der Mutter von denen mit Agamemnon und Achill nicht getrennt wird. In ihrem inneren Charakter sind sie wirklich gleich, feinere Unterschiede lassen sich aus der Eigenart der Personen verstehen (Rohde, Rhein. Mus. 50 S. 605—611). Ob es unter diesen Umständen notwendig ist das Intermezzo bei den Phäaken (λ 333—384) als nachträglich eingeschoben anzusehen (S. 623 f.), ob es nicht doch von dem Urheber dieser ältesten Gesprächsszenen mit erfunden sein könnte, mag unentschieden bleiben. Wichtiger ist der Anstoß, den ein paar andere Punkte noch bilden. Auf eine »Gedankenlosigkeit« des Dichters hat Rohde selbst (I^a 58) hingewiesen: dieser lasse den Odysseus für Teiresias und alle Toten ein Opfer geloben (κ 521 ff. λ 29 ff.), das er daheim in Ithaka ihnen darbringen wolle; das stimme nicht zu der homerischen Anschauung, nach der die Seelen aller Verstorbenen für ewig in den Erebos gebannt sind und der Genuß des Opfers ihnen unmöglich ist. Ferner, was Antikleia von den Zuständen auf Ithaka erzählt, paßt nicht aufs beste zu der in unsrer Odyssee herrschenden Situation. Vor allem aber machen in der Rede des Teiresias die Verse Schwierigkeit, in denen über eine spätere Versöhnung des Meergottes Vorschriften gegeben werden (121—137); denn sie mit Rohde (50 S. 620 f.) als Interpolation zu erklären geht deshalb nicht an, weil niemand zu sagen wüßte, was zu einer solchen Einschlebung Anlaß gegeben haben könnte. Auf den Widerspruch zwischen Antikleias Schilderung und der Telemachie gehen wir hier nicht ein. Die beiden anderen Bemerkungen ordnen sich einem prinzipiellen Bedenken ein. Es ist doch kaum zu glauben, was Rohdes Meinung zu sein scheint, daß ein Besuch im Hades von vornherein bloß zu dem Zweck erfunden worden sei, um den Helden mit verstorbenen Angehörigen und Freunden Gespräche von durchaus oberweltlichem Inhalt führen zu lassen. Dieser Nekyia müssen ältere Hades-Dichtungen vorausgegangen sein, die ihn mit den finsternen Mächten selber in Berührung brachten; und eine Erinnerung daran mag in dem Versprechen eines daheim zu bringenden Totenopfers enthalten sein. Rohde sieht es so an, als habe hier der Dichter selbst aus einem zu seiner Zeit noch bestehenden Brauche geschöpft (Psyche I^a 58 f.). Aber wozu sollte er selbständig etwas eingefügt haben, was für seine Darstellung gar keine Bedeutung hatte? Viel eher kann man seine Erwägungen verstehen, wenn man annimmt, daß dieser Zug ihm schon in poetischer Gestaltung vorlag und gewissermaßen zur Ausstattung eines Hadesbesuches gehörte, so daß er bei einer Neudichtung unwillkürlich festgehalten wurde. Dasselbe gilt von der Befragung des Sehers. Daß Odysseus nach Kirkes Worten ihn aufsuchen soll, um von ihm zu erfahren ὁδὸν καὶ μέτρα κελεύθου νόστον θ' ὥς

ἐπὶ πόντον ἐλεύσεται (κ 539f.), ist in der Tat nur ein Vorwand; denn diese Dinge erfährt er nachher von Kirke selbst vollständiger (μ 38—141). Daß aber überhaupt ein lebender Mensch in den Hades hinabsteigt um einen Verstorbenen um Rat zu fragen, ist eine an sich so kühne Erfindung, daß sie für einen ernsteren Zweck gemacht sein und wiederholt ihm gedient haben muß, ehe ein Erzähler auf den Gedanken kommen konnte, sie als leichte Übergangswendung zu benutzen, durch die er einen Helden mit Mutter und Freunden noch einmal zusammenbrachte. Von den beiden hier verglichenen Hauptstücken ist dieses also das jüngere. Der ernste Sinn älterer Hades-Dichtung wirkt vielleicht noch nach in der Anweisung des Teiresias, später den beleidigten Gott zu versöhnen, die in unserer Odyssee so beziehungslos steht, daß sie entweder sehr früher oder sehr später Herkunft zu sein scheint. Ich denke, beides zugleich: sie ist alt als ein Element der Sage, aber vom Verfasser unseres λ äußerlich in seinen Plan hereingezogen.

Daß ein Dichter solchen Plan überhaupt faßt, läßt sich nur so erklären, daß die Vorstellung von dem unterirdischen Reiche etwas von ihrem unheimlichen Charakter verloren hatte, weil es öfter in epischen Liedern beschrieben worden war. Auf die gleiche Weise erklärt sich auch die sonst auffallende Erscheinung, daß Beispiele der »Repristination« eines älteren Glaubenzustandes sich gerade in zwei so jungen Gesängen der Ilias wie Ψ und Ω (592ff.) finden. Auch hier kann der Dichter das, was er bietet, nicht aus der Welt, die ihn umgab, er muß es aus älterer Poesie genommen haben.

IV.

Die Frage, in welchem Zusammenhange jenes älteste Element der odysseeischen Hadessage einst gestanden habe, hat Eduard Meyer zu beantworten gesucht¹⁴). Er bringt den Auftrag, daß der Held ins Binnenland gehen und dort einem den Bewohnern fremden Gotte opfern solle, in Verbindung mit der Überlieferung, daß an zwei Stellen in Arkadien, also in einem von der See gänzlich abgeschiedenen Lande, Poseidon verehrt worden sei und daß gerade Odysseus seinen Kultus eingeführt, die Heiligtümer in Pheneos und auf dem Berge Boreion bei Asea gegründet habe (Pausan. VIII 14, 5 ff. vgl. 12,5). Noch weiter zurück greift er mit der Annahme, daß Arkadien, wohin ja auch Penelope als Mutter

14) Ed. Meyer GA. II § 67 und Herm. 30 (1895) S. 256 ff. Zu den Vorarbeiten, an die er anknüpfte, gehört die von Jean N. Svoronos, Ulysse chez les Arcadiens et la Télégonie d'Eugammon, à propos des types monétaires de la ville de Mantinée. Gazette archéol. 13 (1888) p. 257—280, der auf Grund der Münzbilder und der bei Pausanias erhaltenen Nachrichten vermutet hatte, daß Arkadien das Land sei, das Odysseus nach Tötung der Freier aufgesucht habe. Über Poseidon im Binnenlande vgl. unten S. 371.

des Gottes Pan gehöre (Herodot II 145), die eigentliche Heimat des Helden, dieser selbst mit Poseidon im Grunde identisch, ein uralter Gott sei. Ähnliches hatte früher, an eine Andeutung von Wilamowitz anknüpfend, Otto Seeck ausgeführt in seinem Buche über »die Quellen der Odyssee« (1887). Er glaubte aus dem Wortlaut einzelner Stellen zu erkennen, daß nach der ursprünglichen Meinung Odysseus im Westen unter die Erde hinabgehe, dann den ganzen Hades durchschreite und im Osten wieder emporsteige: ein menschliches Bild für die Bewegung der Sonne. Ed. Meyer legt statt des Tageslaufes den des Jahres zugrunde: »Der Held, der lange die Heimat meiden muß, in die Unterwelt »hinabsteigt, in die Gewalt der 'grauen Männer', der Phäaken, der 'Verhüllerin' Kalypso, der Zauberin Kirke gerät, ist nichts anderes als der »sterbende Naturgott«, dessen Verschwinden und Wiederkehr demnach in der Odyssee in vierfacher Gestalt dargestellt wäre.

Sollten wirklich so kühne Kombinationen über die ursprüngliche Natur und Heimat des Odysseus das Richtige treffen, so würde sich daraus doch für die Aufgaben der Homerkritik unmittelbar nichts ergeben. Ed. Meyer weist selbst darauf hin, »wie fern auch schon alte Odysseusgedichte den Wurzeln der Sage stehen« (Herm. 30 S. 265. 271). Die Frage, wie das Epos entstanden sei, darf nicht vermengt werden mit der vielleicht noch interessanteren und sicher noch schwierigeren, wie die Namen und Begriffe entstanden sind, die ihm zur Voraussetzung dienen. Auf diesem entfernteren Gebiete bewegten sich größtenteils die Forschungen und überraschenden Entdeckungen von Hermann Usener. In dem Schaffner der Winde, Äolos, erkannte er einen alten Doppelgänger des Zeus, in den sechs Paaren seiner Kinder die Reihe der zwölf Monate ¹⁵⁾: eine um so willkommnere Deutung, als sie die Hoffnung erweckte, daß auch der verschwundene Sinn dessen, was Odysseus dort erlebt, noch einmal gefunden werden könnte. Denn in der Erzählung unseres κ steht die Geschichte von dem Schlauch, in dem die Winde mitgegeben werden, unverständlich neben dem echt menschlichen Zuge, daß der früher so gastfreundlich Gesinnte den vom Unglück, also von den Göttern Verfolgten grausam von seiner Schwelle weist. Hier und in ähnlichen Fällen nötigt das Epos selbst durch Unebenheit oder Unvollständigkeit seiner Darstellung dazu, daß wir den Blick weiter zurück lenken. Aber wenn Kalesios, den zusammen mit seinem Herrn, Axylos von Arisbe, der Tydide tötet (Z 12 ff.), eigentlich der Gott der Unterwelt war, der alle »einladet« und bei sich aufnimmt ¹⁶⁾, wie Πολυδέκτης oder Πολύξενος

15) Rhein. Mus. 34 (1879) S. 433 f.; 53 (1898) S. 346. 16) Usener, Der Stoff des griechischen Epos (Wien 1897, aus den Sitzungsber. d. Kais. Akademie d. Wiss.). S. 27 f. Kalesios, 56 ff. Thersites, 31 (und Sintflutsagen S. 85) Polydektes.

der, bei dem alle zuletzt Unterkunft finden, wenn in Thersites im Grunde ein alter Wintergott steckt, der zu dem Sommergott Achilleus in natürlichem und unversöhnlichem Gegensatze steht (vgl. B 220): so sind das Beziehungen, die möglicherweise einmal wirksam waren, die aufzusuchen aber in der epischen Erzählung an sich kein Anlaß vorliegt, weil sie so wie sie nun ist verstanden werden kann. Useners Schuld ist es nicht, wenn der wichtige Unterschied, der hier besteht, oft verkannt wird. Er warnte ausdrücklich: man soll nicht meinen, »darum, weil der Name eines Helden mythische Bedeutung besitze, alles was er tut und leidet aus altem Mythos 'ableiten' zu können« (Stoff des Epos S. 21). Vielmehr seien mythische Vorstellungen, die halb verstanden oder gar nicht mehr verstanden fortleben, gewissermaßen der dunkle Mutterboden, aus dem die Sage ihre Nahrung ziehe, in den aber erst ein geschichtliches Ereignis oder ein schöpferischer Gedanke des Dichters den Keim lege, der sich zu poetischer Gestalt entwickeln kann.

Für die Auffassung der Dichtung ist es doch wohl das erste und das Wesentliche, nachzuempfinden was der Dichter gemeint hat. Was hilft es für das Verständnis des Nibelungenliedes, wenn man sich vorstellt, Hagen sei der Winter, der in Siegfried die sonnige Jahreszeit vernichte? Zwischen Homer und den alten Naturmythen der Griechen liegt ein weiter Zwischenraum, voll reicher Entwicklung und mannigfaltiger Umbildung, der es nicht zuläßt, daß wir die nur dem bewaffneten Auge erkennbaren Züge eines verblaßten Mythos als Merkmale benutzen, um danach Fugen und Schichten im Epos zu erkennen. Aber wie überall die klare Festsetzung und Einhaltung einer Grenze auch auf das bestimmend einwirkt, was diesseits der Grenze geschieht, so wird sich für unser Bemühen, Homer aus Homer zu erklären, ein mittelbarer, doch nicht zu unterschätzender Gewinn ergeben, wenn wir uns deutlich machen, daß er eine Fülle von Elementen enthält, die aus ihm selbst gar nicht mehr verstanden werden können. Schon die Beinamen γλαυκῶπις und βοῶπις weisen auf eine Stufe von Göttervorstellungen zurück, die überwunden war, als der Heldengesang in Übung kam, und würden, wenn wir sie nach unsrer mythologischen Einsicht verstehen und übersetzen wollten, den Gedanken des Dichters eher trüben als deutlich machen. So ist es zwar für den Mythenforscher eine fruchtbare Erkenntnis, daß unter den Gestalten des troischen Krieges viele einst als übermenschliche Wesen verehrt waren und erst dadurch, daß die schöpferische Phantasie des äolischen Stammes eine auserlesene und begrenzte Schar persönlicher Götter um den Olymp versammelte, von ihrer Höhe herabgedrückt worden sind. Doch für unsere Auffassung des Epos kann sich dieser Gedanke nur insofern wirksam erweisen, als dadurch der Hintergrund,

vor dem es steht und in den es den ahnenden Blick einzudringen lockt, ins Unendliche vertieft wird. Eher könnten wir hoffen, falls unter den griechischen Heroen neben herabgesunkenen Göttern auch erhobene Menschen sind, hiervon in der Dichtung oder mit ihrer Hilfe Spuren zu finden. Daß in der Tat auch diese Entwicklung stattgefunden habe, daß vielfach menschliche Vorfahren unter die Götter versetzt worden seien, ist eine Ansicht, die mit Entschiedenheit Erwin Rohde vertrat¹⁷); ebenso entschieden widersprach ihr Eduard Meyer (GA. II § 277 Anm.; Herm. 30 S. 284 f.). Er begründete seine schroffe Ablehnung damit, daß ihm kein Fall der Vergötterung eines Sterblichen bekannt sei; Zeugnisse, wie sie in den Anschauungen eines Pindar (Pyth. V 94) oder Euripides (Alkest. 1002) vorliegen, ließ er nicht gelten. Beloch, der in seiner ersten Auflage die Frage zweifelnd bejaht hatte, scheint sie in der zweiten zu verneinen (GrG. I 121; I² S. 168 f.). Erst später, nicht vor dem 7. Jhdt., sei die Vorstellung aufgekommen, daß der Gründer einer Stadt als Schutzgeist über seiner Schöpfung walte, und das habe dann weiter geführt zu dem Königs kult der hellenistischen Zeit. Es wird mir doch schwer, gerade im Hinblick auf diese Erscheinung, Entsprechendes für die vorgeschichtliche Periode auszuschließen. Allerdings aber vermag ich aus Homer nichts beizubringen, wodurch die Sache entschieden werden könnte. Dagegen zeigt er Spuren, die noch erkennen lassen, wie von anderen Seiten her neue Götter hervorgetreten sind und auch der olympische Kreis Zuwachs erhalten hat.

V.

Poseidon hat neben *κυανοχαίτης* drei charakterisierende Beinamen: *ἐνοσίχθων*, *ἐννοσίγαιος*, *γαῖήοχος*, alle drei nicht vom Meere hergenommen, sondern von der Erde. Das letzte bezeichnet nach der alten, erst neuerdings wieder zu Ehren gekommenen Etymologie den, der mit seinem Wagen über die Erde fährt, *ὁ ἐπὶ γῆς ὀχοῦμενος*¹⁸). Ob mit der Erschütterung in *ἐνοσί-* eine solche durch Wagen und Rosse gemeint war oder eine Wirkung aus der Tiefe, wird sich schwer mit Sicherheit ausmachen lassen; wahrscheinlicher ist mir doch, und wird durch Euripides Bakch 585 bestärkt, der Gedanke an das Erdbeben. Als Herrn der Erdtiefe und »Gatten der Erdmutter« hat Wilamowitz den Gott

17) Psyche I² 175 ff. und wieder, auf Ed. Meyers Widerspruch scharf antwortend, Rhein. Mus. 50 (1895) S. 29. Speziell mit Bezug auf Achill Psyche I² 183. 18) Zur Wahl gestellt neben *ὁ τὴν γῆν συνέχων* im Lexikon des Apollonios. Danach Goebel, Lexilogus zu Homer I (1878) S. 196. Weiter: Paul Müllensiefen, Dissert. Argentor. V p. 175 in seiner Dissertation 'De titulorum Laconicorum dialecto' (1882), und O. Hoffmann in der Studie »Poseidon« im 84. Jahresbericht der Schles. Gesellschaft für vaterländ. Kultur (1906) Abtlg. IV S. 8—16. Er bezieht (S. 10 f.) das *ἐνοσί-* auf die Wagenfahrt.

verstanden¹⁹⁾; Hoffmann, der darauf bezug nimmt und die Etymologie genauer untersucht²⁰⁾, hat die Entwicklung angedeutet, durch die aus dem Beherrscher der unterirdischen Gewässer der Gott des Meeres geworden ist. Von den Stufen dieser Entwicklung lassen sich, auch außer jenen Beiwörtern, bei Homer noch Spuren erkennen. Der dem Odysseus gegebene Auftrag, den Dienst des Poseidon zu Menschen zu bringen, die das Meer nicht kennen (Λ 121 ff.), verrät eine Kenntnis von binnenländischen Kultstätten; tatsächlich gab es solche, nicht nur in Arkadien (vgl. S. 367) und im übrigen Peloponnes, sondern z. B. in Böotien, wo auch Homer davon weiß (B 506. Υ 404). In der wallenden, wogenden Meeresflut wirkt Amphitrite (ε 422. μ 60, u. ö.; vgl. S. 350 f.); in den Tiefen der See waltet der ἄλιος γέρων, dessen Tochter Thetis ist wie die übrigen Nereiden (A 358. 538. Σ 141; vgl. δ 365), nicht Poseidon. Er selber zwar beruft sich auf eine Teilung der Herrschaft zwischen den drei Söhnen des Kronos, wobei ihm die graue Salzflut zugefallen sei (O 187 ff.); aber das ist gelehrte Mythologie, wie Hoffmann richtig erkannt hat, nicht lebendige dichterische Anschauung oder gar alter Mythos. In der Odyssee freilich ist des Meerbeherrschers Feindschaft das entscheidende Hindernis, das den Helden von der Heimat fern hält; Poseidon schickt ihm den Seesturm (ε 288 ff.), er bestraft die Phäaken, daß sie den Verhassten geleitet haben (ν 125 ff.); in der Ilias aber tritt seine Herrschaft über das feuchte Element und dessen Bewohner eigentlich nur an einer Stelle recht sichtbar hervor.

Das ist N 23—31, wo er von Ägä aus nach Tenedos auf rossebespanntem Wagen durch die Wellen fährt, die See freudig ihm Raum gibt und von allen Seiten her die Bewohner der Tiefe herbeikommen, um ihren Gebieter, den sie wohl kennen, durch die Fluten spielend zu begrüßen. In wenigen Versen ein glänzendes Bild, dessen Einfügung an dieser Stelle doch etwas wunderlich erscheint. Daß der Gott von Samothrake aus, wo er den Entschluß gefaßt hat den Achäern zu Hilfe zu kommen, erst mit vier großen Schritten nach Ägä — an der Küste von Euböa²¹⁾ — geht und dort den Wagen anschirrt, um nach der Troas zu gelangen, hat keinen inneren Grund, es muß durch irgend welche äußeren Rücksichten veranlaßt sein. Da meint nun Hoffmann, die Stelle sei von einem Dichter eingelegt, den die Absicht leitete, Poseidon als

19) v. Wilamowitz, Berl. Sitzgsber. 1906 S. 67. 20) Πόσις, aus πόσις, ist »Herr, Gatte«. Die Beziehung des zweiten Bestandteils auf Demeter, die mit nicht-ionischer Namensform Δᾶ μήτηρ angerufen wurde, ließ Hoffmann (S. 15 f.) zweifelhaft; mit Bestimmtheit tritt für sie ein Paul Kretschmer, der kurz nachher (Glotta I [1907] S. 27 f.) im wesentlichen dieselbe Etymologie vorgetragen hat, mit Hoffmann auch darin übereinstimmend, daß er den ersten Teil des Namens aus der Vokativform ableitet. 21) Daß dieses und kein andres Ägä hier gemeint ist, hat Wilamowitz I.H. 444 f. gezeigt.

Meergott zu verherrlichen. Das wird wohl auch so sein; und dann haben wir sie im Bestande der Ilias, sofern er die wirkliche Handlung des Epos darstellt, nicht mitzurechnen. Aber soll derselbe Dichter diese prächtigen Verse und zugleich die Unebenheit geschaffen haben, mit der sie in den Rahmen eingesetzt sind? Vielleicht gibt es darauf noch eine Antwort.

Von allgemeinerer Bedeutung ist doch die Frage, wie sich der Wandel im Wesen des Gottes vollzogen habe. Vielleicht ist die Vermutung richtig, daß die Kolonisation, die über See führte, es mit sich gebracht habe, daß man den, dem daheim die unterirdischen Gewässer untertan waren, auch als Herrn der Meeresflut verehrte²²). In noch größeren religionsgeschichtlichen Zusammenhang hat die Gestalt des Poseidon neuerdings Wilamowitz gerückt (Ih. 290), indem er das im positiven Teil neue Ergebnis weitgreifender, seit Jahren verfolgter Studien mitteilte: »daß 'der Gatte der Erde' von Hause aus weder Gott der Gewässer »war noch untergebener Bruder des Zeus, sondern der Hauptgott, der »den Zeus ebenso gut auf die zweite Stelle drücken konnte, wie es »umgekehrt geschehen ist. Der Höhenkult der Asiaten, der einst auch »auf den Bergen von Hellas geherrscht hatte (Olympos ist ein vor- »griechischer Name), der karische Ζεύς στρατίος von Labraynda, Mylasa »usw., hat die Hellenen in Asien dazu gedrängt, den Gott, der von den »Bergen herab das Wetter macht, vorzuziehen, der dann unter dem »überall bestimmenden Einfluß Ioniens und Homers zum Allgott ge- »worden ist«. Die geistvolle Hypothese weist über die Grenzen hinaus, innerhalb deren sich die vorliegende Untersuchung zu halten hat. Doch scheint das persönliche Verhältnis zwischen Zeus und Poseidon, wie die Ilias es darstellt (A 400. H 456ff. S. 15ff.; vgl. Ξ 384—393), vor allem die Auseinandersetzung, in der jener sein ursprünglich gleiches Recht geltend macht (O 185—219), noch — in poetischer Form — Zeugnis abzulegen von einer Zeit, in der ein Glaube mit dem andern rang.

Auf einen ähnlichen Kampf religiöser Vorstellungen, zwischen dem olympischen Zeus der alten Heimat und dem auf dem Ida verehrten asiatischen Gott, sind wir beim Aufsuchen mutterländischer Sagenelemente in homerischer Poesie geführt worden (S. 244f.). Wir haben gesehen, wie stark dieses Verhältnis noch in die Ilias hineinwirkt. Deren Dichter — inwiefern wir von einem Dichter sprechen dürfen, wird später deutlich werden — hatte auch Kampfschilderungen zu verwerten, in denen es den Troern gut ging, weil der Landesgott auf ihrer Seite stand; er hat Mittel gesucht und gefunden, um auch solche Erinnerungen und ihre epische Darstellung in den wechselvollen Gang einer immerhin zusammen-

22) So Malten, Jahrb. arch. Inst. 29 (1914) S. 179, im Eingang des schon mehrfach hier benutzten Aufsatzes, über »das Pferd im Totenglauben«.

hängenden Handlung einzufigen (vgl. noch Λ 186 ff. O 231 ff. Y 24 ff.). Durch den sichtbaren Anteil, den diese ausgleichende Tendenz noch an der Gestaltung unsrer Ilias hat, wird bestätigt, was wir auch sonst annehmen müßten, daß die Eingliederung Poseidons in den Götterstaat, in dem er sich dem Zeus unterordnen mußte, früher erfolgt ist als die Verschmelzung des olympischen Zeus mit dem idäischen. Sie hatte sich schon — im Mutterlande — vollzogen, als jene beiden durch die Eroberungszüge der Achäer mit einander in Berührung kamen.

Ein ursprünglich Fremder unter den griechischen Göttern ist auch Apollon; dafür zeugt noch in der Ilias die entschlossene Feindschaft, in der er den Achäern gegenübersteht, während die Troer von ihm verteidigt werden. Diesen Schluß hat Wilamowitz gezogen, als er Natur und Herkunft des Gottes festzustellen unternahm²³). Er fand ihn bestätigt durch die geographische Verteilung der Kultstätten: die, welche der Priester von Chryse in seinem Gebete nennt, liegen sämtlich in der Nähe von Ilios; und beim Beginn der historischen Zeit erscheint die ganze kleinasiatische Küste besetzt mit alten Heiligtümern, meist Orakelstätten des Apollon. Die berühmteste ist freilich die von Pytho geworden; aber da »läßt die Sage noch erkennen, daß der neue Gott sogar mit Gewalt einen älteren unterworfen hat — den Wurm —, der in der Erde wohnte«. Daß es innerhalb der Ilias gerade der neunte Gesang ist, der Bekanntschaft mit dieser heiligen Stätte verrät (I 405), nimmt nicht wunder. Im ganzen auf einer fortgeschrittenen Stufe steht die Odyssee mit den Heiligtümern (nicht »Tempeln«) des Apollon in Ismaros und Delos, mit seinem Neumondsfeſt auf Ithaka. Wilamowitz verfolgt das Wandern und die allmähliche Verbreitung des Gottes und stellt fest (S. 582): »Apollon ist kein Hellene; er ist vielmehr von den Hellenen »bei der vorgriechischen Bevölkerung angetroffen, die sie in Kleinasien, »vielleicht auch auf den Inseln zu unterwerfen hatten. Er erschien ihnen »als ein mächtiger Gott durch das Leid, das er ihnen im Kampfe mit »seinen Bekennern brachte. Seine Orakel imponierten ihnen; sie lernten »an sie glauben«. Zugleich mit ihm übernahmen sie seine Mutter und seine Zwillingschwester, mit der dann die griechische Artemis gleichgesetzt wurde. Aber welchem Volke verdankten sie die Bereicherung? Einem, dessen Religion schon hoch entwickelt war, da sie menschliche Verwandtschaftsverhältnisse auf die Götter übertrug (S. 584). Wilamowitz vermutet, daß es die Lykier gewesen seien, daß nach ihnen Apollon Λύκειος, Λύκιος, Λυκηγενής genannt wurde²⁴).

23) v. Wilamowitz, »Apollon«, Herm. 38 (1903) S. 575—586. Dort über Pytho S. 579.

24) Dieser Ableitung stimmt Malten zu in der sogleich zu zitierenden Abhandlung S. 263. Zweifelnden Einspruch gegen die Annahme asiatischer Herkunft überhaupt erhebt Bethe

Auch über Hephästos gibt es eine grundlegende Untersuchung von Wilamowitz²⁵), an den anknüpfend dann Malten das eigentliche Wesen des Gottes zu ermitteln gesucht und seine Entwicklung im Kultus wie in der bildlichen Darstellung verfolgt hat²⁶). Hephästos ist ursprünglich das Feuer, und zwar im besonderen das — den Alten unerklärliche — Erdfeuer, wie es an gewissen Stellen zu beobachten war: auf der Höhe des lemnischen Berges Mosychlos, an der Ostküste Lykiens u. a. Von der frühesten Bedeutung des Namens, wonach er eben die Flamme selber bezeichnete, zeugen in der Sprache des Epos noch einzelne Redewendungen, deren vorher gedacht wurde. Ebenfalls bei Homer finden sich noch Spuren davon, daß die ältesten Verehrer des Gottes Hephästos Nicht-Griechen waren²⁷): sein Priester Dares (mit ungrischem Namen) auf Seiten der Troer E 9 f., und vor allem, was der Dichter ihn selbst über seinen Sturz vom Olymp erzählen läßt, wie er, von Zeus hinabgeschleudert, auf Lemnos niedergefallen und dort von den Sintiern aufgenommen worden sei (A 586 ff.), wozu es weiter stimmt, daß ihm Lemnos γαῖᾶων πολὺ φιλότατ' ἐστὶν ἀπασέων (θ 284). Die Frage, wo und wann zuerst die Umsetzung des Elementargottes in einen Schmied erfolgt sei, läßt Malten (S. 252) unentschieden. Sicher aber erscheint ihm, daß erst mit seiner Menschwerdung das charakteristische Merkmal hinzugefügt worden ist, daß er, wie so mancher sterbliche Schmied, ein Krüppel gewesen sei. Dieser Zug hat also keine mythische Bedeutung (S. 256); er ist aber wesentlich für die Rolle, die Hephästos in der Ilias spielt. Dort hat sich ein Bewußtsein davon, daß er eigentlich nicht auf den Olymp gehörte, noch in der ihm selber in den Mund gelegten Erinnerung erhalten, daß Zeus oder, wie er ein andermal sagt (Σ 395 f.), Hera ihn einst hinuntergeworfen habe. Tief unten, auf dem Grunde des Meeres

Hom. I 364 f., indem er die Verbindung des Gottes mit den Troern als sekundäre Erfindung des Dichters nachzuweisen sucht. 25) v. Wilamowitz, Hephästos, Nachrichten von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften 1895 S. 217 ff.; s. besonders S. 233. (In einer Anmerkung [35], die ich früher übersehen habe, nimmt der Verf. Stellung zu Busolts Argos-Hypothese: sie habe »manches Verführerische«, werde aber widerlegt durch Ἥρη Ἀργεῖη bei Homer; denn da die samische Hera — nur sie könne Mutter des Hephästos sein — wirklich aus Argos stamme, so sei über die Herkunft der homerischen Göttin jeder Zweifel ausgeschlossen. Das kann doch nur heißen: Ἥρη Ἀργεῖη stammt aus dem peloponnesischen Argos und ist über Samos in das kleinasiatische Epos gekommen. Daß die zwei Stellen, an denen sie genannt wird [Δ 8. E 908], der ionischen Periode des Epos angehören, würde ohnehin nicht zweifelhaft sein [vgl. auch IIH. 288]; das ist die Periode, in der das Mißverständnis aufkam, die Heimat der vor Troja liegenden Ἀργεῖοι sei das Argos des Peloponnes. Das alles fügt sich aufs beste zu der oben S. 283 ff. entwickelten Hypothese.)

26) Ludolf Malten, Hephästos. Jahrb. arch. Inst. 27 (1912) S. 232–264. 27) Mit Wilamowitz' Einwilligung teilt Malten S. 232 mit, daß auch er den Gott jetzt nicht mehr für einen Griechen halte.

in einer Grotte, schmiedete er köstliche Geschmeide, während dazu der Okeanos brauste (Σ 400 ff.): auch dies ein Zeichen, daß der Gott von Rechtswegen im irdischen Bereich sein Wesen hatte. Als er auf den Olymp versetzt wurde, wovon nachhomerische Poesie zu erzählen wußte, »ging, was an dem Gotte göttlich war, mit dieser Umpflanzung verloren; im Kreise der Olympier ist er der brave Handwerker oder die komische Person« (Malten 260). Die anmutigen Szenen des Σ , die ihn in seiner himmlischen Werkstatt und in seinem häuslichen Leben darstellen, gehören den jüngsten Partien des Epos und damit einer Zeit an, in der von Dichtern ionischen Stammes die Götter und ihre gegenseitigen Beziehungen zum Gegenstand einer lustig weiterbildenden, von Ehrfurcht freien Phantasie gemacht waren (oben S. 357 f.).

In derselben Periode ist Hermes in den Vorstellungskreis des Epos aufgenommen worden. Wo er bei Homer mit Menschen verkehrt, tritt er als Jüngling auf: $\pi\rho\omega\tau\omicron\nu\ \upsilon\pi\eta\nu\acute{\eta}\tau\eta\varsigma\ \tau\omicron\upsilon\ \pi\epsilon\rho\ \chi\alpha\rho\iota\epsilon\sigma\tau\acute{\alpha}\tau\eta\ \eta\beta\eta$ (κ 279; vgl. Ω 425. 433); und das ist ein der altionischen Kunst eigentümlicher Typus²⁸). In etwas anderm Sinne haben ionische — oder gar erst atheneische? — Anschauungen die Religion der Ilias um einen Athene-Kult bereichert. Schon im vorigen Kapitel haben wir ihn berührt (S. 347 f.). Daß diese Göttin auf derselben Burghöhe Pergamos, auf der Apollon der Griechenfeind waltet (Δ 507 f. E 445 ff. H 20 ff.), einen Tempel und ein Kultbild hat und dazu ein Kollegium von Priesterinnen, die ihren Dienst besorgen, das ist eine Kombination, bei der man die Schichtung der Vorstellungen im Epos mit Augen sehen, mit Händen greifen, fast möchte ich sagen als Blinder mit dem Stocke fühlen kann. Die Gefahr, so mißverstanden zu werden, als würde damit der Bittgang des Z zur »Interpolation« gestempelt, besteht nun doch wohl nicht mehr.

28) Furtwaengler, *Antike Gemmen* III (1900) S. 97. Ove Jørgensen *Herm.* 39 (1904) S. 374.

SECHSTES KAPITEL

DER GÖTTERAPPARAT IM EPOS

Athene und Hermes, auf die wir zuletzt geführt wurden, sind vorzugsweise diejenigen Götter, die im Epos den Verkehr mit Menschen pflegen. Doch betreten gelegentlich auch Apollon und Poseidon, Aphrodite und die Botin Iris, ganz vereinzelt Here (E 784 ff.) den irdischen Schauplatz der Handlung, während Zeus sich fernhält. Dieses Unterschiedes wurde schon gedacht (S. 360). Begründet sein muß er in Momenten der religiösen Entwicklung — Zeus scheint der einzige unter den Göttern zu sein, dessen Name sicher griechischen Ursprung hat, — ausgewirkt hat er sich eben in der Art, wie der Dichter die olympischen Personen in Bewegung setzt, um seine Erzählung wechselvoller zu gestalten. So hängen beide Betrachtungen aufs engste zusammen.

I.

A. Dem Wesen der homerischen Götter kann man nicht gerecht werden, wenn man nicht das Verhältnis ins Reine zu bringen sucht, in dem sie zum Schicksal stehen. War dieses überall mit dem Willen des Zeus identisch? oder ihm und den anderen Göttern übergeordnet? Das erste war die Ansicht von Welcker, das zweite die von Nägelsbach; keine von beiden hat sich vollkommen durchführen lassen, es blieben innere Widersprüche. Da war es, zu richtiger Erkenntnis, ein entscheidender Fortschritt, daß man daran ging, die Äußerungen dieses Verhältnisses nicht als Glieder eines Systems, sondern als Stufen einer Entwicklung anzusehen. Das hat, wenn auch an Finsler anknüpfend, doch zuerst mit rechter Klarheit Erik Hedén getan¹⁾. Er findet durchweg im epischen Götterwesen einen »Drang nach Einheit der religiösen Anschauung, eine zunehmende Fähigkeit zur Abstraktion« (S. 182). Von Anfang an stehen

1) Georg Finsler, *Homer* (1908) S. 442 ff. = ²I 1913, (*Der Dichter und seine Welt*), S. 272 ff. Dort S. 446 = ² 275: »Die Angaben über die Moira und ihr Verhältnis zu den »Göttern widersprechen sich, und ein einheitliches Bild zu erlangen ist nicht möglich. »Immerhin sehen wir die Poesie bestrebt, den klaffenden Widerspruch auszugleichen. Nur »ist dadurch eine einheitliche Auffassung vom Weltregiment bloß angebahnt, aber durch- »aus nicht durchgeführt worden«. — Hedén, *Homerische Götterstudien* (1912) S. 162 ff.

zwei verschiedene Vorstellungen nebeneinander: die einer alles umfassenden, unpersönlichen Macht, der $\mu\omicron\iota\pi\alpha$, und die der bestimmten, persönlich wirkenden Götter; »alles, was durch die Schicksalsmächte bewirkt oder von einem unpersönlichen Schicksal beschieden wurde, ist an anderen Stellen den Göttern zugeschrieben« (S. 164). Im Fortschreiten der epischen Poesie, die sich in logischer wie in ästhetischer Hinsicht entwickelte, empfanden die Dichter immer mehr »das Bedürfnis, über das Verhältnis der Gottheit zum Schicksal ins klare zu kommen«. Diese innerliche Tendenz traf mit einer mehr von außen wirkenden technischen Rücksicht zusammen. Von dem, was kommen mußte, was in der Fortsetzung erzählt werden sollte, wußte der Dichter mehr als seine Zuhörer. Der Verlauf der Ereignisse, wie er entweder durch die Dichtung oder Sage gegeben oder mit frischer Erfindung geplant war, beherrschte den Gang der Erzählung (vgl. oben S. 265); damit diese, auch nach Abschweifung oder Einschub, nicht verkehrt ausginge, ließ der Dichter die Götter eingreifen, die so dem Schicksal gegenüber in eine dienende Stellung kamen (Hedén 175 ff.). Solche »Planmäßigkeit des Götterregimentes« meint nun der schwedische Gelehrte in der Odyssee stärker hervortreten zu sehen als in der Ilias, so daß der Glaube daran im Wachsen gewesen wäre. Recht hat er jedenfalls wohl darin, daß die Unterordnung der übrigen Götter unter Zeus in dem jüngeren Epos weiter gediehen ist: »in der Ilias muß er sich von ihnen den Gehorsam oft erzwingen, in der Odyssee fügen sie sich mit wenigen Ausnahmen freiwillig« (S. 30f. 62).

Die Entwicklung drängt weiter. Je mehr der Sohn des Kronos zum eigentlichen Vertreter und Vollstrecker der höchsten Macht wurde, die über dem Leben der Sterblichen wie der Unsterblichen waltet, desto mehr traten in seinem Wesen die ursprünglichen konkreten und persönlichen Züge zurück; damit hing es eben zusammen, daß er schon in der Ilias fast nur aus der Ferne wirkt. Der mit seinem Namen bezeichnete Begriff näherte sich selbst allmählich einer abstrakten, unbestimmten Vorstellung. Für das, was der Dichter sagen wollte, machte es nicht mehr viel aus, ob er einen Entschluß, eine Fügung dem »Zeus« zuschrieb, oder allgemein »den Göttern«. In beiden Epen hat Hedén die Beispiele des einen wie des anderen Ausdrucks gezählt und hat gefunden: »Die Zeus-Stellen überwiegen ebenso entschieden in der Ilias wie die Götter-Stellen in der Odyssee« (S. 72). Ebenso kommt $\delta\alpha\iota\mu\omega\nu$ als Bezeichnung der unbestimmten Gottheit in der Odyssee öfter vor; freilich wirken dabei andere Ursachen mit, auf die wir gleich nachher zu sprechen kommen. Im ganzen vollzieht sich vor unseren Augen, in dem Verhältnis der Götter zum Schicksal, ein Fortschritt vom Konkreten zum Abstrakten, von bunter Fülle zu einheitlicher Ordnung.

Alle diese Beobachtungen aber fassen das homerische Götterwesen doch nur von einer Seite. Daneben wird die Ausmalung des menschenähnlichen Treibens der Olympier zuversichtlich und fröhlich fortgesetzt. Wir erinnern uns der Würdigung, die dieser Teil des homerischen Weltbildes bei Rohde gefunden hat, der darin eine Betätigung ionischer Geistesart sah. Nicht uneingeschränkt konnten wir diese Auffassung festhalten (S. 357 f. 361); aber sorgfältig wird überall mit ihr gerechnet werden müssen, wenn wir das Richtige finden wollen. Das kann nur so gelingen, daß wir durch eingehende Vergleichung die verschiedenen Elemente sachlich und, soweit möglich, chronologisch zu sondern unternehmen.

B. Der Gedanke, auch in der Art, wie die Dichter den olympischen Apparat handhaben, nach einer Entwicklung zu forschen, wird nicht nur von denen abgelehnt, die von Analyse überhaupt nichts wissen wollen; auch manche, die sonst mit Eifer an ihr mitarbeiten, schließen sie in diesem Falle entweder grundsätzlich aus, oder doch tatsächlich, indem sie sich jedenfalls für die Ilias begnügen, die Götterszenen als eine einheitliche jüngere Schicht von allem übrigen Bestande zu trennen. So vor Jahren Benedictus Niese, der hier seinen an sich fruchtbaren Gedanken übertrieb, die etwas unbestimmte Vorstellung vom Wachstum der Sage soweit als möglich durch die greifbarere der Weiterbildung durch erfindungsreiche Dichter zu ersetzen. Wie er die ganze Nekyia aus dem echten Homer streicht (vgl. oben S. 356. 363 f.), so hält er in der Ilias »alle olympischen Szenen für nicht ursprünglich« (EHP. 105). Eben dies hat dann in einer besonderen Schrift Finsler aufs neue zu beweisen unternommen, ohne sich auf seinen Vorgänger zu stützen und, wie er selber sagt (S. 55), in anderem Sinne²⁾. Finslers Beweisführung, in vielen Einzelheiten höchst anfechtbar, bezeichnete auch in der Methode keinen Fortschritt, da sie nur wieder mit Beziehungen und Widersprüchen in der Komposition arbeitete und die Anregung, die Niese gegeben hatte, unbenutzt ließ. Dieser hatte gefragt, ob sich nicht in der inneren Beschaffenheit der Götterszenen eine Entwicklung erkennen lasse, so daß diejenigen die jüngeren wären, »wo die göttliche Einwirkung zur Handlung selbst gehört«, älter die, welche ohne Störung für den Gang der Ereignisse ausgeschieden werden können, und hatte diese Frage allerdings etwas zu schnell und sicher bejaht (S. 104). Daß er aber so fragte, war entschieden richtig, und hier mußte eine Untersuchung, die weiter kommen wollte, einsetzen. In diesem Sinne das Problem zu fördern schien die Absicht von Reibstein zu sein, als er die Göttererscheinungen

2) Finsler, Die olympischen Szenen der Ilias. Ein Beitrag zur homerischen Frage. Bern (Gymn.-Prog.) 1906.

der Ilias in einer Dissertation behandelte³); und etwas von Entwicklung hat er wirklich nachzuweisen gesucht. Zwar ging er scheinbar in der Negation über Finsler hinaus, indem er außer den Szenen, die zwischen Göttern sich abspielen, auch alle die für späteres Wachstum erklärte, in denen Götter persönlich in das Tun der Menschen eingreifen. Beide zusammen aber glaubte er als Weiterbildung aus erkennbarem Keime verstehen zu können. Der Keim liege in der Neigung schon der ältesten Dichter, die Ereignisse so darzustellen, daß sie aus der Ferne von den Göttern geleitet werden; wie z. B. Γ 439. Θ 311. Λ 363. 438. O 668⁴); *illo usu recentiores poetas commotos esse, ut deos ipsos in humanas introducerent res* (S. 12. 19). Aber der Beweis für diese Ansicht, die zunächst nur als Postulat auftritt (*necessitate quadam concludere cogimur*), wird nicht von innen heraus, sondern mit Hilfe der Kompositionskritik geführt, und zwar nach einem Verfahren, das alle Übertreibungen vergangener Zeiten, von denen wir frei geworden zu sein meinten, wieder aufnimmt. So hat sich Reibstein bei allem Scharfsinn doch ein tieferes Verständnis selber dadurch verschlossen, daß er von vornherein und bis zuletzt nicht an verschiedene Möglichkeiten der Erklärung dachte, sondern eine einzige, nachdem sie in ein paar Fällen wahrscheinlich gemacht war, überall zur Geltung zu bringen suchte⁵). Zu Δ 439f. (ὦρσε δὲ τοὺς μὲν Ἄρης κτε.) bemerkt er (p. 24): *Quod attinet ad deos, in his versibus nihil vituperandum est. nulla alia de causa inducuntur nisi ad hunc exercituum congressum exornandum. usus est ille epicus. ipsi hominum forma induti inter milites non adsunt*. Zum Verstehen sind wir berufen, nicht zum Tadeln (so noch S. 29. 35). Daß einer Kritik, die das verkennet, z. B. auch die Götterszenen des E zum Opfer fallen (S. 28), kann gar nicht über- raschen.

Nicht als natürliche, langsam sich vollziehende Entwicklung, sondern als einmalige, gewollte Übertragung aus einer literarischen Gattung in die andre: so stellt sich für Dietrich Mülher der Eintritt des Götterwesens in die Heldendichtung dar. Seiner Theorie wurde schon früher gedacht (S. 252. 266). Sie geht aus von einer scharfen Zeichnung des Gesamtbildes, das er aus der Ilias gewonnen hat (IQ 119f.): »Diese Intervention der Götter in jedem Augenblicke, wo der Dichter ihrer bedarf, wo die rollende Kugel der Aktion in ihrem normalen und konsequenten Laufe

3) Tuisko Reibstein, *De deis in Iliade inter homines apparentibus*. Leipzig 1911.

4) Zu den Beispielen des ursprünglichen Typus, von dem die spätere Weiterbildung ausgegangen sei, rechnet der Verf. auch Ψ 383f. 771ff. 865, *qui loci, etiamsi recentiores sunt, tamen pulcherrime usum epicum praebent*. Wie er damit seine eigne Theorie untergräbt, hat er wohl nicht ganz empfunden.

5) Ob er damit einen Gedanken von Bethe übertreibend durchgeführt oder dieser (Hom. I 342) ein Resultat seines Schülers teilweise angenommen hat, muß dahingestellt bleiben.

»gehemmt oder abgelenkt werden soll, ist nichts als ein technisches »Hilfsmittel, ein Kunstgriff, der einfach und bequem ist, auch in den »kompliziertesten Fällen nicht versagt. — — Wie man von der einen Seite »die Kunst der Einarbeitung der Einzelszene in den Gesamtzusammen- »hang studieren kann, so läßt sich auf der anderen Seite auch oft zeigen, »wie dieser aus der Verknüpfung von Einzelszenen erst entsteht. Das »durchdringt und ergänzt sich so, daß man wirklich oft zweifelhaft sein »kann, was primär und was sekundär ist«. Hätte nur der Verfasser diese doppelte Möglichkeit überall, auch für die Gesamterscheinung, im Sinne behalten! Aber aus dem starken Anteil, den an mehreren und zwar an den derbsten Schilderungen des Treibens der Olympier die Person des Herakles und der Streit um ihn hat, zieht er den weittragenden Schluß, daß die ganze parodistische Behandlung des Götterwesens, die *deus ex machina*-Technik, eine individuelle Erfindung dessen sei, der einst den Heraklesschwank gedichtet habe (vgl. S. 252. 266 Anm.; 267). Dadurch, daß der Dichter der Ilias diese Vorlage benutzte und ihren Stoff wie ihre Kompositionsweise in das ernste Heldenepos einarbeitete, sei die eigentümliche Mischung religiöser und possenhafter Elemente entstanden, die uns aus Homer so vertraut, an sich doch wirklich, wie Xenophanes empfand, anstößig sei (S. 127 f.).

Der Erklärungsversuch gibt zu denken, doch verlangt er vorsichtige Prüfung. Sollten wirklich nur gerade der Schöpfer des Heraklesschwanks und nach seinem Vorbilde der Verfasser unsrer Ilias Meister gewesen sein in dieser Kunst, Situationen und Vorgänge durch die allezeit bereiten Dienste des olympischen Personals spielend zu verknüpfen? Man hat lange Zeit den kollektiven Charakter der epischen Poesie zu sehr betont, erst allmählich gelernt, auch hier auf dichterische Individualitäten zu achten; Mülder ist in den entgegengesetzten Fehler verfallen. Erinnern wir uns doch, was wir von Lebenskraft und Stetigkeit des epischen Stiles schon kennen gelernt haben (S. 268/70). Angenommen, es habe wirklich einst eine Heraklesdichtung, ungefähr wie Mülder sie sich denkt, als Werk eines einzelnen gegeben, so erneuern wir unsre Frage (von S. 252), wo denn deren Verfasser den Stoff hergenommen habe, und erweitern sie: war ihm nicht mit dem Stoffe zugleich schon etwas von der Behandlungsweise gegeben? Die Heraklessagen in ihrer volkstümlichen, grobschlächtigen Art stammten doch aus dem Mutterlande und hatten, nach Kleinasien verpflanzt, wohl nicht auf den literarischen Eifer eines einzelnen Bearbeiters zu warten gehabt. Aus der Entrüstung des Xenophanes zieht Mülder selber den Schluß (IQ. 129), daß derartige Götterschwänke in Ionien beliebt und verbreitet gewesen seien, und bemerkt dazu: »Schwerlich ist es die Ilias ausschließlich oder auch nur vorzüglich,

die den Zorn der Eiferer erregt, sie ist nur auch infiziert von dem nämlichen Geiste«. Das stimmt nicht zu seiner sonstigen Theorie, aber es ist das Richtige. Wir haben uns seinerzeit dafür entschieden, daß mit der Gestalt des Herakles auch das Wesentliche dessen, was man von ihm erzählte, aus dem Mutterlande stammte; vermehrt aber und literarisch — wenn man so sagen darf — entwickelt wurde es in Ionien. Und hier erst ist wohl die urwüchsige Derbheit, die daran haftete, zum Gegenstand übermütigen Spieles gemacht worden. Hier auch war es, wo allgemein die Göttergeschichten in diese Sphäre hereingezogen wurden. Daß dies nicht ohne Einfluß von seiten der Heraklessage geschehen ist, dürfen wir annehmen; aber das war nur einer von mancherlei Zuflüssen, die zu einem großen Strome sich vereinigten. Mit Erfassung gerade nur dieses Elementes ist das homerische Götterwesen nicht auszuschöpfen.

Indem wir uns der Frage wieder zuwenden, die Niese gestellt hatte, geben wir ihr eine etwas andere Wendung. Wieweit lassen sich in dem, was Homer von den Göttern und ihrem Weltregiment berichtet, Erfundenes und Überliefertes, poetische Ausgestaltung und uralter Bestand von einander sondern? Um die Antwort zu finden, müssen wir vor allem die Absicht ins Auge fassen, von der die Dichter geleitet wurden, wenn sie als Träger der ihnen vorschwebenden Weltordnung persönliche Götter verwendeten.

II.

A. Der eigentliche Ursprung religiöser Gesinnung liegt, dessen meinen wir gewiß zu sein, darin, daß der Mensch Unbegreiflichem gegenübersteht, das er nun doch, um es in seine Vorstellung einzuordnen, irgendwie erklären möchte; da bietet sich zur Ausfüllung der Lücke die Annahme dar, daß es ein höheres Wesen gebe, das hier mit unwiderstehlicher Gewalt gewirkt habe. An Äußerungen dieses Glaubens sind die homerischen Gedichte reich. Daß Zeus den furchtbaren Krieg gewollt hat, ist einer der ersten Gedanken, die der Dichter ausspricht (A 5); Helena meint zu erkennen, weshalb (Z 357). Von ihm werden Erfolg und Mißerfolg, Leid und Glück verteilt; auf seine Hilfe hoffen die Griechen, um Troja zu nehmen (A 128 f.), und ihn klagt der König an, daß er sein Versprechen nicht gehalten habe (B 111 ff.): Ζεύς με μέγας Κρονίδης ἄτη ἐνέδησε βαρείη. Nach derselben Seite meint Agamemnon auch die Verantwortung für seinen Streit mit Achill abwälzen zu können (T 90 f.): ἀλλὰ τί κεν ῥέξαιμι; θεὸς διὰ πάντα τελευτᾷ, πρέσβα Διὸς θυγάτηρ Ἄτη, ἥ πάντα ἀἵται. Die übermäßige Stärke, auf die Achill pocht, hat ein Gott ihm verliehen (A 178). Menelaos hält es P 101 nicht für schimpflich, vor Hektor, ἐπεὶ ἐκ θεόφιν πολεμίζει, zurückzuweichen; daß er seinerseits den Paris besiegt hat, schreibt dieser Athenens Hilfe

zu (Γ 439). Aias fordert seinen Bruder auf, den Bogen zu gebrauchen, den Phöbos Apollon ihm gegeben habe (O 441); wie nachher im entscheidenden Augenblick die Sehne zerreißt — der Dichter weiß, daß Zeus den Hektor beschützt hat —, da erkennt Teukros: μάχης ἐπὶ μήδεα κείρει δαίμων ἡμετέρης (O 408 f.). Eine Krankheit, die ohne äußeren Anlaß den Körper befällt, muß von Zeus gesendet sein (I 411); für plötzlichen Tod eines Menschen suchen Verstand und Phantasie eine Ursache und finden sie in den sanften Geschossen des Geschwisterpaares Apollon und Artemis. Aber auch die unerwartete Genesung kommt von den Göttern (ε 397). Sie sind es, die wohl einem Sterblichen den Sinn betören, daß er Dinge sagt und tut, die ein anderer sich nicht zu erklären vermag: wenn Glaukos seine goldene Rüstung gegen die eherne des Diomedes weggibt, so muß Zeus ihn verblendet haben (Z 234); Telemachs Reise nach Pylos führt der treue Diener darauf zurück, daß ihm τις ἀθανάτων βλάβη φρένας ἔνδον εἰσας (Ξ 178). Ein Krieger, der auf Feldwache gezogen ist, hat seinen Mantel vergessen: παρὰ μ' ἦπαφε δαίμων οἰοχίτων' ἵμεναι (Ξ 488 f.). Aus Erwägungen dieser Art ist Bedeutung und Gebrauch der Anrede δαιμόνιε entstanden⁶). Wie Odysseus als Bettler verkleidet mit seinem Sohn und dem Sauhirten zusammensitzt und das Gespräch auf die Bedrängnis kommt, in der sich Telemach befindet, da fragt jener (π 95 f.):

εἰπέ μοι, ἥ ἐκὼν ὑποδάμνασαι, ἦ σέ γε λαοὶ
ἐχθαίρουσ' ἀνὰ δῆμον ἐπισπόμενοι θεοῦ ὁμφῇ,
ἦ τι κασιγνήτοις ἐπιμέμφεαι, κτλ.

Irgend einen Grund müßte die feindliche Stimmung des Volkes doch haben; und wenn äußerlich nichts vorliegt, wodurch sie entstanden sein könnte, so bleibt nur die Annahme übrig, daß ein Gott nach seiner Willkür sie erregt habe. Aber auch Gutes wird den himmlischen Mächten verdankt. Dem Schiffbrüchigen hat Zeus selber den Mastbaum in die Hände gegeben, daß er sich retten konnte (Ξ 310); wie er dann gefesselt hilflos im Schiffe lag, δεσμὸν ἀνέγναμψαν θεοὶ αὐτοί (Ξ 348 f.). Staunend blicken die Leute auf den Redner, der sicher, doch mit wohlthuender Zurückhaltung spricht: θεὸς μορφὴν ἔπεσι στέφει (θ 170). Wie Telemach von Menelaos Abschied nimmt, fliegt ein Adler, der eine Gans geraubt hat, nach rechts über sie hinweg; der König zweifelt, was das zu bedeuten habe, doch Helena weiß schnellen Rat (ο 172 f.): κλυτὲ μευ, αὐτὰρ ἐγὼ μαντεύσομαι, ὥς ἐνὶ θυμῷ ἀθάνατοι βάλλουσι καὶ ὥς τελέεσθαι οἶω.

Wir empfinden die Berufung auf die Götter, die ihr das erklärende Wort eingegeben haben, hier wie eine stereotype Formel; und schwerlich

⁶) Vgl. »Die Kunst des Übersetzens«, wo in Kap. II (⁵ 28—30) der Begriff dieses δαιμόνιος eingehend behandelt ist.

hat es der Verfasser von o anders gemeint. Aber ursprünglich muß doch in solchen Äußerungen ein bestimmter, kraftvoller Sinn gelegen haben. Wir verstehen ihn besser, wenn wir an den Unterschied denken, der schon in dem Beispiel von Teukros hervortrat, der sich aber durch beide Epen als herrschender Gebrauch hindurchzieht: der Dichter erzählt, wer von den Himmlischen eingreift, sei es persönlich und gar körperlich, oder so, daß sie den Gedanken und Entschlüssen der Menschen Anstoß und Richtung geben; diese selbst aber, die eine auffallende Wirkung bemerken und sich zu erklären suchen, läßt er nur unbestimmt von einem Gotte (θεός, δαίμων) oder den Göttern oder von dem Höchsten unter ihnen, Zeus, sprechen. Im Seesturm stehen Leukothea (ε 333 ff.) und Athene (382 ff.) dem Odysseus bei, er aber glaubt dem Zeus die Rettung zu danken (409). Als er endlich gelandet ist, senkt ihn Athene in Schlaf (ε 491); wie er dem Alkinoos davon erzählt, heißt es (η 286): ὕπνον δὲ θεὸς κατ' ἀπείρονα χεῖεν. Wenn von Telemachs Gebet berichtet wird β 261 f.:

χεῖρας νηψάμενος πολιῆς ἀλὸς εὔχετ' Ἀθήνῃ
κλυθί μεν, ὃ χθιζὸς θεὸς ἤλυθες ἡμέτερον δῶ,

so stehen beide Ausdrucksweisen hart neben einander⁷⁾. — Dieses Gesetz hat Ove Jørgensen erkannt und in einer ausgezeichneten Untersuchung — »die Götter in 1—μ der Odyssee« (Herm. 39 [1994] S. 357 ff.) — dazu benutzt, zu zeigen, wie sorgsam im ganzen doch nicht nur in 1, sondern auch in κμ die Selbsterzählung stilisiert sei. Davon wird seiner Zeit noch zu reden sein. Hier kam es darauf an, deutlich zu machen, wie im Zusammenhang einer poetischen Weltanschauung und ihrer fortgesetzten Pflege durch das Epos allmählich immer mehr von dem, was Sterbliche auch innerlich erleben, als unmittelbare göttliche Schickung sich darstellte. Wünsche, Vermutungen, Erkenntnisse stiegen in der Seele auf, ohne daß man sagen konnte, woher sie kamen; Homer wußte, was in unserer Zeit erst wieder entdeckt werden mußte, daß der Mensch nicht immer denkt, was er will, sondern oft Gedanken sich einstellen und Beachtung fordern, als ob sie von einer unbekannten fremden Macht geschickt werden. Vor anderen sind es natürlich die Seher und Dichter, die solche innere Wirkung erfahren, wie denn Phemios sein Verhältnis zur Poesie treffend erklärt (χ 347 f.): αὐτοδίδακτος δ' εἰμί, θεὸς δέ μοι ἐν φρεσὶν οἶμας παντοίας ἐνέφυσεν. Er dankt der Gottheit, die ihn gelehrt habe, und bezeichnet sich doch zugleich als αὐτοδίδακτος: ein sprechendes Zeugnis dafür, wie konventionell zuletzt der ursprünglich tiefe und bedeutende Gedanke geworden war, aus einer Betrachtungsart zu einer Redeweise.

7) Weitere Beispiele bei Jørgensen S. 366 f.; Ausnahmen, die sich finden, sind dort S. 368 f. besprochen.

Aber diese Betrachtungsart selber, in der wir die Quelle religiösen Empfindens zu erkennen glauben, setzt schon eine gewisse Feinheit und Reife des Denkens voraus, kann also doch nicht den ersten Ausgangspunkt der Entwicklung gebildet haben. Es ist kein Zufall, daß unter den Beispielen, die wir früher schon zusammengestellt hatten, viele sind, in denen nicht einzelne Götter auftreten, sondern Ζεύς oder δαίμων oder θεοί als wirkend erscheinen. Und wir wissen ja jetzt, daß gerade diese Art, das menschliche Leben als von höheren Mächten geleitet darzustellen, relativ jung und von der Ilias zur Odyssee in Zunahme begriffen ist (S. 376 f.). Von Zeus und seiner Anteilnahme an irdischem Treiben müssen in früheren Perioden von Dichtung und Sage viel individuellere Dinge erzählt worden sein, als daß er θεοῖσι καὶ ἀνθρώποισιν ἀνάσσει und daß seinen Ratschluß niemand umgehen oder vereiteln kann. Und wohl alle Götter — von Hephästos, Apollon, Poseidon haben wir es eben noch gesehen — müssen Gegenstand der Furcht und Verehrung wie der ausmalenden Phantasie gewesen sein, längst ehe poetische Gestaltungskraft auf den Gedanken kam, sie als Träger des Weltregimentes in eine Darstellung menschlicher Schicksale einzufügen. Und wer es zuerst unternahm, von der Rolle zu berichten, die göttliche Personen als Teilnehmer am Tun und Leiden der Sterblichen gespielt hätten, das waren weder der Dichter noch die Dichter der Ilias; die Überlieferung muß viel weiter hinaufreichen. Greifbare Zeugnisse dafür hat Hedén aufgedeckt (Homer. Götterstudien 37 f.). Ein Sohn — und zwar ein lieber, d. h. ein sagenberühmter Sohn — des Ares kämpft und fällt auf seiten der Achäer (N 518 ff., O 120 ff.); und Poseidon, der Griechengott, entreißt den Troer Äneas dem Peliden und rettet ihn vom Tode (Υ 290 ff.). Beide Vorgänge haben keinen ursprünglichen Zusammenhang mit dem Plane der Ilias; nicht für ihn erfunden sind sie, sondern aus bereits geformtem Stoff übernommen: sie müssen einen Platz in epischer Erzählung schon gehabt haben, ehe die Gesänge gedichtet wurden, die den Göttern die in der Ilias vorausgesetzte Parteistellung gegeben haben.

Suchen wir von hier aus das poetische Schaffen des Geistes, der in der Ilias lebendig ist, zu begreifen, so sehen wir eine Synthese sich vollziehen. Auf der einen Seite ein Schatz überlieferter Göttersagen mit einer Fülle von Gestalten, auch von alten Beziehungen zwischen Göttern und Menschen (s. S. 360 f.); auf der andern eine psychologisch sich vertiefende Auffassung der Menschennatur und aus reicher Erfahrung erwachsene Vertrautheit mit ihren oft unberechenbaren Äußerungen. Den Eindruck des Vollendeten haben wir da, wo beide Saiten harmonisch zusammenklingen, was bei Homer oft genug zutrifft; zum Verständnis der Verbindung aber helfen uns mehr die Fälle, wo die Elemente nicht

völlig ineinander aufgegangen sind. Indem wir nun unserm allgemeinen Grundsatz gemäß vom Ende der Entwicklung her zu den früheren Stufen aufzusteigen suchen, ist diesmal die Möglichkeit gegeben, den Ausgangspunkt noch näher an uns heran zu verlegen.

B. Auch Vergil hat in seiner Nachahmung des griechischen Epos die Götter und ihre Tätigkeit reichlich verwendet. Übertreibungen und Verkehrtheiten, zu denen er dabei gelangt ist, habe ich vor Jahren bei Gelegenheit einer Untersuchung⁸⁾ dargelegt, die der Charakteristik Vergils dienen sollte, zugleich aber schon damals den Gewinn angedeutet, der sich von hier aus für die Beurteilung der homerischen Poesie ergeben könnte. Inzwischen hat Richard Heinze im Rahmen seiner Monographie über »Virgils epische Technik« (1903; 2. Aufl. 1908) auch dessen Theologie behandelt, deren eigenartige Züge er aus dem Geiste römischer Poesie, aus der Weltanschauung des augusteischen Zeitalters, aus persönlichem Wollen und Können des Dichters zu erklären und in ihrer künstlerischen Berechtigung auch Homer gegenüber zu würdigen sucht. Wie sich die Wunderlichkeiten in Vergils Darstellung aus der Aufgabe ergeben mußten, die er sich gestellt hatte, das stoische Dogma von der alles lenkenden Vorsehung mit der homerischen Sagenwelt zu vereinigen, ist dabei gut entwickelt (S. 293 f. 299 ff.).

Der ganze Gang der Handlung, den die Äneide darstellt, ist ohne fortwährendes Eingreifen der Himmlischen überhaupt nicht denkbar: der Held macht sich auf den Weg, ohne zu wissen wohin er gelangen will; eine wunderbare Verkündigung schließt sich immer an die andere an, erläuternd, ergänzend, aber nie vollständig aufklärend. So viele Stationen der Reise aufgezählt werden, beinahe ebenso oft muß Äneas den Entschluß fassen weiter zu fahren; und nirgends ist dieser Entschluß menschlich erklärbar, nirgends gewinnen wir den Eindruck, daß er auch ohne höheren Befehl hätte zustande kommen können. Wenn man aus der Äneide das fortnimmt, was die Götter sagen und tun, so bleibt nichts als eine Reihe zusammenhangloser, unverständlicher Bruchstücke übrig. Ganz anders bei Homer. Die bloße Tatsache, daß Niese, Finsler u. a. in der Ilias alle Götterszenen für spätere Zusätze halten, reicht aus, um den tiefen Unterschied zu bezeichnen, der hier besteht.

Vollends deutlich wird der Unterschied, wenn man zusieht, in welcher Art der aus dem Reiche der Götter kommende Anstoß in das Getriebe der menschlichen Dinge eingefügt ist. Den Plan nach Sparta und Pylos zu reisen faßt Telemach, weil Athene es ihm geraten hat, die in Gestalt

8) Zum Verständnis der nachahmenden Kunst des Vergil. Kiel 1885. S. besonders S. 23. Dort ist auch (S. 12) auf die wertvolle Vorarbeit von Karl Neermann (Progr. Ploen 1882) verwiesen.

des Taphierfürsten Mentos zu ihm gekommen ist; aber denselben Rat hätte auch ein wirklicher Gastfreund geben können. Ebenfalls Athene ist es, die in Δ den unglücklichen Pandaros verleitet, daß er die günstige Gelegenheit benutzt gegen Menelaos einen Pfeil zu senden; ein Zuhörer, der etwa an die Götter nicht glaubte, könnte annehmen, daß in Wahrheit Antenors Sohn Laodokos der Anstifter gewesen sei und nur die Phantasie des Dichters in ihm eine verkleidete Gottheit gesehen habe. Dieses Verhältnis läßt sich nun in besonders lehrreicher Weise da beobachten, wo ein bei Vergil erzählter Vorgang einem homerischen nachgebildet oder doch ähnlich ist.

Wie Äneas bei Dido so verweilt Odysseus, wenn auch gezwungen, bei der Nymphe auf Ogygia; beide werden durch diesen Aufenthalt dem eigentlichen Ziel ihrer Fahrt ferngehalten, und für beide bringt erst der Götterbote den entscheidenden Befehl zur Abreise. Von Anfang bis zu Ende begreiflich ist die Erzählung in ϵ . Die Göttin fügt sich dem Willen des höchsten Gottes; aber was sie dabei tut und sagt, ist vom Dichter menschlich empfunden und geht uns menschlich nahe. Odysseus seinerseits erfährt nichts Genaueres über das, was zwischen den Göttern verhandelt ist, so daß er später (η 263) den Zweifel äußern kann, ob Kalypso auf Befehl des Zeus ihn entlassen oder von selbst ihren Sinn zum Mitleid gewandt habe. Völlig anders bei Vergil. Äneas wünscht gar nichts anderes als in Karthago bei der Geliebten zu bleiben; da tritt, während er beschäftigt ist die Arbeiten am Bau der Stadt zu leiten, bei hellem Tage Merkur vor ihn, mit scheltenden Worten, und befiehlt ihm in Jupiters Namen, seiner Pflichten zu gedenken und Italien aufzusuchen (IV 260 ff.). Heinze meint zwar (² S. 306), auch hier sei »das natürliche Substrat« gegeben; man brauche nur »statt des als Person gedachten »von außen herantretenden göttlichen λόγος den in der Brust jedes »Menschen wohnenden göttlichen λόγος als die erinnernde Macht einzusetzen«, und es sei »ein sehr feines Motiv, daß gerade beim Anblick »der erstehenden Burg Karthagos plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt den Helden die Erinnerung an die Stadt überfällt, die ihm vom »Schicksal bestimmt war zu gründen«. Das wäre recht schön, wenn der Held durch Merkur überzeugt und innerlich gewonnen wäre, wie der tobende Achill in A, woran Heinze erinnert, durch Athene; aber davon sehen wir nichts. Erschüttert durch die gewaltige Autorität, die zu ihm gesprochen hat, entschließt er sich einem Befehle nachzukommen, der ihn von außen drängt (340 ff. 361), während ihm selbst die klägliche Rolle bewußt ist, die er dabei der Königin gegenüber spielt (337. 349 f.). Hier ist kein menschlich erklärlicher Verlauf: die göttliche Macht tritt störend dazwischen; und wenn wir sie wegdenken, so bleibt uns nicht, wie bei Homer, die Möglichkeit den Zusammenhang der Ereignisse auch

als einen natürlichen anzusehen. — Bei einem früheren Auftreten Merkurs, das ebenfalls in der Ilias ein Gegenstück hat, findet auch Heinze (² S. 305) Mangel an Anschaulichkeit: *ponuntque ferocia Poeni corda volente deo* (I 302 f.). Man fühlt das um so mehr, wenn man den psychologischen Takt vergleicht, mit dem selbst in einem späten Gesange wie Ω das Erscheinen des Hermes und vorher die Besänftigung des Peliden durch seine Mutter behandelt ist.

Ein beliebtes Mittel, um auf die Entschließung der Menschen einzuwirken, ist die Erscheinung im Traume. Auf diesem Wege gibt Zeus (B 23) dem Führer des griechischen Heeres den Plan zu einem entscheidenden Angriff ein⁹⁾; im Traum tröstet Athene (δ 804) die unglückliche Mutter des Telemach, ein Traumbild schickt sie (ζ 25) der Nausikaa, um sie zu veranlassen, daß sie am folgenden Tage mit ihren Mägden zur Wäsche hinausfährt. In all diesen Fällen könnte der Traum auf die natürlichste Weise so stattgefunden haben, wie er erzählt wird. Auch Vergil weiß von Träumen zu erzählen; aber immer sind es wunderbare Erscheinungen und unwahrscheinliche Botschaften, die er in dieser Form einführt. Noch am wenigsten gilt dies von Hektors Schatten, der (II 270) in der Unglücksnacht dem Äneas die Nachricht bringt, daß die Danaer in der eroberten Stadt wüten. Aber so recht den Eindruck eines künstlichen Apparates haben wir im folgenden Buche, wo Äneas schon längere Zeit auf der Insel Kreta verweilt, die er für das ihm bestimmte Land hält, plötzlich durch Mißwachs darauf hingewiesen ist, daß die Götter es anders wollen, und nun im Traum von den Penaten Auskunft erhält, wohin er sich wenden soll (III 148). Noch unnatürlicher ist die Weise, wie Turnus (VII 419 ff.) zum Zorn gegen die phrygischen Ankömmlinge aufgeregt wird. Die Furie Allekto naht dem Schlafenden in Gestalt einer alten Priesterin der Juno und macht ihn auf die Gefahr aufmerksam, die ihm drohe; aber die Sorge darum liegt seinem eigenen Denken so fern, daß er die Warnerin spöttisch zurückweist, bis sie, darüber empört, ihr wahres Wesen offenbart, mit ihrer Geißel den Verwegenen peitscht und ihm eine brennende Fackel gegen die Brust schleudert. In Schweiß gebadet erwacht er, und ist nicht etwa froh, daß die Spukerscheinung entflohen ist, sondern tut jetzt, was sie ihm befohlen hat. Etwas mehr innerlich vermittelt ist der Traum, den Äneas kurz vor der Abfahrt von Karthago,

9) Den Rat der Ältesten, an den er sich zunächst wendet, hält Agamemnon bei Nestors Schiff ab, εἰκότως· τοῦτω γὰρ ὁ ὄνειρος εἰκασταί (schol. B). Es ist, als wollte er dem, der im Traume zu ihm gesprochen hat, einen Teil der Verantwortung zuschieben. Nachher ist es dieser, der, als Hausherr handelnd, die Versammlung aufhebt (84), in der er gegen seine Gewohnheit nur ganz kurz dem Vorsatz des Oberfeldherrn zugestimmt hat (80—83). Fühlt er sich im voraus gebunden? und steckt hier etwa eine alte volkstümliche Vorstellung, wonach er glauben mußte, selbst in der Nacht bei Agamemnon gewesen zu sein?

schon an Bord seines Schiffes, hat (IV 554); wenn doch einmal Merkur in eigener Gestalt den Wachenden besucht und genötigt hat Dido zu verlassen, so ist es verständlich, daß er jetzt, wo alles zur Fahrt bereit ist, im Traume den Gott zu erblicken und seine Mahnung zur Eile zu vernehmen glaubt.

Auch da unterscheiden sich Homer und Vergil in höchst charakteristischer Weise, wo die Götter unmittelbar, nicht bloß durch das Mittel eines menschlichen Entschlusses den sie herbeiführen, in das natürliche Geschehen eingreifen. Wie Odysseus aus dem Bade kommt, sich gesalbt und reine Gewänder angelegt hat, macht ihn Athene (Z 230 f.)

μείζονά τ' εἰσιδέειν καὶ πάσσονα, καὶ δὲ κάρητος

οὔλας ἦκε κόμας ὑακινθίνῳ ἄνθει ὁμοίας,

eine Verwandlung, die dem Dichter der Odyssee zu einem seiner schönsten Vergleiche den Anlaß gegeben, also jedenfalls lebhaft seiner Phantasie vorgeschwebt hat. Aber der wunderbare Vorgang ordnet sich aufs beste in die natürliche Folge der Ereignisse ein: was für den nüchternen Verstand eine Wirkung des Bades und der glänzenden Kleider ist, erscheint dem poetischen Sinn als übermenschliche Gabe. Auch an einer späteren Stelle, wo die entsprechenden Verse aus anderem Grunde für interpoliert gelten müssen (ψ 157 ff.), sind sie doch ohne Schaden für die innere Wahrscheinlichkeit angebracht. Vergil hat das nicht empfunden; er läßt den Äneas von seiner göttlichen Mutter in dem Augenblick verschönert werden, wo er den Puniern überhaupt zuerst sichtbar wird (I 589). Diese Stelle ist noch aus einem anderen Grunde bemerkenswert; denn hier tritt Äneas mitten in der Versammlung des karthagischen Hofstaates plötzlich aus der Wolke heraus, die ihn, nach homerischem Muster, bei seinem Eintritt in die Stadt verdeckt hat (I 411). Mehrfach wird erwähnt, daß Äneas und sein Begleiter aus der sicheren Umhüllung heraus beobachten, was um sie her vorgeht (439. 516), bis zuletzt, wo sie Zeugen der Aufnahme sind, die ihre Genossen bei Dido finden, der schützende Nebel ihnen selbst anfängt lästig zu werden (579 f.): *iamdudum erumpere nubem ardebant*. Ein seltsames Bild: da steht am lichten Tage die Nebelsäule mit den beiden Männern; diese vor Eifer brennend sich bemerklich zu machen, aber außerstande das zu tun, bis der Zauber von selbst verschwindet. Homer hat es anders gemeint. Als Odysseus in die Stadt der Phäaken eintritt, ist es später Abend (η 13. 138); und wenn jetzt der Dichter erzählt, daß Athene ihn mit Nebel umgeben habe (16), so mutet er damit dem Hörer keine schwer vollziehbare Vorstellung zu. Auch nachher, als der Gast in den Saal eingetreten ist, durch die schmausenden Phäaken unbemerkt hindurchgeht und auf einmal, indem die Wolke zurücksinkt (143), vor der Königin kniet, wird es unserer

Phantasie nicht schwer der Schilderung zu folgen; denn denselben Her- gang können wir als einen ganz natürlichen, ohne Göttin und ohne Nebel- hülle, uns denken.

Der Grund des geschilderten Unterschiedes liegt zum guten Teil in der Weltanschauung beider Dichter; so urteilt auch Heinze. Treffend erinnert er an die Prodigienlisten römischer Annalen (S. 314). Etwas der Art mußte, wie der Geschichtschreiber, so der Dichter seinem Publikum bieten. Ob Vergil daneben auch die innere Bedeutung des Einwirkens der Götter bei Homer verstanden und zu vertiefen sich bemüht hat, bleibt mir nach wie vor zweifelhaft. Zwar bei dem Bilde der Fama (IV 173 ff.) ist der Sinn klar: »statt des 'Gerüchtes', das als solches keine anschauliche Schilderung trägt«, sollte »ein darstellbares Symbol« geschaffen werden; und das ist hier, in einer für sich stehenden Allegorie, vorzüglich gelungen (Heinze² 303). Wo aber göttliche Wesen mit Menschen in Verkehr zu bringen waren, da mußte sich die starke Hervorhebung des Übermenschlichen in einer für unser Gefühl störenden, den psychologi- schen Zusammenhang leicht zerstörenden Weise bemerkbar machen. Ob Vergil, was er aus dem Glauben seiner Zeit schöpfte, selbst in seines Herzens Grunde bejahte oder ablehnte, darüber scheint auch Heinze (² S. 301 f. 309) nicht ganz sicher zu sein; in der Aufnahme des rein Märchenhaften jedenfalls sei er einfach der poetischen Tradition gefolgt. Aber damit werde nicht eigentlich das Eingreifen der Götter selbst be- rührt. Heinze ist geneigt, viel mehr als man das heute meist tue, »bei »Vergil symbolisierende Absichten anzunehmen, d. h. eine bewußte »Umsetzung einfacher psychologischer Vorgänge in die Form göttlicher »Einwirkung, wobei darauf gerechnet ist, daß der gebildete Leser diese »Götterszenen 'allegorisch' deuten werde« (² S. 302). Solchen Zusammen- hang scheint der Dichter selber zu bezeugen, »da wo in Nisus plötzlich mit zwingender Macht der Plan des gefährlichen Botenganges auftaucht«; denn er läßt den Helden zu seinem Gefährten sagen (IX 184 f.): *dine hunc ardorem mentibus addunt, Euryale, an sua cuique deus fit dira cupido?* »Da haben wir die rein menschliche Deutung des seelischen Vorgangs einerseits, die Umsetzung ins Mythische andererseits«: das ist richtig. Aber eine »Allegorie« würde ich diese Umsetzung ins Mythische auch bei Vergil nicht nennen. Seine Schilderung der Fama ist eine Allegorie, und so bei Homer etwa die Stelle von den beiden Pforten der Träume (τ 562—567). Wenn aber erzählt wird, wie eine der göttlichen Personen in den Gang der Handlung eingreift, indem sie einen der menschlichen Träger der Handlung in seinem Verhalten beeinflusst, so ist das — inner- halb der poetischen Welt — ein wirklicher Vorgang, auch wenn wir im- stande sind ein psychologisches Korrelat dazu in der nichtpoetischen

Welt zu erkennen und zu beschreiben. Das gilt für Vergil so gut wie für Homer. Der große Unterschied zwischen beiden tritt erst hervor, wenn wir fragen: Waren sie sich des psychologischen Korrelates bewußt? und, was damit zusammenhängt, war die poetische Welt, in der sie sich bewegten, zugleich die Welt ihres Glaubens?

Daß in diesen Beziehungen innerhalb der ganzen Lebensfülle, die für uns der Name Homer umfaßt, volle Übereinstimmung bestehe, wird im voraus niemand für denkbar halten. Es kommt darauf an, die Verschiedenheiten aufzusuchen, zu gruppieren und, wenn möglich, in eine Stufenfolge zu bringen.

C. Daß göttliche Wesen, wenn sie im irdischen Bereiche mitwirken wollen, in die Person bestimmter Menschen sich kleiden — eines mit Namen genannten Freundes oder Angehörigen, eines Heroldes, einer Wasserträgerin —, das war für den römischen Epiker etwas längst Gegebenes, und ebenso für einen großen Teil derer, die an unsrer Ilias und Odyssee geschafft haben. Ob für alle? und auch schon für ihre Vorgänger? War es gar von jeher so? Es finden sich doch auch Stellen, an denen eine Gottheit unverwandelt, jedoch in menschenähnlicher Gestalt, auftritt. Welche der beiden Vorstellungsweisen ist die ältere? Oder gibt es darauf keine Antwort? Die Frage muß man doch stellen.

Für ihre Beurteilung ist in neuerer Zeit ein wesentliches Moment hinzugekommen durch unser Bekanntwerden mit ältesten Götterdarstellungen der bildenden Kunst¹⁰⁾. Schon Reichel hatte erkannt, daß solche Darstellungen, und zwar in rein menschlicher Gestalt, bereits in einer Zeit geläufig gewesen sind, die noch keine Kultbilder kannte. Genauer und unter reichlicher Mitteilung von Beweismaterial hat dann Georg Karo den Gedanken durchgeführt, daß bildloser Kultus und anthropomorphe Göttervorstellung in mykenischer Zeit nebeneinander bestanden haben. Dazu stimmt es vollkommen, daß die Schöpfer des epischen Gesanges ihre Götter in menschlicher Gestalt gedacht haben; und dies wieder wird durch die für alle späteren Geschlechter grundlegende Vorstellung von den olympischen Göttern, die in Thessalien zu Hause ist, bestätigt. Indem sie solche Vorstellung nährten, scheinen die Dichter geradezu — eine Beziehung, auf die Löschcke mich aufmerksam machte — Bildwerke vor Augen gehabt zu haben.

Auf dem Schilde des Achilleus führen den Trupp, der einen Ausfall macht, Ares und Athene, schön und groß ὣς τε θεῶ περ, ἀμφὶς ἀριζήλω,

10) Reichel, Vorhellenische Götterkulte (1897) S. 51. 74—76; gegen ihn, doch nur mit prinzipiellem Einwand, de Visser in der früher (S. 352 Anm. 4) angeführten Dissertation S. 235. — Karo, »Altökretische Kultstätten«, Archiv für Religionswissenschaft 7 (1904); besonders S. 142. 152 ff.

λαοὶ δ' ὕπ' ὀλίζονες ἦσαν (Σ 518f.). Ähnliche Darstellungen mochte der Dichter gesehen haben¹¹⁾. Es braucht keine vereinzelte Kühnheit der Erfindung zu sein, wenn von Aphrodite erzählt wird, daß sie den von schwerem Steinwurfe getroffenen Sohn samt seiner Rüstung in ihre Arme genommen und mit ihrem Peplos verhüllt habe (E 314f.), oder von Ares, er habe, am Boden liegend, sieben Plethra bedeckt (Φ 407). Daß sein Gebrüll, als Diomedes ihn verwundet (E 859 ff.), so laut gewesen sei wie das vereinte Kampfgeschrei von 9000 oder 10000 Männern, ist ein entsprechender Zug urwüchsiger Einbildungskraft¹²⁾. Kolossalstatuen wie die des Apollon von Delos und Naxos zeigen, daß die Kunst diesen Gedanken, die Götter in übermenschlicher GröÙe vorzustellen, zunächst auch dann noch festhielt, als Götterbilder in den Kultus eingeführt waren. Agamemnon wird (B 477 ff.) beschrieben, wie er an Haupt und Antlitz dem Zeus gleicht, um die Hüften dem Ares, mit der Brust dem Poseidon. Ob hier Bilder von ungeheurer GröÙe dem Dichter vor Augen gestanden haben, läßt sich nicht sagen; Bilder wohl jedenfalls. So auch wenn Hektors Blick mit dem der Gorgo oder des Ares verglichen wird (Θ 349), die Erscheinung einer schönen Frau mit Aphrodite oder Artemis (I 389. δ 122. ρ 37, u. ö.). Die Beschreibung des Apollon, wie er, Bogen und Köcher auf der Schulter, zürnend vom Olymp herabsteigt, oder die berühmten Verse, in denen Zeus eine Bitte gewährend sein Haupt neigt, würden einem Dichter nicht gelungen, ja nicht in den Sinn gekommen sein, dessen Phantasie nicht durch den Anblick verwandter Bilder — sei es gemalter oder in Silber getriebener oder eingelegter — belebt gewesen wäre. Der Vergleich des zum Kampfe schreitenden Aias mit dem gewaltigen Kriegsgotte, ὅς τ' εἶσιν πόλεμόνδε μετ' ἀνέρας (H 208 f.), oder der beiden, Idomeneus und Meriones, mit Ares und seinem Sohne Phobos, die von Thrakien zum Kriege ausziehen (N 298 ff.), deutet wieder unmittelbar auf Abbildung einer ganzen Szene hin. All solche Beispiele zusammengenommen erheben es über jeden Zweifel, daß es den Dichtern der Ilias etwas Vertrautes war, sich Götter in menschlicher Gestalt, als der ihnen von Natur zukommenden, anschaulich vorzustellen.

Eben dies erwarteten sie von ihren Zuhörern — schon und noch. »Schon« müssen wir sagen, wenn wir uns der eulenköpfigen Athene,

11) Reichels Vermutung (Hom. Waffen 2 162), daß der Verfasser von Σ zwei Gestalten auf einem wirklichen Bildwerke falsch als Götter gedeutet habe, steht nicht entgegen. Sollte sie zutreffen, so würde damit um so sicherer bewiesen sein, daß dem Dichter riesenhafte Götterdarstellungen vertraut waren. Auch hat er selbst (Vorh. Götterk. 51) das Beispiel mit verwertet. 12) So richtig Wecklein, Studien zur Ilias (1905) S. 31. In demselben Sinne haben sich über die grundsätzliche Frage ausgesprochen Polak in der S. 112 zitierten Abhandlung (1896) S. 380 und Robert Stl. (1901) S. 353. Meine frühere, entgegengesetzte Ansicht wurde schon in der vorigen Auflage berichtigt.

des lodernden Hephästos erinnern; »noch«, wenn wir uns klar machen, wie es dann bewußterem Denken und verminderter Gläubigkeit doch unwahrscheinlich geworden ist, daß die Olympier einst in ihrer wirklichen Gestalt unter Menschen verkehrt haben sollten: χαλεποὶ δὲ θεοὶ φαίνεσθαι ἐναργεῖς. Da fand denn, um den Anstoß zu mildern, dichterische Phantasie den Ausweg, daß sie, wenn ein Gott die irdische Bühne betreten sollte, ihm Verkleidung lieb in irgend eine der hier heimischen Personen.

III.

Aus den bisherigen Ausführungen ergeben sich die Gesichtspunkte für eine Vergleichung: in welcher Gestalt treten die Götter auf? und wie wirken sie? Allerdings läßt sich in keiner der beiden Beziehungen mit einem einfachen Entweder — Oder entscheiden, ob eine Darstellungsweise für ursprünglich oder für relativ jung zu halten sei. Die einzelnen Beispiele müssen nach der Umgebung, in der sie stehen, wie nach ihrer inneren Eigenart sorgfältig geprüft werden.

A. Zwischen der in aller Kürze prächtigen Beschreibung des Apollon in A, deren wir soeben gedachten, oder dem glänzenden Zuge Poseidons durch das beherrschte Element (N 20 ff.), und den in ihrer Art ja auch köstlichen Schilderungen des Familienlebens der Olympier: welch ein Abstand! Auf der einen Seite stehen alte Züge des Mythos, das Bild von Poseidon allerdings ziemlich gewaltsam in die Erzählung eingesetzt, so daß es an seinem Platze nun etwas Hinzugekommenes ist (s. S. 371). Den scheinbaren Widerspruch hat Mülder (BphW. 1908 Sp. 870) aufgeklärt. Die Schilderung der Fahrt des Gottes war ein älteres Stück, in anderem Zusammenhang einst entstanden; dieser »glänzende Splitter« aber schien dem Dichter [der Ilias, oder des N] kostbar genug, sein Werk damit zu schmücken: so hat er den Umweg über Ägä erfunden. Auf der andern Seite haben wir nicht bloß in θ sondern doch auch am Schluß von A, am Anfang von Δ, von Θ und, obwohl harmloser, in Σ Proben einer Götterburleske, die eigentlich den Spöttern späterer Jahrhunderte nicht mehr viel zu steigern übrig ließ. Wenn wir aus der Odyssee erfahren (σ 6 f.), daß die Junker für den Bettler, der Botengänge verrichtete, einen Spitznamen von der windschnellen goldbeschwingten ἰρις entlehnt hatten, so läßt auch dies erkennen, was für Geschichten von einem ionischen Publikum gern gehört wurden.

Freilich müssen wir uns hüten, daß wir nicht unwillkürlich zu sehr auf das, was uns schön und würdig erscheint, den Blick einstellen, und so die Züge der Dichtung auch da verzerrt sehen, wo den griechischen Hörer nichts in ernsthafter Auffassung störte¹³⁾. Denken wir auch an

13) Hier Merkmale der Entscheidung zu finden ist das Thema der lesenswerten Studie von Wilhelm Nestle, »Anfänge einer Götterburleske bei Homer«, NJb. 15 (1905) S. 161 ff.

die Göttergeschichten der Edda, des Kalewi-Poëg u. a.: da ist ebenfalls ein Maß und eine Art von Derbheit, die uns grotesk anmuten; doch vielleicht nur deshalb, weil wir selbst, wenn wir sie kennen lernen, von den Anschauungen und Lebensgewohnheiten der zivilisierten Gegenwart herkommen. Vielleicht würden auch die Menschen, die sich an jenen Geschichten erfreuten, uns grotesk anmuten, wenn sie plötzlich, zur Wirklichkeit wieder erwacht, vor uns stünden. Daß älteste Mythen und Sagen der Griechen einen ähnlichen Charakter getragen hatten, könnten wir, wenn nicht sonst, auch aus dem Epos selber erkennen, das sie allerdings in den Hintergrund schiebt und nur als Erinnerung aus vergangenen Zeiten berührt (vgl. S. 266). Das Besondere bei Homer ist eben, daß die Jahrhunderte, deren poetischen Niederschlag der Name deckt, von primitiven Zuständen durch inhaltreiche Entwicklung bis in Zeiten herabreichen, da man schon begonnen hatte auf jene Zustände ohne ein Gefühl der Gebundenheit zurückzusehen und ihre fremdgewordene Eigenart zu belächeln. Das war die Stimmung, in der ionischer Geist mit den ererbten, teils aus der Heimat einst herübergebrachten teils in Asien hinzutretenden Göttergestalten sein Spiel trieb. Wenn in N ein Stück alter Poesie oberflächlich eingearbeitet ist, so könnte Ähnliches anderwärts in der Weise geschehen sein, daß der Rest einer Sage, der ein tieferer Sinn innewohnte, durch die neue Umgebung ins Komische herabgezogen wurde. Sicher trifft dies zu für den Mythos von der heiligen Hochzeit des Himmelsgottes, den, wie Theodor Bergk (Griech. Literaturgesch. I [1872] S. 610) erkannte, der Verfasser des Ξ keck und doch zugleich anmutig für den Mechanismus der epischen Handlung benutzt hat. Die Götterkämpfe in Φ , für die menschliche Handlung ohne Erfolg und in ihrem eignen Verlaufe teils übermäßig zart empfunden (462 ff. 500 f.) teils possenhaft (489 ff.), sehen so aus, als habe der Dichter mit dem überkommenen Motiv nichts Rechtes mehr zu machen gewußt. So hat er es gesteigert und in der Ausführung vergrößert. Bethe und Wilamowitz werden recht haben (Hom. I 302 f. IIH. 82), daß des Verfassers Absicht gewesen ist, das E zu überbieten.

Daß ein Stück als Teil des vorliegenden Epos ganz jung und dabei in sich selber sehr alt sein kann¹⁴⁾, davon haben wir ein umfangreiches Beispiel in der $\Delta\iota\omicron\mu\eta\delta\omicron\upsilon\varsigma$ $\alpha\rho\iota\sigma\tau\epsilon\acute{\iota}\alpha$. Die Herkunft des Helden, die Anschaulichkeit der Beziehung zum Olymp als Göttersitz (360. 367 ff. 398. 750 ff. 867 f.) sprechen für ihr hohes Alter (vgl. oben S. 244 f. 372 f.). Dazu stimmt nun auch das urtümlich Ungeschlachte in den Götterkämpfen

14) Belzner, Hom. Probleme I (1911) S. 93 zitiert diesen Satz, um zu zeigen, zu wie zweifelhaften Mitteln der Kritik ich gegriffen hätte; dabei hat er die Worte am Anfang »als Teil des vorliegenden Epos« fortgelassen.

dieses Gesanges, vor allem die Begegnungen von Ares und Athene. Diese macht dem Diomedes die Augen hell, daß er Götter und Menschen unterscheiden kann (127 f.); später steigt sie selbst zu ihm auf den Wagen, dessen hölzerne Achse (838) unter dem Gewichte der Göttin kracht¹⁵⁾; dem verhaßten Gegner macht sie sich durch den Helm des Hades unsichtbar (845): lauter Züge von kraftvoller Ursprünglichkeit. In dieser Umgebung, wo Diomedes von seiner Beschützerin ermutigt ist Aphrodite nicht zu schonen (131 f. 330 f.), dann in eigenem Übermut mit vollem Bewußtsein gegen Apollon anstürmt (433 ff.), dieser auf der Höhe von Pergamos seinen Platz wählt (460), da stört es etwas, daß Ares, wie er die Troer ermuntert, sich dem Akamas ähnlich macht (462), Here den Achäern in Stentors Gestalt zuruft (785). Man wird kaum umhin können, hierin später eingeschlichene Milderungen zu sehen. Umgekehrt scheint der Dichter in Ξ eine Versgruppe von altertümlichem Gehalt verwertet zu haben, wenn er den Poseidon unverhüllt die Griechen zum Kampfe führen läßt (384). Im vorhergehenden Gesange war er erst als Kalchas, dann als Thoas aufgetreten, in diesem selbst hatte er einem alten Manne gleichend (Ξ 136) den Agamemnon aufgesucht und ermutigt, dann aber anscheinend die Maske abgeworfen und ein Schlachtgeschrei erhoben, so stark auch er wie 9000 oder 10000 Männer (148). Der Dichter hat die Verkleidung, die er dem Gott gegeben hatte, vergessen; daß dies geschah, war wohl eben unwillkürliche Folge des Wunsches, eine vorhandene Schilderung wirksam zu verwerten. Wie er hier beschrieben wird:

385 δεινὸν ἄορ πανύηκες ἔχων ἐν χειρὶ παχείῃ
εἵκελον ἀστεροπῇ· τῷ δ' οὐ θέμις ἐστὶ μιγῆναι
ἐν δαὶ λευγαλέῃ, ἀλλὰ δέος ἰσχάνει ἄνδρας,

das kann doch nicht von demselben erfunden sein, der ihn kurz vorher vorsorglich dreimal unter verschiedener menschlicher Gestalt verborgen hatte. Hier ist er der Gott, der Herr des Meeres, das mächtig aufwogt (392), als wolle es mit ihm in den Kampf eingreifen. — Auf derselben Stufe des altertümlich Riesenhaften steht es, wenn Apollon von der Burg herab (ähnlich wie Δ 460) den Troern zuruft, während Zeus' Tochter Tritogeneia durch die Menge der Achäer geht, sie anzutreiben ὅθι μεθιέντας ἴδοιτο (Δ 507 ff.): vielleicht wieder ein aus wirklicher Abbildung übernommenes Motiv. Und wenigstens eine von dort genährte Kraft der Anschauung glaubt man zu spüren, wenn erzählt wird, daß Apollon mit seinen Füßen den Wall der Achäer niedertritt, wie ein Kind die im Spiel errichtete Strandburg (O 355 ff.), oder, in demselben Ge-

¹⁵⁾ Eine echte und weitverbreitete mythische Vorstellung; s. z. B. Usener, Sintflutsagen S. 135. 190.

sange, daß Zeus den Führer der Troer ὦσεν ὀπισθεν χειρὶ μάλα μεγάλη, ὥτρυνε δὲ λαὸν ἅμ' αὐτῷ (694 f.), die einzige Stelle bei Homer, die von dem übrig geblieben ist, was früher gewesen war, daß auch Zeus als unter Menschen verkehrend geglaubt und geschildert wurde (oben S. 360).

In all diesen Fällen, die vereinzelte Abweichung in E ausgenommen, war es dem Dichter natürlich, die Götter selbst menschenähnlich sich zu denken. Wo dies ausdrücklich erwähnt wird, da verrät sich schon ein Beginn reflektierten Denkens und leises Nachlassen an naiver Zuversicht. So an einer Stelle in der μάχη παραποτάμιος. Prachtvoll anschaulich ist das Wüten des Flusses beschrieben; und er selbst ist der Gott: ἔξ ἐμέθεν γ' ἐλάσας πεδίον κάτα μέρμερα ῥέζε, ruft er dem Peliden zu (217). Nur, daß er sprechen kann, scheint eben von dieser Vorstellung aus unglaublich; und so wird erläutert: προσέφη ποταμὸς βαθυδίνης ἀνέρι εἰσάμενος, βαθέης δ' ἐκ φθέγγετο δίνης (212 f.). Das soll heißen: er sprach wie ein Mensch. Doch die Art des Vorganges verschiebt sich unwillkürlich zur Eigenschaft des Handelnden, wie wir es oft finden (s. S. 353 f.). Wer soll denn die Gestalt des Gottes sehen, wenn er aus tiefem Strudel heraus die Stimme ertönen läßt? Nein, er hat sich so wenig in einen Menschen verwandelt, wie bald nachher Achill, als er einem Adler gleich vorstürmt — τῷ ἐκὼς ἦϊεν (254) —, in einen Vogel. Aber der Nachfahr, der sich gedrängt fühlte nachher durch Poseidon und Athene eine Diversion eintreten zu lassen, der er doch, um den gegebenen Verlauf nicht zu stören, keine Wirkung beilegen durfte, bemerkt erläuternd: δέμας δ' ἀνδρεσσιν ἐίκτην, an Körperbau gleichen sie Menschen (285), was für die Form ihres Zuspruches (286) auch unerlässlich ist. Daß der Gott wie ein Mensch ausgesehen habe, erzählt Odysseus in κ von Hermes: νηνίη ἀνδρὶ εἰκίως κτλ. (278 f.), der ionischen Vorstellung, wie wir gesehen haben, entsprechend (vgl. dazu S. 375). Ähnlich wird er in Ω eingeführt, nur daß dort die Worte βῆ δ' ἰέναι κούρω αἰσυμνητῆρι εἰκίως πρῶτον ὑπηνήτη κτλ. (347 f.) auf eine Umwandlung deuten, weil er vorher doch nicht in dieser Gestalt vom Himmel herabgekommen ist; auch der Zusatz αἰσυμνητῆρι führt in bestimmtere menschliche Verhältnisse ein.

Dies ist nun schon in der Ilias die gewöhnliche Wendung: die Gottheit bedient sich einer menschlichen Maske. Zuweilen schimmert die übermenschliche Natur hindurch; so bemerkt Helena bei Aphrodite, die als alte Dienerin gekommen war, περικαλλέα δειρὴν στήθεά θ' ἱμερόεντα καὶ ὄμματα μαρμαίροντα (Γ 397). Der Lokrer Aias, den Poseidon in Kalchas' Gestalt aufmunternd angesprochen und mit zauberkräftigem Stabe (N 59) berührt hat, sieht und fühlt, daß das nicht Kalchas ist (71 f.):

ἴχνια γὰρ μετόπισθε ποδῶν ἡδὲ κνημῶν
 ρεῖ' ἔγνων ἀπιόντος· ἀρίγνωτοι δὲ θεοὶ περ,

und dann schildert er die kraftgebende Wirkung, die er in Herz und Gliedern spüre. Die ursprüngliche Voraussetzung (E 127 f.), daß ein Mensch göttlicher Hilfe bedarf um Götter und Menschen zu unterscheiden, ist aufgegeben; daß sie gelegentlich, wie es dem Dichter paßt, wieder aufgenommen wird (Y 131), hat nichts Befremdendes. Im ganzen überwiegt schon die Vertrautheit mit dem Auftreten der Olympier. Iris kommt, von Zeus gesendet, in Gestalt des Priamos-Sohnes Polites mit der Mahnung das Heer zu ordnen, Ἐκτωρ δ' οὐ τι θεᾶς ἔπος ἠγνοίησεν (B 807). Phöbos, der als Agenor erscheinend und fliehend den Peliden von den bedrängten Troern abgezogen hat, gibt sich endlich zu erkennen und spottet, daß jener ihn nicht erkannt hat (X 9 f.). Die kräftigen Scheltworte, mit denen der Dichter den Getäuschten — freilich den Peliden, den Sohn der Göttin, — antworten läßt (θεῶν ὀλοώτατε πάντων — ἦ σ' ἂν τεισαίμην, εἴ μοι δυνάμεις γε παρέϊη, 15. 20), zeigen doch deutlich, wie weit wir hier schon von echtem religiösem Empfinden entfernt sind. Dazu stimmt es, wenn in P (333 f.) Äneas den Apollon, der als Herold Periphas zu ihm gesprochen hat, ohne weiteres erkennt und sich dabei nicht im geringsten wundert.

Auf dieser fortgeschrittenen Stufe steht durchweg die Odyssee. In einzelnen Erinnerungen taucht die frühere Scheu vor göttlicher Gegenwart wohl noch auf: οἶσατο γὰρ θεὸν εἶναι heißt es α 323 (vgl. 420); das Nahen der Göttin in π spüren die Hunde, während Telemach sie nicht sieht und nicht merkt (160 ff.). Das sind geschickt und wirksam verwendete Züge. Im ganzen aber schaltet der Dichter nicht nur frei mit der allzeit hilfreichen Pallas Athene, läßt sie bald als Mentor bald als Mentos, hier als Mädchen, das zum Brunnen geht, dort als Herold ihren Lieblingen zu Diensten sein, sondern er bemüht sich auch gar nicht mehr, dies als etwas Besonderes hinzustellen. ὦ φίλος, οὐ σε ἔολπα κακὸν καὶ ἄναλκιν ἔσεσθαι, εἰ δὴ τοι νέψῳδε θεοὶ πομπῆς ἔπονται, sagt Nestor, als der scheinbare Mentor entschwebt, zu seinem Gast (γ 375 f.), nicht viel anders als wenn heute jemand einen jungen Menschen beglückwünscht, weil ein bedeutender Mann ihm schon seine Gunst zugewendet hat. Das Gespräch zwischen Odysseus und Athene in ν ist geschickt und psychologisch fein ausgeführt, doch von der Anschauung aus, daß hier Gleichberechtigte miteinander verhandeln. Die Göttin stellt sich dem Helden mit freundlicher Schätzung seines Verdienstes gleich in Rat und Rede (297 f.), hört seine Vorwürfe ruhig an und erwidert sie fast mehr als bescheiden (417 ff.). Wenn sie nachher von ihm während des Kampfes mit den Freiern (χ 210), obwohl sie wieder Mentors Gestalt

angenommen hat, sofort erkannt wird, wenn gar der Herold Medon den Ithakesiern berichten kann, daß die Göttin als Mentor erscheinend dem Könige geholfen habe (ω 446), oder in δ (654) Noëmon von der Möglichkeit, daß in Mentor der ihm begegnet war die Göttin verborgen gewesen sei, wie von einer ganz natürlichen Sache spricht, wenn die Freier argwöhnen, in dem Bettler stecke vielleicht ein Gott (ρ 484), so sind das alles Zeugnisse für den späten Charakter dieser ganzen Gattung von Poesie¹⁶).

Unter solchen Umständen ist es höchst auffallend, daß einmal (ο 9. 43) Athene in eigener Person zu Telemach kommt und ihm einen Rat erteilt, den er sogleich befolgt, ohne auch nur ein Wort wo nicht des Dankes, doch der Anerkennung, der Erkennung zu sagen. So müßten wir die Erzählung verstehen, wenn wir es mit dem Dichter streng nähmen. In Wahrheit ist es doch so, wie Kirchhoff es ansah, daß der, welcher hier die klaffende Lücke überbrücken und Telemachs Reise mit seiner beim Freierkampfe notwendigen Anwesenheit vermitteln wollte, flüchtig gearbeitet und seiner Phantasie nicht erst zugemutet hat, die Szene anschaulich vorzustellen. Die Göttermaschine hatte so oft funktioniert, daß sie ohne Bewußtsein ihres inneren Baues kurzerhand für einen rein äußerlichen Zweck eingestellt werden konnte. Ist dies aber für das eine Mal zugegeben — und wir können das in ο Beobachtete nicht anders verstehen —, so kann die Frage nicht umgangen werden, ob nicht Ähnliches auch sonst vorkommt. Wir müssen nun grundsätzlich damit rechnen, daß scheinbar übereinstimmende Züge — eine Gottheit ohne menschliche Maske auftretend — von entgegengesetzten Seiten her in das Bild, hereingekommen sein können. An sich besteht die doppelte Möglichkeit daß darin hohes Alter sich verrate oder späte Nachbildung; und es kommt darauf an für die Wahl einen Anhalt zu gewinnen. Mit voller Sicherheit wird das in der Regel nicht gelingen; doch möchte ich glauben, daß die kurzen Szenen in Υ (375—380) und Χ (214 ff.), wo Apoll an Hektor, Athene an Achill herantritt, um sie, den einen zurückzuhalten den andern zu ermutigen, sehr viel eher mit dem Besuch in ο als mit altertümlichen Göttererscheinungen wie in der Aristie des Diomedes gleichgestellt werden können. Auch daß Iris in Ω nicht, wie in Β, Menschengestalt annimmt, sondern sich bei Priamos, der freilich bei ihrem Flüstern erzittert, ohne Umschweife als Botin des Zeus einführt (173), scheint ein Beispiel wieder unterlassener, nicht noch unterlassener Verwandlung zu sein. Zweifelhaft bleibt einstweilen die Erscheinung des Apollon Ο 243 ff. und der Athene Α 194 ff. Jener wird von Hektor, den er in Zeus' Auftrag mit neuer Kraft

16) Vgl. Benno Diederich, *Quomodo dei in Homeri Odyssea cum hominibus commercium faciant* (Kieler Dissert. 1894) p. 27. 30 sq.

erfüllen soll, gefragt, wer von den Göttern er sei; der Pelide erkennt die Göttin — δεινὸν δέ οἱ ὅσσε φάανθεν —, während sie keinem sonst unter den Anwesenden sichtbar wird: hier wie dort zeigt sich, daß der Dichter wußte, was er tat, in A besonders schön, wie er das übermenschliche Wesen der Gottheit empfand und zum Ausdruck zu bringen wußte. So wird über die größere oder geringere Ursprünglichkeit beider Szenen das Urteil anderswoher zu suchen sein: die Art, wie die Götter in die Handlung eingreifen, könnte dazu einen Beitrag liefern.

B. Daß Götter da, wo sie körperlich tätig sind wie in E, auch körperliche Wirkungen von wunderbarer Stärke hervorbringen, versteht sich von selbst. In Π wird Patroklos, als er ὑπὲρ αἴσαν siegreich vorstürmt, von Apollon mit wuchtiger Hand zu Boden geschlagen (Π 791 ff.). Wie derselbe Gott den Wall der Griechen niedertritt, gehört ebenfalls hierher (O 355 f.). Auf der andern Seite stehen heilsame Eingriffe, auch sie zunächst anschaulich gedacht. Apollon haucht dem eben wieder (nach Ξ 418) zum Bewußtsein gekommenen Hektor Kraft ein: so dürfte diese Stelle, die eben noch im Unentschiedenen gelassen war, einer älteren Schicht zuzurechnen sein (O 262). Mehrmals werden Krieger vom Schlachtfelde entrückt. Wie Kypris den Sohn mit ihrem Gewande bedeckt und davonträgt (E 314 ff.), ist leibhaft beschrieben, ganz anders als gleich nachher seine Rettung durch Apollon (445) oder in Γ die Hilfe, die Aphrodite dem Paris leistet; den entführt sie durch die Luft und bringt ihn in seine Wohnung, ρεῖα μάλ' ὥστε θεός (381), ohne daß wir erfahren, ob und wie sie selber zugreift: so ist die ursprüngliche Vorstellungsweise weitergebildet. Ebenso entrafst Apoll ρεῖα μάλα den Hektor, dessen erstes Zusammentreffen mit Achill abgebrochen werden soll (Υ 443 f.), Poseidon den vom Peliden bedrängten Äneas so, daß dieser viele Reihen von Männern und Rossen überspringt — θεοῦ ἀπὸ χειρὸς ὁρούσας, heißt es allerdings (Υ 327), aber das ist kaum anders als wenn wir sagen »durch den Eingriff des Gottes«; denn nachher erst (330) tritt dieser an den Geretteten heran. Daß Phöbos auf Zeus' Befehl den gefallenen Sarpedon vom Schlachtfelde trägt, in den Wellen des Flusses wäscht und den Zwillingsgöttern übergibt, damit sie ihn nach der Heimat tragen, wird kurz erzählt (Π 667 ff.); aber hier ist der Anlaß der Erfindung, aus dem Grabe in Lykien, so deutlich, daß er allein schon den späten Ursprung verrät. — Χερὶ καταπρηνεί, wie Patroklos geschlagen wurde, soll auch Poseidon das Schiff der Phäaken getroffen haben, um es zu Stein zu machen (v 163 f.); und das ist sicher, obwohl es in der Odyssee steht, altertümlicher gedacht, als wenn in der Ilias zweimal Versteinerungen ohne diesen greifbaren Zug erwähnt werden (B 319. Ω 611). Aber eine poetische Denkweise, der es so, wie wir vorher durch einige Beispiele

uns erinnert haben, geläufig war, in jedem irgendwie auffallenden Vorkommnis göttliche Machtäußerung zu sehen, konnte leicht auch übernatürliche Wirkungen aus einem bloßen Willensakte der Gottheit erklären.

Die stärksten Fälle der Art sind es, daß Here in Σ (239) die Sonne zur Eile treibt, damit die Achäer zu Atem kommen, Athene in ψ (242 ff.) die Morgenröte zurückhält, um nach männermordender Arbeit Ruhe zu gewähren, kindliche gläubig festgehaltene Züge der Sage, die im Alten Testament ein berühmtes Gegenstück haben (Josua 10, 12). Daß sie bei Homer da, wo sie vorkommen, nicht erst entstanden sind, bedarf für die Odyssee keines Beweises; ihr Reiz beruht ja zum guten Teile darin, daß der ererbte Stil des Heldenepos auf die Erlebnisse einer Familie angewandt wurde. In der Ilias aber konnte kein Tag weniger als der mit Λ 1 begonnene, an dem es schon zweimal Mittag geworden war, von sich aus Anlaß geben auf ein beschleunigtes Ende zu sinnen. — Blitze von Zeus sind ein gegebenes Mittel den Willen des herrschenden Gottes kund zu tun. Unmittelbar motivierend in die Handlung eingefügt sind sie in Θ , wo dadurch zuerst (76 ff.) eine allgemeine Flucht der Griechen bewirkt wird; als trotzdem die Troer durch Diomedes und Nestor hart bedrängt werden, erschreckt Zeus diese besonders durch Blitz und Donner (133 f.), muß aber, da Diomedes von Hektor verspottet den Kampf wieder aufnehmen will, noch dreimal donnern um ihn zurückzuhalten (169 f.). Nimmt man dazu, daß bald darauf durch ein Vogelzeichen die Achäer wieder zum Vordringen ermutigt werden (151 f.), so sieht man an dem Hin- und Herspringen, wie hier ein später Dichter mit überliefertem Apparat verschwenderisch gearbeitet hat. Zuletzt ist es ihm selbst leid geworden; die entscheidende Wendung, deren dieser Gesang bedurfte, um auf die $\pi\rho\epsilon\sigma\beta\epsilon\acute{\iota}\alpha$ vorzubereiten, wird aufs kürzeste dadurch herbeigeführt, daß $\alpha\psi$ $\alpha\upsilon\tau\iota\varsigma$ $\tau\rho\acute{\omega}\epsilon\sigma\sigma\iota\nu$ $\text{'}\text{Ολύμπιος ἐν μένος ὤρσεν}$ (335). Auch der Nebel in P ist schon Formel: Zeus sendet ihn, um den Leichnam des Patroklos zu retten (269 ff.), und zuletzt betet Aias, daß er ihn entferne, damit ein Bote gesucht werden kann, der den Peliden zu Hilfe ruft (640 ff.); dazwischen steht eine Beschreibung der durch die Wolkenhülle abgetrennten Kämpfergruppe (366 ff.). Wie geschickt der Verfasser von η , einer der jüngsten Mitarbeiter am Epos, das Nebelmotiv in die abendliche Stimmung eingefügt hat, wurde bei Besprechung Vergils erwähnt.

Eben dort ist darauf hingewiesen, daß in ζ das Wunderbare der Verschönerung des Helden durch die Situation gemildert ist, auch dies ein überlegter Zug reifer Kunst; denn daß Götter die Fähigkeit haben auf die Körperbeschaffenheit eines Menschen einzuwirken, ist alter Glaube. Wie er in frühester Zeit für die Einbildungskraft vermittelt war, haben

wir gesehen: ἐμπνευσε μένος μέγα hieß es O 262. Dem Ursprünglichen nahe bleibt der Zauberstab, durch dessen Berührung Poseidon die beiden Aias mit gewaltiger Kraft erfüllt, γυῖα δ' ἔθηκεν ἐλαφρά, πόδας καὶ χεῖρας ὑπερθεν (N 59 ff.). Aber schon in E bringt Athene dieselbe Wirkung durch ihre bloße Gegenwart, das Gebet des Tydiden erhörend, hervor (122 f.). Und nicht einmal der Anwesenheit, so lernte man, bedarf es. Wie Hektor die dem Patroklos geraubte Rüstung seines großen Gegners anlegt, nun dem Tode verfallen ist, sieht ihn Zeus und empfindet Mitleid; zum Ersatz dafür, daß er nicht mehr heimkehren soll, beschließt er ihm noch einmal erhöhte Kraft zu leihen, P 209 ff.:

ἦ, καὶ κυανέησιν ἔπ' ὀφρύσι νευσε Κρονίων·
 210 Ἑκτορι δ' ἤρμοσε τεύχε' ἐπὶ χροῖ, δὴ δέ μιν Ἄρης
 δεινὸς ἐνυάλιος, πλησθεν δ' ἄρα οἱ μέλε' ἐντός
 ἀλκῆς καὶ σθένεος.

Daß ein Gott auch aus der Ferne Gebete erhören kann, weiß Glaukos (Π 515); und Phöbos belohnt das Vertrauen, heilt aus der Ferne seine Wunde (527 ff.). Wo Ähnliches dem Äneas geschieht, den Apoll in seinen Tempel auf Pergamos gebracht hat, sind Leto und Artemis um ihn beschäftigt (E 448), während Troer und Achäer um ein εἶδωλον des Helden kämpfen. Man könnte hier in der Hervorhebung unmittelbar körperlicher Pflege etwas Altertümliches sehen; nur bleibt sie gar zu sehr im allgemeinen: ἐν μεγάλῳ ἀδύτῳ ἀκείοντό τε κύδαινό τε, wo doch die schwere, anatomisch genau beschriebene Verwundung (305 ff.) sehr bestimmte Hilfe verlangte. Dazu kommt der verräterische Tempel (446) und nötigt uns, diese Partie — deren Grenzen zu suchen wären — unter diejenigen zu rechnen, die der Gesang vom Heldentume des Diomedes erst im Laufe seiner Fortbildung, bis zur Einarbeitung in die Ilias, in sich aufgenommen hat.

Wie auf eine Stufe naiver und voller Gläubigkeit eine andere folgt, die sich bemüht das ihr unwahrscheinlich Gewordene durch rationalistische Zutat glaublicher zu machen, haben wir bei Betrachtung der göttlichen Gestalt gesehen. Es zeigt sich auch in bezug auf die Art des Wirkens. Die Macht, einen Leichnam vor Verwesung zu schützen, mochte kindlicher Sinn den Göttern zutrauen. Von Hektor erzählt der Dichter einmal (Ψ 185 ff.), daß Aphrodite ihn durch Salbung mit ambrosischem Öl, Apoll durch Umhüllung mit einer Wolke geschützt, an anderer Stelle, daß Apoll ihn gegen Achills Mißhandlung mit der Ägis gedeckt habe (Ω 20 f.); Patroklos soll dadurch vor den Würmern bewahrt worden sein, daß Thetis ihm Nektar und Ambrosia in die Nase träufelte (T 38 f.). Dieses letzte ist aus der Sitte des Einbalsamierens anschaulich über-

nommen (vgl. S. 329), im Verein mit den ähnlichen Angaben jedoch wohl ein Zeichen des Bedürfnisses nach Erklärung. Daneben hält sich das Einfachere. Von Thetis und Achill heißt es an derselben Stelle (37) ὡς ἄρα φωνήσασα μένος πολυθαρσές ἐνήκεν; aber wie bald nachher Athene ihn zum Kampfe stärkt, müssen wieder Nektar und Ambrosia dienen. Nur scheinbar ein Widerspruch zu so nüchterner Verständigkeit war es — Vergil zeigte uns, wie beides zusammenwohnt —, wenn, ebenfalls in jüngerer Zeit, die Phantasie sich überbot und für ein Publikum, das ja doch nichts davon glaubte, wundersame Ereignisse erfand, die in keinen irgendwie als wirklich gedachten Verlauf sich einordnen ließen. Dahin gehört es, wenn Poseidon die Lanze Achills aus dem Schilde des Äneas reißt und jenem wieder vor die Füße legt (Υ 323 f.), wenn Athene im Kampfe mit Hektor dem Peliden den Speer wiederbringt (Χ 276 f.). Das Stärkste in dieser Richtung leisten die Ἄθλα, wo wir uns gefallen lassen sollen, daß Athene dem auf seinem Wagen dahinrollenden Tydiden nachsetzt, die Peitsche, die ihm durch Apolls bösen Willen aus der Hand gefallen, von ihr dienstfertig aufgehoben worden ist, zurückgibt und dann, persönlich hingehend, den Pferden des Eumelos das Joch zerbricht (Ψ 389 ff.).

Ist die Szene in τ, wo Athene leuchtet, verwandter Art? Früher habe ich das unbedingt geglaubt und Kirchhoffs launiger Charakteristik zugestimmt; vielleicht liegt hier doch Echteres wenigstens zugrunde. Telemachs Staunen, seine Ahnung daß ein Gott gegenwärtig sei, dann die Mahnung des Vaters:

σίγα καὶ κατὰ σὸν νόον ἴσχανε μὴδ' ἐρέειν·
αὕτη τοι δίκη ἐστὶ θεῶν, οἳ Ὀλυμπόν ἔχουσιν,

das sind Äußerungen lebendiger Ehrfurcht vor der unsichtbaren Gottheit. Nur, daß sie einen goldenen Leuchter gebraucht (34) um das Wunder zu vollbringen, stört uns die Illusion, indem es sie stützen will. Und so geht es in den letzten Gesängen der Odyssee mehrfach. Zum Kampfe mit Iros stärkt Athene dem Helden die Glieder ἄγχι παρασταμένη (σ 70); um ihn zum Betteln unter den Freiern zu ermuntern, ist sie mit denselben Worten herabbemüht worden (ρ 361). Man könnte denken, worauf mich gesprächsweise wieder Löschcke hinwies; dem Dichter schwebte ein Bild vor oder doch die aus Bildwerken bekannte Darstellungsart, von der Athene neben Perseus auf einer Metope von Selinus ein Beispiel ist. Aber ein Vergleich mit der Tätigkeit, die ihr der Dichter σ 192 ff. beilegt, führt eher zu einer anderen Auffassung. Dort ist der Gedanke, daß Athene die Schönheit der Penelope erhöht, realistisch ausgemalt: sie wäscht ihr das Antlitz mit einer sonst von Aphrodite benutzten Salbe,

daß es weißer wird als Elfenbein, und geht dann weg ($\omega\varsigma \epsilon\rho\epsilon\alpha\sigma^{\circ} \alpha\pi\epsilon\beta\acute{\eta}\sigma\epsilon\tau\omicron$), ohne doch gekommen zu sein. Hier ist die übel gelungene Absicht des Erzählers, einen konventionell gewordenen Zug wieder greifbar auszugestalten, so deutlich, daß ich danach die andern Fälle, auch in τ den Leuchter, beurteilen möchte.

Geistige Wirkungen umständlich der Einbildungskraft nahe zu bringen mochte weniger das Bedürfnis empfunden werden; denn solche Wirkung hält sich in dem unsichtbaren Bereiche, dem die Himmlischen selbst angehören. Ilias und Odyssee sind voll von göttlichen Eingebungen guter und schlimmer Art, die nur kurz hervorgehoben oder angedeutet werden, wofür es wieder genügt an die Beispiele zu erinnern, von denen diese Betrachtung ausgegangen ist (S. 381). Andererseits war hier der Phantasie, vor der die Gestalten der Götter mit ihren menschenartigen Zügen ein eignes Leben führten, um so freieres Feld eröffnet, auf dem sich denn die Dichter schöpferisch betätigt haben. Dabei leitete sie grobenteils und, wie wir vermuten dürfen, lange Zeit hindurch ein sicheres Gefühl für das, was solchen Erfindungen den Sinn gab und das Maß bestimmte. Vergil hat uns — mittelbar — gelehrt, worauf es ankam. Wenn griechische Dichter von ursprünglicher Kraft des Schauens und Darstellens schildern wollten, wie Götter, an die sie noch glaubten, die Taten und Schicksale der Helden gelenkt hätten, so ließen sie deren Eingriffe, antreibend oder zurückhaltend, nur da erfolgen, wo der innere Zusammenhang des menschlichen Wollens der Beobachtung nicht offen lag, doch im Grunde vorhanden war und einer poetischen Deutung Raum gab; und weil sie aus reicher Kenntnis des Menschenlebens schöpften, geriet es ihnen, die Lücke unmerklich so zu ergänzen, daß der ganze Verlauf als ein in sich geschlossener und natürlicher erschien. Das ist denn wirklich die Art von Einführung des Götterwesens, an die Bethe gedacht hat (oben Anm. 5.). Nur darf man sie nicht für die einzige halten; sonst gerät man auf den Abweg, in den einen Typus alles hineinzuzwängen, auch solche Szenen, die vielmehr ein Restbestand ursprünglicher Sage sind, in der die Götter als ein den Menschen zwar überlegenes, doch in Feindschaft und Liebe sich vielfach mit ihnen mischendes Geschlecht vorgestellt waren (vgl. S. 360 f., auch 384).

Die Art göttlicher Einwirkungen, von der hier die Rede ist, können wir als die künstlerisch echte betrachten. Der Traum des Agamemnon im Anfang von B, aus demselben Gesange die Botschaft die Iris-Polites an Priamos und Hektor ausrichtet (796), wieder Iris als Schwägerin der Helena sie zum Kampfschauspiel rufend (Γ 121 ff.), die Verführung des Pandaros durch Athene in Δ : all solche Szenen haben das »psychologische Korrelat«, das der Dichter wohl kaum sich klar gemacht, aber

gewiß empfunden hat. Auch von Athenens Besuch in α darf man das sagen. Zwar hat Wilamowitz recht: wer nach Kirchhoffs Beweis »noch« bestreitet, daß die Partie des α , die er seinem Bearbeiter zuweist, eine »Flickarbeit ist, mit dem ist eigentlich nicht zu reden« (HU. 6). Aber die Art, wie die Göttin hier auftritt und verschwindet, wie sie in der Seele des Jünglings Gedanken weckt, die unbewußt schon darin gelegen haben, die hat der Bearbeiter entweder aus trefflicher Vorlage übernommen oder in deren Geiste geschickt nachgebildet. Soweit diese Vorlage unser β gewesen ist, können wir uns kaum wundern, daß sie den Nachahmer zum Guten angeregt hat: denn auch hier ist die Vorstellung der göttlichen Hilfe, besonders in der Begegnung am Meeresufer (267), so fein wie lebendig durchgeführt. Die Erscheinung in A sollte uns noch beschäftigen; sie kann freilich auch hier nicht endgültig beurteilt werden. Dazu wird uns später die Analyse des ganzen Verlaufes der Heeresversammlung helfen. Denn in ihre Umgebung ist diese Szene etwas störend eingefügt, der innere Zusammenhang in ihr aber aufs beste gewahrt. Achill greift ans Schwert, um den Übermütigen zu züchtigen, der ihm seine Ehrengabe rauben will; doch in demselben Augenblicke steigt der Zweifel in ihm auf, ob das, was er tun will, recht und klug gehandelt sei: und er bezwingt sich selbst. Den Wandel, der sich in der Seele des Mannes im Verborgenen vollzieht, wußte die Phantasie des Dichters durch göttlichen Eingriff zu erklären. Dürfen wir eine Leistung so vollendeter Kunst, bloß aus dem Grunde weil Athene auch hier unverwandelt erscheint, mit den Zeugnissen ursprünglichen Götterglaubens, wie E sie bietet, auf eine Linie stellen? Ich glaube nicht, und möchte in dieser ganzen Gruppe psychologisch vertiefter Götterwirkungen eine Höhe sehen, die der Geist des griechischen Epos erst allmählich erreicht hat; und das geschah zu einer Zeit, wo die frische Kraft der sinnlichen Anschauung schon im Nachlassen war, so daß der Dichter die Frage, in welches Sterblichen Gestalt wohl die Göttin gekommen sei, von seinen Zuhörern gar nicht mehr erwartete.

Die hier gegebene Erklärung der Athene-Szene in A und diese ganze Theorie vom psychologischen Korrelat der Göttererscheinung ist weder »allegorisch« noch »metonymisch« noch »rationalistisch«¹⁷⁾. Suchen wir nur jeden der drei Begriffe klar zu erfassen, so zeigt sich: keiner trifft zu, weil sie alle eine vollkommen bewußte Tätigkeit des Dichters voraussetzen, während für unsre Erklärung die Unbewußtheit der Entsprechung

17) Wegen des Allegorischen vgl. oben S. 389 f. Als »Metonymie« lehnt Wilamowitz eine der meinigen verwandte oder gleiche Ansicht ab III. 251, als »rationalistisch«, mit ausdrücklicher Beziehung auf meine Behandlung, Adolph Roemer Hom. Aufs. (1914) S. 175 ff. (wo der dritte Aufsatz über »einige Probleme der Göttermaschine bei Homer« handelt).

zwischen äußerem und innerem Geschehen ein wesentliches Element ist¹⁸⁾. Aber allerdings, eine so glückliche Übereinstimmung zwischen gestaltender Phantasie und praktischer Seelenkunde konnte nicht dauernd bestehen. Der lebendig erwachsenen Darstellungsweise bemächtigte sich die Schule, gebrauchte sie nachahmend weiter; und die Leichtigkeit des Gebrauches verführte dazu, diese Hilfe überall da in Anspruch zu nehmen, wo man es sich mit der Motivierung leicht machen wollte. So entstand der epische *deus ex machina*, wie Mülher ihn beschreibt; nur als Ausartung von Formen, die echte Poesie sich geschaffen hatte, ist solche Technik zu verstehen¹⁹⁾. Daß Athene den Sinn der Königin ablenken muß, damit Odysseus von Eurykleia erkannt werden kann (τ 479); daß Apollon der Gegnerin plötzlich den Vorschlag macht, eine Pause im Kampf eintreten zu lassen (H 28 ff.), weil der Dichter den Zweikampf zwischen Hektor und Aias einschieben will: dies und manches Ähnliche sind wahrlich keine Schönheiten. Und noch störender, weil nicht bloß als Übergang dienend sondern in sich reicher ausgeführt, ist die Wendung, die in Γ das Gespräch zwischen Aphrodite und Helena nimmt, durch das diese bewogen werden soll zu ihrem Buhlen zurückzukehren. Sie sträubt sich, mit rechtschaffenen Gründen, und wird erst durch eine Drohung der Göttin überwunden (418): so ist die innere Wahrheit aufgegeben. Nicht mit Unrecht hat man in dieser Szene eine Verwandtschaft mit vergilischer Art gefunden, das sicherste Zeichen, daß wir damit dem Ende der Entwicklung, die der Name Homer bedeutet, nahe stehen.

Noch einen Fortschritt in der Ausbildung und damit zugleich Vergrößerung des Götterapparates stellen die Hymnen und, soweit sich erkennen läßt, die kyklischen Epen dar. Aus dem »Ratschluß des Zeus«, der in dem Unheil des troischen Krieges sich vollendete, haben die Kyprien einen vollständigen Plan herausgesponnen. Die Sagen von Anchises und Tithonos, und der Gunst die sie von Göttinnen erfahren haben, sind in dem Lied auf Aphrodite breit ausgemalt; als die Tochter des Zeus unter dem Bilde einer Sterblichen dem Anchises begegnet, ist er sogleich bereit sie für eine Göttin zu halten und zählt (93 f.) die Namen derer auf, an die sich etwa denken ließe. Man halte diese Stelle mit der anmutigen Huldigung in Odysseus' Ansprache an Nausikaa (Ζ 51 f.) zusammen, und man wird den Unterschied des Stiles mit Händen greifen. Schlichter ist die Behandlung des Göttlichen im zweiten Hymnos: Her-

18) Vgl. die erste Darlegung der Theorie in dem oben (Anm. 8) zitierten Programm von 1885 S. 20. 19) Roemer a. O. sieht umgekehrt gerade darin einen Vorzug, daß die Göttermaschine es möglich mache Motivierungen zu geben, die auf natürlichem Wege nicht zu beschaffen waren; so werde doch immer die *πιθανότης* gewahrt. Vgl. meine Gegenbemerkungen BphW. 1917 Sp. 584 ff.

mes' wie Apollons Begegnung mit dem Alten in Onchestos (87. 187) hat nichts Wunderbares; in welcher Gestalt Apollon erscheint, ist nicht angegeben, also wieder stillschweigend ihm so gut wie dem Knaben Hermes menschliche Bildung beigelegt. Im Apollon-Hymnos wird erzählt (397 [219] ff.), wie der Gott sich in einen Delphin verwandelt um kretische Schiffer nach Delphi zu bringen. Ganz zauberhaft ist der Inhalt des Hymnos auf Dionysos und der Kern der Erzählung von Demeter. Diese ganze Gattung der Poesie hat das Wunder im späteren, phantastisch entwickelten Sinne recht eigentlich zum Gegenstand.

Völlig fremd ist es ja auch dem älteren Epos nicht, doch mit feinem Takt in das Gesamtbild eingefügt. Von den Pferden des Achilleus, Sprößlingen des Windgottes und der Harpyie (Π 150), tut das eine, von Here dazu befähigt, den Mund auf zu einer Prophezeiung; aber das geschieht einmal, für einen kurzen Augenblick, dann hemmen die Erinnyen seine Stimme (T 418). Das Wunder steht für sich inmitten natürlicher Ereignisse, wie durch eine plötzliche Ahnung öffnet es die Aussicht in eine verborgene Welt und geht vorüber wie ein Traum oder eine Vision. Die fabelhaften Erlebnisse des Odysseus auf seinen Irrfahrten hat natürlich auch der Dichter als solche empfunden; aber er entwaffnet im voraus die Kritik, indem er sie in ein fernes Gebiet verlegt, in das keine Erfahrung wirklicher Menschen hinausreicht. An Kythera vorbei treibt der Nordwind den Unglücklichen dem unbekannten, unbegrenzten Meere zu; von da an weilt er nicht in der Nähe menschlicher Wohnungen, sondern im Reich der Phantasie, in dem andere Gesetze gelten als in der alltäglichen Wirklichkeit, und von wo er schlafend, also ohne Ahnung des Weges den er zurückgelegt hat, wieder in die Heimat gebracht wird, er als letzter den die Phäaken so geleiten. Da draußen gibt es ganze Völker, wie eben diese wunderbaren Seeleute und wie die Kyklopen (235. η 905 f.), die sich als Verwandte der Olympier fühlen; da stören uns die Märchen nicht: wir glauben an Skylla und Charybdis, an das Riesenvolk der Lästrygonen, an die Zauberin, die Menschen in Tiere verwandelt. Und das hat sich der späte Dichter von v zunutze machen wollen, indem er, um getrennte Stücke der Sage zu verschmelzen, die Erfindung machte, daß Athene in Ithaka, auf dem steinigen Boden der Wirklichkeit, mitten unter leibhaften, brotessenden Menschen, den männlich schönen Odysseus in einen alten Bettler verzaubert.

Blicken wir wieder zurück, so bietet sich dasselbe Bild wie bei der kulturhistorischen Betrachtung. Verschiedenheiten des Alters lassen sich erkennen, auch Wandel und natürliche Weiterbildung von Gedanken

und Motiven verfolgen; jedoch in größerem Umfange Schichten, die übereinander gelagert sind, so zu sondern, daß in sich geschlossene, lesbare Stücke herauskommen, ist nicht möglich. Allzu mannigfaltig sind die Elemente miteinander verschlungen und verschmolzen, allzu fest schon den ältesten Gesängen jüngere Bestandteile hinzugewachsen, allzu reichlich in spätere Dichtung altüberlieferte Stücke hineingearbeitet. Aber das Gesamtbild, das diese Worte andeuten, ist immer noch deutlicher geworden. Und zuletzt hatten wir die merkwürdige Erscheinung, daß ein Element, das ein Stück des Inhaltes gewesen war, sich in der Entwicklung, die wir überblicken konnten, zu einer Eigenschaft des homerischen Stiles umgewandelt hat.

Die Analyse dieses Stiles, zu der uns die Betrachtung des *deus ex machina* hinübergeführt hat, bildet nun recht eigentlich die Aufgabe des folgenden Buches.
